

Info

Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums
für Frauen- und Geschlechterforschung



22. Jg. / Nr. 29 / 2005

Aufsätze

Themenschwerpunkt: "Männlicher" Sport - "weibliche" Identität?

Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten

Geschlecht und Medien



Berichte aus der Uni Bielefeld

Themenschwerpunkt: Familiäre Altenfürsorge in modernen Zeiten

Zur geschlechtlichen Dimension in historiographischen Texten

25 Jahre interdisziplinäre Gender-Seminare an der Fak. für Pädagogik

Berichte aus dem IFF

u.a.

Gewalt gegen Frauen vor dem Hintergrund traditioneller
heterosexueller Paarbeziehungsstrukturen

Impressum:

IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung
22. Jg., Nr. 29, 2005
ISSN 1611-230X

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld
Fon: 0521-1064574, Fax: 0521-1062985
Email: iff@uni-bielefeld.de

Redaktion: Dr. Anina Mischau, Email: anina.mischau@uni-bielefeld.de
Layout: Sonja Neuß
Druck: Zentrale Vervielfältigung der Universität Bielefeld
Auflage: 500
Erscheinungsweise: 2x jährlich im April und Oktober

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall
die Ansicht der Redaktion wieder

Liebe LeserInnen,

wir möchten dieses IFF Info damit beginnen, unsere Trauer und Bestürzung zum Ausdruck zu bringen, den die Nachricht über den plötzlichen Tod unserer Kollegin Prof. Dr. Steffani Engler ausgelöst hat. Mit Steffani Engler, die am 26. Januar diesen Jahres im Alter von nur 44 Jahren an ihrer schweren Krankheit verstorben ist, verlor die Community der Geschlechterforscherinnen eine engagierte Vertreterin „der zweiten Generation“, die der Wissenschaft wichtige und innovative Impulse gegeben hat. Wir bedanken uns bei Prof. Dr. Ursula Müller (Geschäftsführende Leiterin des IFF), die in unser aller Namen Steffani Engler und ihr Wirken in einem nachfolgenden Nachruf würdigt.

Mit dieser Nummer des IFF Info haben wir erstmals innerhalb unserer einzelnen Rubriken Schwerpunktthemen gebildet. Dies wollen wir in loser Folge in weiteren Heften fortführen. Beide Schwerpunkte gehen auf Forschungszusammenhänge an der Universität Bielefeld zurück. Mit dem zwei Beiträge umfassenden ersten Schwerpunkt „Männlicher Sport – weibliche Identität? Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten“ ist es uns zudem zum ersten Mal gelungen, zwei Artikel aus einem Bereich/Forschungsfeld zu veröffentlichen, der bislang in der Geschlechterforschung nur wenig wahrgenommen und bearbeitet wird: den Sportwissenschaften. Darüber freuen wir uns sehr. Mit dem zweiten Schwerpunkt „Familiale Altenfürsorge in modernen Zeiten“, der in der Rubrik „Berichte/Beiträge aus der Universität Bielefeld“ ebenfalls zwei Beiträge umfasst, möchten wir zu einer Diskussion einladen, von der wir denken, dass sie nicht nur gesellschaftlich notwendig ist, sondern auch eine Herausforderung für die Geschlechterforschung bedeutet. Wir freuen uns, dass beide Beiträge hierzu provokante Denkanstöße für eine solche Diskussion formulieren.

Die Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen ist ein besonderes Anliegen des IFF. Gerade für junge Wissenschaftlerinnen ist es wichtig, auch über Veröffentlichungen einen ersten Schritt in die wissenschaftliche Community zu machen; hierzu fehlen aber häufig Erfahrung und/oder Publikationsmöglichkeiten. Die Redaktion des IFF Infos hat mit der letzten Nummer begonnen, explizit Nachwuchswissenschaftlerinnen zu ermuntern, Manuskripte für das IFF Info einzureichen und dafür bei Bedarf eine spezielle Betreuung und Unterstützung angeboten. Wir freuen uns sehr, dass wir in dieser Nummer gleich zwei Beiträge von Nachwuchswissenschaftlerinnen der Universität Bielefeld veröffentlichen können: Karolin Heckemeyer hat einige Aspekte ihrer Diplomarbeit für den Artikel „Soziale Anerkennung und Persönlicher Gewinn im Fraueneishockey“ zusammengefasst und überarbeitet. Svenja Ruhrberg gibt mit dem Beitrag „[...] er entschied lebhaft, unmittelbar und auf immer – Zur geschlechtlichen Dimension sprachlicher Muster und narrativer Strategien in historiographischen Texten“ Einblicke in ihr Dissertationsprojekt. In beiden Fällen wollen wir nicht nur den Autorinnen, sondern auch den jeweils betreuenden Professorinnen danken, die ihre Diplomandin bzw. Promovendin ebenfalls zu diesen Publikationen ermutigt haben. Auch für die nächste Nummer des IFF Info möchten wir junge Wissenschaftlerinnen, die eine mindestens mit gut bewertete Abschlussarbeit im Bereich der Geschlechterforschung geschrieben haben oder im Bereich der Geschlechterforschung promovieren, herzlichst dazu aufrufen, mit der Redaktion Kontakt aufzunehmen, um gemeinsam zu überlegen, inwieweit die Arbeiten für einen Artikel im IFF Info geeignet wären. Die Redaktion bietet sodann an, den Prozess des Schreibens und der Veröffentlichung konstruktiv zu begleiten.

Allen Autorinnen dieses IFF Infos sei herzlich für ihre interessanten, spannenden und informativen Beiträge gedankt. Für das nächste IFF Info möchten wir wieder alle LeserInnen ermutigen, durch interessante Aufsätze, Forschungsberichte, Diskussionsbeiträge, Mitteilungen, Veranstaltungshinweise, Rezensionen oder Tagungsberichte daran mitzuwirken, das IFF Info zu einer lebendigen, interdisziplinären, anregenden und diskursfreudigen Zeitschrift der Frauen- und Geschlechterforschung und zu einem Forum frauen- und geschlechterpolitischer Diskussionen zu machen. Die nächste Nummer wird im Oktober 2005 erscheinen; Beiträge können per Mail bei der Redaktion bis 15. Juli eingereicht werden.

Für diese Ausgabe wünschen wir allen LeserInnen eine anregende Lektüre!

Anina Mischau, Redaktion

Ursula Müller

Nachruf auf Prof. Dr. Steffani Engler

Steffani Engler, eine besonders kreative, engagierte und unterstützende Kollegin, ist tot – gestorben an einer seltenen Version einer Blutkrebserkrankung. Sie ist mir seit langen Jahren aus vielfältigen Bezügen präsent und wichtig gewesen. Zusammen mit Barbara Friebertshäuser hat sie als eine der Ersten in der Bundesrepublik in einer Hochschulstudie in den 80er Jahren Bourdieus Konzeption des Habitus und des Feldes mit einer qualitativen Untersuchung verschiedener Fachkulturen verbunden. Ihren ethnographischen Studien gelang u.a. der Nachweis, dass sich Fachkulturen wie Erziehungswissenschaften, Jura, Maschinenbau und Elektrotechnik nicht nur bezogen auf Begrüßungsrituale für Erstsemester etc., sondern bis hinein in die Frühstückskultur studentischer Wohngemeinschaften unterscheiden. Die Bedeutung der Rolle der disziplinär unterschiedlichen Fachkulturen für die wissenschaftlichen Biographien und die damit verbundene Lebensgestaltung war damit ebenso originell wie eindrucksvoll aufgewiesen und hat eine neue Forschungsperspektive in die Hochschulforschung hineingebracht. Aufbauend auf diese ersten Arbeiten zur Hochschulforschung wendete sich Steffani Engler in ihrer Dissertation „Fachkultur, Geschlecht und soziale Reproduktion“ einer Fragestellung zu, die sie zeit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit begleiten sollte: der Frage nach dem Verhältnis von Fachkultur(en) und Geschlecht, verbunden mit der Frage nach Mechanismen und Funktionsweisen sozialer Reproduktion im Feld Hochschule. Mit ihrer quantitativen Studie zu studentischen Fachkulturen in den Fächern Erziehungs- und Rechtswissenschaften, Elektrotechnik und Maschinenbau vermochte sie aufzuzeigen, auf welche Art und Weise Hochschule und Fachstudium (und damit die Hochschulsozialisation) zur Reproduktion von Geschlechterverhältnissen beitragen. Bereits mit ihrer Dissertation (wie später mit vielen anderen ihrer Arbeiten) konnte Steffani Engler wichtige Impulse für jene VertreterInnen der Hochschulforschung geben, die zu erklären versuchen, wie sich im sozialen Feld Hochschule (oder allgemeiner: Wissenschaft) Herrschaft und Ungleichheiten verfestigen, reproduzieren oder verändern.



Die Auseinandersetzung mit dem Potential, das die Arbeiten von Pierre Bourdieu für die Analyse des Hochschulbereichs bereitstellen, hat Steffani Engler in ihrer Habilitationsschrift „In Einsamkeit und Freiheit? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur“ fortgeführt und auch in dieser Arbeit Neuland betreten und den Weg für nachfolgende Analysen geebnet. In dieser Arbeit verbindet sie die Bourdieusche Konzeption des sozialen Feldes auf höchst interessante und fruchtbare Weise mit der Perspektive der Biographieforschung und zeigt auf, dass die Selbst- und Fremdkonstruktion einer Wissenschaftlerin/eines Wissenschaftlers zu einer sogenannten „wissenschaftlichen Persönlichkeit“ das zentrale Spiel ist, in dem erfolgreich zu sein die condition sine qua non der wissenschaftlichen Karriere ist. Sowohl die Persönlichkeit wie auch die herausragende Leistung, die zur Anerkennung als wissenschaftliche Persönlichkeit führt, werden in diesem Spiel hervorgebracht, in dem Prozesse der Anerkennung und Zuschreibung verhandelt werden. Frauen wird dabei nicht (mehr) abgesprochen, Wissenschaft zu betreiben; aber die Zuschreibung von Neuem, Originellem und Eigenem und damit eine „Größe“ der wissenschaftlichen Persönlichkeit wird ihnen derzeit noch seltener zuteil als Männern. Dass den interviewten Professorinnen gleichwohl erfolgreiche wissenschaftliche Persönlichkeitskonstruktionen im wissenschaftlichen Feld gelungen sind, liegt u.a. am Aufbau und der Gestaltung eines eigenen Spiel-Raums (am Beispiel der Frauenforschung illust-

riert), der wissenschaftliche Arbeit in einer eigenen scientific community anerkannt gemacht hat.

Der Reichtum dieser Arbeit kann hier nur andeutungsweise sichtbar gemacht werden; als Anregung zum Lesen sei aus einer Rezension von Anina Mischau zitiert, die sie im März 2003 in der Zeitschrift *Querelles – Net* (Nr. 9) publiziert hat. Sie sagt zum empirischen Hauptteil der Arbeit: „In ihm beschreibt und reflektiert Engler den akademischen Werdegang von insgesamt sechs ProfessorInnen: zwei Professorinnen und zwei Professoren der Soziologie sowie zwei Professoren der Elektrotechnik bzw. Informatik. Trotz der Länge kann das Lesen dieser Berufsbiographien nur als reines Vergnügen beschrieben werden. Dies hat mehrere Gründe. Zum einen ist es Steffani Engler offensichtlich gelungen, bei der Durchführung der narrativen Interviews eine Erzählsituation zu schaffen, die von einer großen Offenheit geprägt war. In dem so gewonnenen Datenmaterial wird mit so manchem Tabu gebrochen, werden Mythen über die Wissenschaft und den Wissenschaftsbetrieb entlarvt und „große“ Persönlichkeiten der Wissenschaft entzaubert. (...) Zum anderen verbindet die Autorin in hervorragender Weise das erzählte Gesprächsmaterial mit ihrer eigenen „Analyse- und Interpretationsfolie“. Dabei nimmt sie den/die Leser/in quasi an die Hand, lässt ihn/sie in die jeweilige Lebensgeschichte eintauchen und macht diese, ganz nebenbei und wie selbstverständlich nachvollziehbar, einer wissenschaftlichen Reflexion und Abstraktion zugänglich. Auch der Schreibstil der Autorin trägt dazu bei, den/die Leser/in ohne Mühen über diese nahezu 300 Seiten zu fesseln. Das Buch hebt sich damit wohlthuend von manch anderer Habilitationsschrift ab (...)“

Trotz aller Faszination, die das Werk Pierre Bourdieus – der ja als einer der wenigen ganz großen Theoretiker der Soziologie auch anerkannter empirischer Forscher war – erwies sich Steffani Engler jedoch nicht als sozusagen „folgsame Schülerin“ eines großen Meisters. Vielmehr führt sie den Ansatz anhand der Konfrontation mit ihren Forschungsergebnissen quasi über sich selbst hinaus, wo er an die Grenzen seiner Erklärungskraft stößt – nämlich bei der Frage nach dem Ursprung der Geschlechterungleichheit im Wissenschaftsbetrieb. Immer wieder reflektierte sie in diesem Zusammenhang auch grundsätzlich und dabei keineswegs unkritisch die Frage der Nutzung des Konzeptes Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung, zuletzt in einem Artikel in dem im Herbst 2004 erschienenen „Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung“.

Steffani Engler hat an vielen Stellen Wissenschaft mit gestaltet, zuletzt auch als Sprecherin der Sektion Bildung und Erziehung der DGS. Ihr Engagement im Aufbau einer scientific community der Frauen- und Geschlechterforschung – in Sektionen, Tagungen und in unserem DFG-Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel“ – sowie ihr Beitrag zur Entwicklung und Erprobung völlig neuer Themenzuschnitte und didaktischer Konzeptionen – wie z.B. ihre Mitwirkung an der Internationalen Frauenuniversität (ifu) – hat viele Impulse gegeben, die nicht zuletzt durch ihre intensive persönliche Präsenz und ihre Leidenschaft für die Sache unvergesslich sind.

Auch für Steffani Engler war der „Weg zur Professur“ lang, aber letztlich erfolgreich. Leider konnte sie, dort angekommen, nur noch kurz verweilen. Den Endpunkt dieses langen Weges als Anfangspunkt einer neuen Phase zu nutzen, in der sie unter neuen Voraussetzungen kompetent und verändernd in das Wissenschaftsspiel hat eingreifen können, war ihr nur noch kurz vergönnt. Nicht nur die Frauen- und Geschlechterforschung, sondern gerade auch die Hochschul- und Wissenschaftsforschung hat einen großen Verlust zu beklagen.



IFF Info

Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
22. Jahrgang / Nr. 29 / 2005

EDITORIAL

NACHRUF

AUFSÄTZE

THEMENSCHWERPUNKT: „Männlicher“ Sport – „weibliche“ Identität?
Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten 9

Christa Kleindienst-Cachay
„Weibliche“ Identität in „männlichen“ Sportarten? – Risiken und Chancen

Karolin Heckemeyer. Soziale Anerkennung und persönlicher Gewinn im
Fraueneishockey

Christiane Schmerl
Geschlecht und Medien 36

BERICHTE/BEITRÄGE AUS DER UNIVERSITÄT

THEMENSCHWERPUNKT: Familiäre Altenfürsorge in modernen Zeiten 47

Katharina Gröning und Anne-Christin Kunstmann
Krise der familialen Altenfürsorge – Krise der Familie oder Krise des Patriarchats?

Katharina Gröning
Perspektiven des feministischen Diskurses auf die familiäre Pflege

Svenja Ruhrberg
„[...] er entschied lebhaft, unmittelbar und auf immer. Zur geschlechtlichen
Dimension sprachlicher Muster und narrativer Strategien in historiographischen
Texten 60

Ruth Großmaß und Christiane Schmerl
Einzelnen waren wir ganz reizend, gemeinsam unaus/widerstehlich: Ein Viertel
Jahrhundert interdisziplinäre Gender-Seminare an der Fakultät für Pädagogik 70

Frauenbüro: Neuwahl Gleichstellungsbeauftragte 75

BERICHTE/BEITRÄGE AUS DEM IFF

Sandra Glammeier
Gewalt gegen Frauen vor dem Hintergrund traditioneller heterosexueller Paar-
beziehungskonstruktionen 76

Neues Forschungsprojekt am IFF	87
Susann Fegter Gender-Wissen und Gender-Kompetenzen in der Berufspraxis. Rückblick auf ein Expertinnen-Hearing	89
Ursula Müller Lange geplant, nun in die Tat umgesetzt: Erster Workshop zur Geschlechter- forschung an der Universität Bielefeld	96
REZENSIONEN	
Bettina Roß (Hg.): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Perspektiven für eine antirassistische und feministische Politik und Politikwissenschaft (Kristin Schwierz)	99
Sigrid Schmitz und Britta Schinzel (Hgg.): Grenzgänge. Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften (Anina Mischau)	101
Karin Heinzmann und Angelika Schmidt (Hgg.): Wege aus der Frauenarmut (Birgitta Wrede)	104
NEUERSCHEINUNGEN	108
INFORMATIONEN	112

Themenschwerpunkt: „Männlicher“ Sport – „weibliche“ Identität? Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten

Die beiden folgenden Beiträge sind im Rahmen des Forschungsprojekts: „Männlicher Sport – weibliche Identität? Untersuchungen zur Sportsozialisation und Identitätskonstruktion junger Frauen in männlich dominierten Sportarten“ (Leitung: Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay, Wiss. Mitarbeiterin: Annette Kunzendorf) in der Abt. Sportwissenschaft der Universität Bielefeld entstanden. Das Projekt war Teil des Forschungsverbundes „Geschlechterverhältnisse im Sport“, der in den Jahren 2000-2003 vom nordrhein-westfälischen Ministerium für Wissenschaft und Forschung gefördert wurde. Insgesamt umfasste der Verbund fünf Teilprojekte (vgl. Hartmann-Tews u.a. 2003). Der vorliegende Beitrag von Christa Kleindienst-Cachay (unter Mitarbeit von Annette Kunzendorf) beschreibt an Hand ausgewählter Themenbereiche aus dem Gesamtprojekt Risiken, aber auch Chancen für Frauen in verschiedenen männlich dominierten Sportarten, während sich der darauf folgende Beitrag von Karolin Heckemeyer mit der Problematik der sozialen Anerkennung von Frauen in einer der untersuchten Sportarten, nämlich Eishockey, befasst.¹

Christa Kleindienst-Cachay (unter Mitarbeit von Annette Kunzendorf)

„Weibliche“ Identität in „männlichen“ Sportarten? – Risiken und Chancen

„Mädchen tanzen und Jungen spielen eben Fußball!“ Solche Vorstellungen prägen auch heute noch das Denken der breiten Öffentlichkeit, obwohl Frauen längst höchst erfolgreich Fußball spielen, Box- und Ringkämpfe bestreiten, Gewichte heben, den Hammer werfen oder mit dem Bob durch den Eiskanal jagen. Frauen in Männersportarten haben offenbar Konjunktur, das beweisen nicht nur erfolgreiche Spitzensportlerinnen, sondern auch die enormen Zuwachsraten bei den weiblichen Mitgliedern im Breitensport der entsprechenden Sportverbände. Doch was steckt eigentlich „hinter“ dieser Entwicklung? Was reizt Frauen, sich vormals männliches Terrain anzueignen, und welche Probleme stellen sich ihnen im Hinblick auf ihre Identitätskonstruktion?

1. Frauen erobern den „Männersport“!

Der „Sprung über die letzte Hürde“ scheint geschafft, so war im

Frühjahr 2003 in der Frauenzeitschrift „Emma“ zu lesen. Damit war gemeint, dass sich immer mehr Frauen in ehemaligen Männerdomänen des Sports engagieren, wie z.B. Boxen, Gewichtheben, Ringen, Motorsport, und dort höchst erfolgreich sind. In solchen Sportarten sind Frauen nicht nur überwiegend mit Männern zusammen, sondern sie zeigen dort auch Verhaltensweisen und entwickeln Körperformen, die gemäß den traditionellen Geschlechterstereotypen eher Männern zugeordnet werden. Dies scheint einerseits für Frauen konfliktbelastet zu sein, weil sie mit gängigen Geschlechterstereotypen konfrontiert werden, andererseits aber ist anzunehmen, dass Frauen in männlich dominierten Sportarten auch persönlichen Gewinn aus diesem Sportengagement ziehen, anders ist der enorme Zulauf in den letzten Jahren kaum zu erklären.

Im Sport zeigt sich somit ein ähnliches Phänomen, wie wir es in den letzten Jahren in anderen Männer-

domänen, wie Polizei, Militär und bestimmten Bereichen der Wirtschaft, beobachten können. Hier wie dort stellt sich die Frage: Was steckt eigentlich hinter dieser Entwicklung? Handelt es sich um den Beginn weitreichender Entdifferenzierungsprozesse im Hinblick auf die traditionelle Zweigeschlechtlichkeit oder werden neue, subtilere Differenzen aufgebaut? Und weiter: Was reizt Frauen, sich vormals männliches Terrain anzueignen? Welchen Identitätsgewinn ziehen sie hieraus und welche Probleme stellen sich ihnen bei der Identitätskonstruktion.

2. Anlage der Studie

Zur Beantwortung dieser Fragen führten wir eine qualitative Studie mit 24 Hochleistungssportlerinnen in folgenden acht Sportarten durch: Bobfahren, Boxen, Eishockey, Fußball, Gewichtheben, Hammerwerfen, Mountainbiken und Ringen. Mit Ausnahme des Fußballs sind dies alle Sportarten, in denen erst in jüngster Zeit nationale bzw. inter-

nationale Wettkämpfe für Frauen eingerichtet und damit die Voraussetzungen für ein leistungssportliches Engagement von Frauen auf hohem Niveau geschaffen wurden. All diese Sportarten sind im Alltagsverständnis männlich konnotiert, d.h. man verbindet Männlichkeitsvorstellungen mit ihnen, sei es, dass sie bisher ausschließlich von Männern betrieben, organisiert und verwaltet wurden, sei es, dass sie Handlungsformen erfordern, die dem männlichen Geschlechterstereotyp zuzuordnen sind, wie z.B. Boxen, Schlagen, Ringen, Gewichte schleudern oder stemmen, sich im Zweikampf mit dem Gegner körperlich hart auseinandersetzen bzw. sich mit einem technisch schwierig zu beherrschenden Gerät hohen Geschwindigkeiten und gefährlichen Abfahrten aussetzen. Die befragten Frauen sind zwischen 17 und 35 Jahre alt, betreiben ihre Sportart als nationale Spitzenathletinnen auf Hochleistungssportniveau und verfügen über langjährige Erfahrungen in der jeweiligen Sportart. Im Unterschied zur Mehrzahl der Männer in den untersuchten Sportarten kann keine der Frauen ausschließlich von den Einkünften aus ihrem Sport leben. Vielmehr investieren viele der Befragten nicht nur Zeit, sondern auch viel Geld in ihr sportliches Engagement.

Für die Durchführung der Sportlerinneninterviews wurde eine Kombination aus narrativem und problemzentriertem Interview mit biografischen Anteilen gewählt. Die Auswertung der erhobenen Interviews erfolgte mit Hilfe des Verfahrens der qualitativen Kodierung (vgl. Kelle/Kluge 1999, S. 54-74) und wurde computerunterstützt mit der Software MAXQDA von Kuckartz (1999) durchgeführt.

3. Kurzer Blick auf den theoretischen Bezugsrahmen

Wir verstehen Identitätsentwicklung als einen komplexen Aushandlungsprozess zwischen dem Individuum und der ihm begegnenden sozialen und materialen Umwelt (vgl. Keupp u.a. 1999; Straus/Höfer 1998; Höfer 2000). Will man nun diesen Aushandlungsprozess in Bezug auf Athletinnen in Männersportarten beschreiben und erklären, so gilt es einen theoretischen Ansatz zu entwickeln, der einerseits die äußere Realität, z.B. die Anforderungsstruktur der Sportart im Hochleistungssport, die Praktiken der sozialen Konstruktion von Geschlecht in Männerdomänen sowie geschlechterstereotype Erwartungsmuster im Alltag in den Blick nimmt, der andererseits aber auch die Seite des Individuums mit dessen jeweiligen Potenzialen, Bedürfnissen und Wünschen berücksichtigt und darüber hinaus beide Aspekte, d. h. innen und außen, aufeinander zu beziehen erlaubt. Von großer Bedeutung ist im Rahmen dieses theoretischen Ansatzes die Identitätskonstruktion über den eigenen Körper, dessen Akzeptanz durch das Individuum selbst sowie durch verschiedene Interaktionspartner (Klein 1983; Palzkill 1990; Helfferich 1994; Kugelman 1996; Stahr 1998; Villa 2001).

4. Ausgewählte Ergebnisse

Im Folgenden werden Ergebnisse zu ausgewählten Themenbereichen der Studie präsentiert und zwar sowohl zu solchen Themen, die von den Athletinnen selbst als konflikthaft beschrieben werden als auch zu den moderierenden Einflüssen, die den Frauen erlauben, das Sportengagement trotz vieler negativer Erfahrungen aufrechtzuerhalten und die es ihnen letztlich doch ermöglichen, ihr Sportengagement als individuellen Identitätsgewinn zu ver-

buchen. Durch dieses zweistufige Verfahren wird der in der neueren Geschlechterforschung zu Recht kritisierte einseitige Blick vieler älterer Arbeiten zur Frauenforschung, der ausschließlich auf Differenzen und Konflikte gerichtet war, vermieden.²

4.1 Der kleine Unterschied und seine Folgen in männlich dominierten Sportarten

4.1.1 „Das ist doch kein Sport für Frauen!“

In den Interviews berichten die Athletinnen über verschiedene Formen der Ablehnung ihres Sportengagements als „unweiblich“. Dies geht von Personen im Nahbereich im ebenso aus wie von der Peergroup, den männlichen Sportkameraden, Funktionären und Trainern sowie den Medien. Jene Sportlerinnen, die schon lebensgeschichtlich früh mit der jeweiligen Zielsportart begonnen haben, erfahren bereits in der Kindheit, dass die von ihnen gewählte Sportart, z.B. Fußball oder Eishockey, für Mädchen und Frauen als ungeeignet gilt, und zwar zumeist durch die Eltern bzw. andere Familienmitglieder, also den in der Kindheit zentralen Bezugspersonen. Dabei geht von der Mutter, der maßgeblichen Identifikationsfigur in der Sozialisation von Mädchen, oft ein besonders stark abwehrender Einfluss aus:

„Nein, um Gottes Willen, das kommt gar nicht in Frage. Du spielst nicht im Fußballverein. Du bist schließlich ein Mädchen.“ (FB 01)³

Mehrere Athletinnen geben an, dass beide Elternteile der Ausübung der gewünschten Sportart jahrelang aktiv entgegenwirkten. Bei einer Eishockeyspielerin verhindert der Vater, der selbst Eishockeytrainer einer Jungenmannschaft ist, sechs Jahre lang den aktiven Eishockeysport

der Tochter. Nach Aussage der Athletin begründet der Vater seine Ablehnung damit, dass er Angst um seine Tochter habe, weil er als Trainer „wusste, wie hart die Sportart eigentlich ist, und, ja, das ist nichts für Frauen. (...) Und dann durfte ich das nie.“ (EH 03)

Aber diese Argumentation ist nach Meinung der Athletin zum Zeitpunkt des Interviews nur ein vorgeschobenes Argument: Eigentlich sei der Vater der Meinung, dass der Eishockeysport frauenfrei bleiben sollte (vgl. EH 03). Auf den Zusammenhang zwischen „Fürsorge für die Frauen“ und der Fernhaltung der Frauen von einer bestimmten Sportart verweisen einige der von uns Befragten: Sie schätzen die „Sorge“ der Männer um die körperliche Unversehrtheit der Frauen als eine Strategie ein, die dazu diene, deren Ablehnung öffentlich artikulieren zu können, ohne gegen die „political correctness“ der modernen Geschlechterdebatte, die durch Gleichheit bestimmt ist, zu verstoßen:

„Aber für die Männer war es eigentlich (so, dass sie was) vorschoben: ‚als Frau ne gebrochne Nase und sich da schlagen und so.‘ Wobei ich auch manchmal denke, die machen sich auch nicht Sorgen um meine gebrochene Nase, sondern die finden das einfach nicht toll, dass ich das mache, was sie selber eigentlich machen. Und dann vielleicht teilweise schon gedacht hätten, sie würden es gerne machen oder das insgeheim bewundern vielleicht. Oder deswegen auch gern Boxen anschauen und so dieses Heldentum, wo derjenige der gewinnt, da halt beneiden. Und ich denke das spielt bei denen alles mit 'ne Rolle, ob die das dann ablehnen. Ob sie das alles in dem Moment selber so bewusst wahrnehmen, ist vielleicht auch jetzt so. Die merken halt einfach, dass ich das (als Frau) jetzt mache, (was sie selber gerne machen).“ (BX 02)

Diese Athletin sieht die eigentlichen Ablehnungsgründe in der Tatsache, dass Frauen Anspruch auf die bisherige „Männerdomäne Boxen“ erheben, denn damit werde die Ordnung der Geschlechter auf den Kopf gestellt. Da es aber heute gesellschaftlich nicht mehr akzeptiert



wird, durch Ausschlussforderungen offen eine intolerante, geschlechterdifferente Haltung zum Ausdruck zu bringen, erfolgt eine Verschiebung der Argumentation in einen sozial positiv besetzten Bereich, nämlich den der „Fürsorge“ für die Frauen. Dieses Argument kann dann als Legitimationsstrategie für die soziale Schließung der Sportart für Frauen dienen.

Vergleichbare Praktiken, die sich zwar nicht der sozialen Schließung, wohl aber der Erhaltung von Differenzen zwischen Männersport und Frauensport zurechnen lassen, finden sich in nahezu allen männlich dominierten Sportarten. Sie betreffen z.B. das Regelwerk für Frauenwettkämpfe⁴ oder die Meldeformalitäten zum Wettkampf⁵ ebenso wie die Einrichtung gleichwertiger nationaler und internationaler Wettkämpfe für Frauen, die gleichberechtigte Zuteilung von Trainerstunden und Hallenzeiten oder die Vergabe von Startplätzen bei Wettkämpfen. Durch diese Differenzen schaffenden Praktiken wird den Frauen immer wieder signalisiert,

dass ihr Sporttreiben, auch wenn es in der gleichen Sportart wie der der Männer erfolgt, längst nicht dasselbe ist!

In jenen Sportarten, die von weiten Teilen der Gesellschaft auch für Männer als „brutal“, „unästhetisch“, „primitiv“ erachtet werden, wie z.B. Boxen, Ringen und Gewichtheben, ist die Ablehnung der Frauen, die diese betreiben, besonders rigide. Dies kann so weit führen, dass sich Freunde abwenden, wie dies eine der befragten Gewichtheberinnen schildert:

„Die (Freunde) haben dann (...) gesagt: ‚Um Gottes Willen, jetzt wird sie zum Mannweib. Jetzt wird sie richtig ekelhaft‘, dann so: ‚der Charakter ändert sich‘ und so weiter und haben sich aber auch eben so ein bisschen abgesondert von mir.“ (GH 01)

Insgesamt zeigen solche offenen oder verdeckten Formen der Ablehnung, dass die Athletinnen innerhalb und außerhalb der Familie immer wieder erfahren, „wie abwegig das für den Rest der Menschheit ist, dass eine Frau so eine Sportart macht.“ (GH 03)⁶

Auf Ablehnung stoßen die Athletinnen aber auch innerhalb ihrer Sportart und zwar insbesondere bei männlichen Athleten, die „schrecklich dagegen sind“ und das (Frauengewichtheben) „ganz fürchtbar finden“ (GH 02):



„Die haben (gesagt), wir nehmen den Platz auf der Matte weg, zum Trainieren. Dann: ‚Frauenringen ist doof!‘, (...) Frauen schauen dumm aus, wenn sie ringen. Es ist unästhetisch.“ (RG 03)

Ein solch grundsätzlich ablehnendes Verhalten scheint typisch zu sein für die Phase der beginnenden Öffnung einer Sportart für Frauen. Nahezu alle befragten Athletinnen berichten darüber.⁷ Teil dieser Strategie ist, es den Frauen besonders schwer zu machen, sich im neuen Terrain zurechtzufinden und dessen Anforderungen zu bewältigen, indem ihnen einfache Formen der Unterstützung und Hilfe verweigert werden. So berichten z.B. die Bobfahrerinnen, dass sich viele männliche Bobfahrer weigerten, den Athletinnen beim Tragen des ca. 230 kg schweren Bobs zu helfen, nach dem **Motto:** „Wer seinen Bob nicht selbst tragen kann, hat im Bobsport nichts verloren!“ (vgl. BF 01, BF 02, BF 03) Dabei ist eine solche gegenseitige Hilfeleistung unter den männlichen Athleten ganz selbstverständlich.⁸

Die Ablehnung der neu in die Sportart gekommenen weiblichen Athletinnen steht in enger Verbindung mit der Aufteilung von Ressourcen, also mit Konkurrenz um knappe Mittel: So muss z.B. das zur Verfügung stehende Geld für Ausrüstung, Trainervergütung und Reisen ebenso geteilt werden wie die Hallenzeiten, der Platz auf der Matte und u.U. sogar die Startplätze bei internationalen Meisterschaften.⁹ Auch die Aufmerksamkeit der Funktionäre, insbesondere aber der Medien, gehört nicht mehr unbedingt allein den Männern.

Aber nicht nur die männlichen Athleten tun sich schwer, Frauen in ihren Sportarten zu akzeptieren, sondern auch Trainer und Funktionäre. Insbesondere in der Anfangsphase finden sich bei dieser Personengruppe Ablehnung, Ausgrenzung und Nichtunterstützung der Frauen (vgl. EH 02, GH 02, GH

03, RG 03, RG 01, RG 02). So berichten die befragten Boxerinnen mehrfach über mangelnde Unterstützung, ja regelrechte Behinderung des Frauenboxens durch Funktionäre und dies hält bis heute an. Kritisiert wird vor allem, dass von Verbandseite nichts unternommen wird, um das Leistungsniveau des Frauenboxens in Deutschland zu steigern. Insbesondere fehlt ein nationales Wettkampfsystem für Frauen. Der Amateurboxverband ist der einzige deutsche Sportverband, der



noch keine nationalen Meisterschaften für Frauen ausrichtet! Dadurch entsteht die paradoxe Situation, dass deutsche Boxerinnen zwar auf internationalen Wettkämpfen starten können, dass es aber keine Bestenauslese auf nationaler Ebene gibt (vgl. BX 01, BX 03).

4.1.2 „Die sieht ja aus wie ein Kerl“

Viele der befragten Athletinnen haben die Erfahrung gemacht, dass ihnen von Männern, offen oder latent, immer wieder zu verstehen gegeben wird, dass eine in den unter-suchten Sportarten aktive Frau als

Partnerin für sie nicht in Frage komme. Wie unsere Experteninterviews zeigen, scheint diese ablehnende Haltung der Männer ein maßgeblicher Konflikt-, ja sogar Ausstiegsgrund für junge Sportlerinnen zu sein. Die Ablehnung bezieht sich zum einen auf die körperlichen Veränderungen der Frauen, zum anderen auf das so genannte „unweibliche“ Verhalten.

Im Hinblick auf die körperlichen Veränderungen auf Grund der trainingsbedingten Auf- und Umbauprozesse schildert eine Gewichtheberin ihre Probleme folgendermaßen:

„Wenn ich mal fünf Kilo mehr Muskelmasse habe, und da ich auch nicht so viel Fett ansetze, da habe ich hier so einen Nacken, da sehe ich aus wie Klein-Rambo, und da werde ich oft angesprochen auch so von Männern: Ja, meinst du nicht, dass das ... Wieso machst Du denn so was? Und Du bist ja jetzt so muskulös, das sieht ja nicht schön aus. Also ich wollte keine Freundin haben, die (so aussieht). Ich antworte dann immer darauf: Ich bin ja schon verheiratet und kann dich hier stehen lassen‘(lachend). - Ja gut, aber das ist, das ist eben eine Sportart, die sehr viel, ich sage mal, Diskussionen auch unter Männern aufwirft.“ (GH 03)

Innerhalb bestehender (heterosexueller) Partnerschaften ist der Körper der Athletinnen immer wieder Anlass für Diskussionen und Konflikte. So berichtet eine Ringerin, dass ihr Partner von ihr verlange, dass sie nur so moderat trainiere und Nahrung zuführe, dass sie nicht zu sehr vom geschlechtstypischen „weiblichen“ Körperbild abweicht:

„Ja und mein Freund, (...) der kriegt immer eine Herzattacke, wenn ich so schwer bin.“ (RG 02)

Aus diesem Grund akzeptiert der betreffende Partner nicht, dass die Athletin in einer höheren Gewichtsklasse antritt, obwohl sie auf-

grund ihrer Konstitution dort bessere Aussichten auf sportliche Erfolge hätte:

„Dann bist du zu dick, ganz eindeutig, dann bist du nicht definiert⁰, dann bist du dick!“ (RG 02)

Geschlechterstereotype weibliche Körperideale werden für all diejenigen Athletinnen zum Problem, die auf Grund individueller Dispositionen und durch die Anforderungen ihrer Sportart (insbesondere im Gewichtheben, Hammerwerfen sowie im Ringen und Boxen in hohen Gewichtsklassen) diesen Vorstellungen nicht oder nur schwer entsprechen können. Diese Frauen haben nicht nur Probleme beim Einkauf ihrer Garderobe, sondern sie müssen sich auch immer wieder mit Kritik von Männern (nicht von Frauen!) auseinandersetzen, die zum Teil in beleidigender, ja entwürdigender Weise vorgebracht wird, wie dies das Beispiel einer Gewichtheberin zeigt, die anlässlich eines gemeinsamen Diskobesuchs, für den sie sich mit einem entsprechenden (weiblichen) „Outfit“ versehen hat, von ihren männlichen Mannschaftskameraden mit dem Satz begrüßt wurde: „Na, haben die Schweine heute wieder Ausgang!“ (vgl. Die Zeit Nr. 18, 2002, S. 68)

In einigen Interviews werden auch Partnerschaftskonflikte sichtbar, die im scheinbar „unweiblichen“ Verhalten der Frauen begründet sind. So bemängelt der Partner einer Eishockeyspielerin das in seinen Augen „dominante“ und „selbstherrliche“ Auftreten der Frau in der Beziehung und klassifiziert dies als unweiblich ab. Er fordert von der Sportlerin ein Verhalten, das seinen Vorstellungen von Weiblichkeit eher entspricht: „Mensch, du bist 'ne Frau, und steh' dazu!“ (EH 01). Dies bedeutet für diesen Mann, dass sich die Athletin in der Beziehung mehr zurücknehmen und mehr von

ihm führen lassen solle (vgl. EH 01). Weil der Partner davon überzeugt ist, dass sich die Athletin die kritisierten Verhaltensweisen im Eishockeysport angeeignet hat, gibt es für ihn ein stichhaltiges Argument, um das leistungssportliche Engagement



der Athletin insgesamt in Frage zu stellen und sie in einen Loyalitätskonflikt zu verstricken. Im vorliegenden Fall trennte sich die befragte Sportlerin schließlich von diesem Mann und setzte ihr leistungssportliches Engagement fort. Mehrere der befragten Athletinnen berichten jedoch im Interview, dass solche Konflikte nicht selten zu Gunsten des Mannes und gegen den Sport entschieden werden, insbesondere von jüngeren Sportlerinnen.

Durch solche erlebten Zuschreibungen und/oder vermuteten Vorstellungen, „wie Frauen eigentlich sein sollten“, werden manche der Athletinnen offenbar erheblich verunsichert. Abzulesen sind diese Irritationen daran, dass die Frauen im Interview immer wieder Überlegungen anstellen, wie sie es erreichen können, eindeutiger als Frau erkannt, begehrt und als potentielle Partnerin betrachtet zu werden. Eine noch sehr junge Athletin geht in ihren Vorstellungen sogar so weit, dass sie für sich in Betracht zieht, in ein paar Jahren den Eishockeys-

port aufzugeben und dann „mit 'nem Blümchenkleidchen“ (EH 02) und „mit langen Haaren rum (zu rennen)“ (EH 02), eben um den Erwartungen, die Männer an Frauen offenbar haben oder von denen diese junge Sportlerin glaubt, dass sie sie haben, zu entsprechen, um einen Partner zu finden und eine Familie zu gründen und dies, obwohl sich diese Athletin zum Zeitpunkt des Interviews eher als androgynen Typ einstuft und sich eigentlich auch gar nicht verändern möchte.

4.1.3 „Ich finde mich selbst nicht mehr schön!“

In den Interviews zeigt sich, dass die meisten der befragten Athletinnen das derzeit herrschende Schönheitsideal für Frauen relativ stark verinnerlicht haben und das eigene Aussehen und die eigene Attraktivität daran messen. So ist es nicht verwunderlich, dass einige Sportlerinnen ganz erhebliche Akzeptanzprobleme im Hinblick auf die trainingsbedingten Veränderungen ihres Körpers haben und sich selbst nicht mehr „schön“ finden. Nach Aussage der von uns befragten Experten ist dies insbesondere im Hammerwerfen, Gewichtheben und Ringen ein häufiger Grund für junge Frauen, aus der jeweiligen Sportart auszusteigen, weil diese Frauen nicht bereit sind, für ihre leistungssportliche Karriere noch mehr Masse aufzutrainieren und dadurch das für den sportlichen Erfolg nötige Gewicht zuzulegen. In der von uns untersuchten Gruppe gibt es eine Athletin, die sich beharrlich weigert, durch Ernährung und Training „Gewicht zu machen“, und dies, obwohl sie weiß, dass sie damit wahrscheinlich ihre Leistungen steigern und zu größeren sportlichen Erfolgen kommen könnte (vgl. HW 02). An Hand der Interviews von weiteren 10 Athletinnen lässt sich zeigen, dass das

Problem der Akzeptanz des eigenen Körpers aufgrund der trainingsbedingten körperlichen Veränderungen weit verbreitet ist. Diese Sportlerinnen geben im Interview an, unter ihrem sportbedingten Aussehen durchaus zu leiden, zumindest aber einiges an Bewältigungsarbeit zu leisten:

„Wenn man 70 Kilo wiegt und sehr viel Muskulatur hat, an den Beinen, ist es eben ganz schlimm und vor allen Dingen dann hier der Trapez und die Schultern und hier im Gesicht. Das nimmt einfach zu. Das ist ganz normal. Und da leide ich schon drunter, muss ich sagen.“ (GH 03)

Dieses „Leiden“ hat mit der Angst vor dem eigenen Attraktivitätsverlust zu tun und ist eng verknüpft mit der Furcht davor, von anderen abwertende Bemerkungen zu hören und vor allem von Männern für unattraktiv gehalten zu werden:

„Aber wenn ich jetzt wahrscheinlich fünf oder zehn Kilo zunehme würde, dann würde ich wahrscheinlich ein paar dumme Sprüche zu hören bekommen. Ja, das glaube ich schon. (...) Also das ist wahrscheinlich auch einfach so ein bisschen im Kopf drin, dass man dann einfach mehr wiegt oder dass man eben irgendwie ein bisschen dicker wird, dass dann irgendwie gleich so die Sprüche kommen.“ (HW 02)

Mehrere Athletinnen empfinden es als sehr unangenehm, ihren Körper im Schwimmbad oder am Strand in Badekleidung zu präsentieren:

„Das ist mir manchmal, mittlerweile ist es mir fast peinlich, manchmal. Wenn ich ins Schwimmbad gehe und ich habe dann einen Bikini an und habe meine Kinder rechts und links, dann wird man schon ein bisschen komisch angeguckt, das stimmt schon.“ (GH 02)

„Mm, ja, also, da (beim Schwimmen, A.K.), ja, ich hab’ ’nen engeren Bikini an oder ’nen Badeanzug und, ja, ich mach’ das nicht so gerne. Also ich..., da, also da

sieht man ja schon viel Haut und viel..., ehm, es ist nicht so, dass ich da lauf’ wie über ’nen Laufsteg und mich voll toll fühle und so, sondern eher so: ’Na ja’. (...) Also wenn ich mir ’n Handtuch umbinde, fühle ich mich wohler. Wie gesagt, wegen den Oberschenkeln.“ (EH 03)

Auch hier zeigt sich, dass das Empfinden des eigenen Attraktivitätsverlustes unmittelbar mit der Furcht vor der Reaktion der anderen bzw. einer abwertenden verbalen Beurteilung oder auch nur abschätzigen Blicken verknüpft ist.

Allerdings äußern nicht alle von uns befragten Athletinnen, die viel Muskelmasse auftrainiert haben, Ängste vor einem Attraktivitätsverlust. Vielmehr empfinden sich einige Frauen sogar als schöner denn je. Dabei handelt es sich um Frauen in jenen Sportarten, bei denen sich die antrainierte Muskulatur nicht einseitig auf einzelne Muskelgruppen konzentriert, was z.B. beim Bobfahren, Mountainbiken, Eishockey und Fußball der Fall ist:

„Ich stehe generell ein bisschen auf so was, auf, sage ich mal, auf muskulöse Körper, von daher macht mir das überhaupt gar nichts aus, dass ich diesen Körper habe. Und ich finde das eher noch geil, wenn ich mich dann selber im Spiegel sehe.“ (BF 03)¹¹

Diese Athletinnen verfügen offenbar über andere Attraktivitätsmaßstäbe und haben sich vom traditionellen Schönheitsideal für Frauen frei gemacht. So können sie Kommentare zu ihrer Muskelmasse sogar als Kompliment interpretieren:

„Ich nehme es einfach mal als positiv auf, dass andere sagen: ‚Ey guck mal, boah, die hier!‘ und so. Oder: ‚Da kommt das Monster!‘, oder so was. Nehme ich einfach als Kompliment, weil ich dann weiß, ja, ich habe ziemlich gut trainiert und das können sie nicht auf sonst irgendwas beziehen, auf, was weiß ich, speckig oder sonst was, soviel ist davon nicht,

das ist einfach mehr Muskel.“ (BF 03)

4.1.4 „Frauen spielen doch eh nur 2. Klasse!“

Es ist ein bekanntes Phänomen, dass beim Eintritt von Frauen in Organisationen, in denen sie in der Minderheit sind, insbesondere bei Männerbastionen wie Militär, Polizei sowie gehobenen Positionen in Wirtschaft, Verwaltung und Politik, männliche Abwehrkämpfe beobachtet werden können. Dabei bedienen sich männliche Mitglieder der jeweiligen Organisation, neben offen zum Ausdruck gebrachter Ablehnung und fehlender Unterstützung, v.a. der Strategie der Abwertung und Ignoranz gegenüber der Leistungen von Frauen (vgl. Müller u.a. 2002, S. 10; Lorber 1999, S. 332-339).

Unsere Interviews zeigen, dass dies auch für den Spitzensportbereich in den untersuchten Männer-sportarten zutrifft. So werden die Athletinnen immer wieder mit Bemerkungen wie „Frauen spielen doch eh nur 2. Klasse!“ (FB 01), oder: „Das ist ja nichts, was du da bringst!“ (GH 01) konfrontiert, wobei stets ein Vergleich der Leistungen der Frauen mit der absoluten Leistung der Männer erfolgt, der gesetzte Gütemaßstab also der der männlichen Athleten in dieser Sportart ist.

In solchen Äußerungen manifestiert sich ein geschlechterhierarchisches Denken, das Frauen entweder gar keinen oder zumindest einen nachrangigen Platz im jeweiligen System zuweist. Athletinnen, die diese Abwertungen von ihren sportlichen Anfängen in der jeweiligen Sportart an immer wieder erfahren haben, erklären dieses Verhalten selbst folgendermaßen:

„Das ist das typische Machogehabe der Männer, dass sie eh besser sind als Frauen und dass sie das auch ständig immer demonstrieren müssen.“ (FB 01)

Die Erklärung der Athletinnen, die Nicht-Anerkennung der sportlichen Leistungen von Frauen diene dazu, männliche Überlegenheit zu demonstrieren, und die damit oft verbundene Rechtfertigung dies sei ganz „normal“, kommt schon fast einer Art Bewältigungsstrategie gleich, die sich in zahlreichen Interviews findet.

Solche Manifestationen männlicher Überlegenheit erfolgen insbesondere in direkten Cross-Gender-Situationen, also in Situationen, in denen weibliche und männliche Athleten sportlich gegeneinander antreten. Dies ist zwar im Wettkampf eher selten der Fall (regelmäßig nur im Reitsport und im Motorsport, also dort, wo die menschliche Körperkraft durch „Pferdestärken“ unterstützt wird, sowie im Schachsport), kommt aber in den von uns untersuchten Sportarten durchaus ab und zu vor (z.B. bei manchen Turnieren im Ringen und Boxen sowie regelmäßig im Mannschaftswettkampf des Gewichthebens). Im Training gibt es dagegen in allen untersuchten Sportarten Cross-Gender-Vergleiche. In den Schilderungen der befragten Frauen wird dabei zum einen deutlich, dass viele männliche Athleten davon ausgehen, dass Frauen grundsätzlich schlechtere Leistungen erbringen als Männer:

„Also es ist so, (...) dass die Jungs uns unterschätzen, gegen die wir spielen. Also das ist schon so, dass die meinen, die können uns jetzt einen überziehen und sehen dann doch schlecht aus.“ (FB 03)

Zum andern zeigen die Interviews, dass es manche männliche Athleten nur schwer ertragen können, wenn sie von Frauen leistungsmäßig übertroffen werden:

„Ja, ist ganz witzig, weil wenn ein Mann gegen eine Frau verliert, dann, wie soll ich das sagen, die Frau ist natürlich dann froh, und der Mann ist so was von

geknickt, weil er gegen eine Frau verloren hat, also, das glaubt man gar nicht.“ (RG 01; vgl. in Bezug auf Fußball: FB 02)

Etwas Ähnliches scheint für Mountainbikefahrer zu gelten, wie eine Mountainbikerin berichtet:

„Bei diesen (...) Freizeitfahrern, wenn die irgendwo jetzt eine Frau sehen, (...) (du) fährst an dem vorbei, der sieht: ‚eine Frau, kann nicht sein, die hat mich überholt‘ und tritt wieder an fährt wieder an Dir vorbei.“ (MB 03)

Und unter den männlichen Mountainbikern wird bei drohenden sportlichen Niederlagen schon ab und zu einmal ein abwertender Vergleich mit den Frauen bemüht:



„Na ja, aber wenn jetzt eine Frau noch vor mir ins Ziel kommt, dann verkaufe ich mein Rad.“ (MB 03)

Wie das oben angeführte Beispiel aus dem Fußball (FB 03,) zeigt, werden aufgrund der sportlichen Überlegenheit einiger Athletinnen offenbar manche der männlichen Athleten aggressiv und setzen ihre körperliche Überlegenheit gegen die Frauen ein, indem z.B. deutlich härter gespielt oder auch geschlagen bzw. absichtlich gefoult wird. Manchmal scheinen auch bewusst

Regelverstöße begangen zu werden, um die Frauen doch noch zu besiegen:

„Oder (...) (wenn) die dann merken, sie sind technisch unterlegen, dass die dann die Hammerkeule auspacken. Die denken ja dann, das kann ja nicht wahr sein, die schlägt mich richtig. Es tut ihnen vielleicht von der Wucht her nicht so (weh), aber es ist dann einfach so das Wissen: ‚ich hab sie jetzt nicht erwischt, aber sie hat mich jetzt mitten ins Gesicht rein gehauen!‘ Dann werden (die) halt einfach aggressiv. (...) das ist halt so ein bisschen erniedrigend, manche haben da so zu knabbern.“ (BX 02)

Ganz Ähnliches berichtet eine Fußballerin, nämlich dass männliche Spieler, *„wenn sie das erste Mal von einer Frau ausgespielt werden, (...) das nächste Mal wie ein wilder Stier auf die Frau losgehen und die einfach nur umtreten wollen.“ (FB 01)*

Bei solchen Regelverletzungen, die dazu dienen, eine drohende Niederlage gegen eine Frau abzuwehren, scheinen sich die männlichen Athleten meist auch noch der Solidarität von Kampf- oder Schiedsrichtern gewiss zu sein. Dies berichtet eine Ringerin von einem Wettkampf, in dem sie im Finalkampf gegen einen Mann antreten musste:

„Und da war eben der griechisch-römische Stil, also man durfte die Beine eben nicht berühren. Und er (der männliche Konkurrent) hat eben einen Griff gemacht und hat mir dabei ein Beinchen gestellt und der Kampfrichter hat das eben genau gesehen, (...) hat das aber trotzdem durchgelassen, nur damit der eben gewinnt. Da bin ich dann im Endeffekt Zweite geworden. Da sah man da eben schon, dass die (Kampfrichter) da nicht so auf Seite der Frauen standen.“ (RG 01)

Dass Niederlagen gegen Frauen von männlichen Athleten offenbar nur schwer ertragen werden können, hängt auch damit zusammen, dass sie von anderen Männern zumindest

verbal negativ sanktioniert werden: „Ja, lässt dich von einem Mädels auspielen“ (FB 02). Auf der Grundlage des geteilten „Glaubens“ an die männliche Überlegenheit, werden sie regelrecht gedemütigt. Dies scheint vor allem im Fußball oft der Fall zu sein, denn alle drei Fußballerinnen berichten davon:

„Da waren auch teilweise Schlechtere dabei. Einige von denen habe ich dann mal getunnelt, da haben sich die anderen Männer dann natürlich kaputt gelacht, wenn ich getunnelt habe, oder wenn ich sie dann ausgespielt habe.“ (FB 02)

„Und dann fingen natürlich die sechs Anderen, die dabei waren, an zu grinsen und zu lachen: ‚Ha, ha, ha, du lässt dich von einer Frau tunnelt, das gibt es ja gar nicht, bist du ein Trottel‘ und so.“ (FB 01)

Sportliche Niederlagen gegen eine Frau werden also offenbar für die ganze Geschlechtsgruppe der Männer als „ehrenrührig“ oder „erniedrigend“ erachtet, weil solche Niederlagen das Paradigma der männlichen Überlegenheit insgesamt in Frage stellen und damit die „Ehre“ aller Männer beschädigen. Interpretiert man die Aussagen der interviewten Sportlerinnen zu diesem Themenkomplex im Sinne der von Connell (2000) entwickelten Theorie der „hegemonialen Männlichkeit“, dann kann man auch für den Sport postulieren, dass Männer, die in der Rangreihe der Männer tiefer stehen, wie dies bei Männern, die von einer Frau in einer sportlichen Konkurrenzsituation leistungsmäßig übertroffen werden, der Fall ist, Gefahr laufen, an Ansehen in der Gruppe der Männer zu verlieren. Männer, die sol-

che Niederlagen erfahren, rücken innerhalb der männlichen Hierarchie in die Nähe des „minderwertigen“ Status von Homosexuellen und Frauen und erfahren offene Ablehnung (vgl. Connell 2000; vgl. auch Acker 1991). Die geschilderten Praktiken der verbalen Abwertung der erbrachten sportlichen Leistungen von Athletinnen sowie die der Abwehr von Niederlagen gegen Frauen lassen sich deshalb auch als



Mechanismen zur Aufrechterhaltung der hegemonialen Männlichkeit einordnen.

Es sei an dieser Stelle aber ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Athletinnen nicht mit allen männlichen Athleten negative Erfahrungen dieser Art machen. Vielmehr schreiben sie ein solches Verhalten einer bestimmten Gruppe von Männern zu. Dies scheinen oft Männer zu sein, die selbst sportlich nicht ganz so erfolgreich sind. Männer, „die aber wirklich gut sind, die berührt das gar nicht.“ (GH 01) Warum es im Fußball, wo in Trainingsspielen oft männliche A-Jugendmannschaften gegen Frauenmannschaften spielen, vermehrt zu solchen Konflikten kommt, erklärt eine

Fußballerin folgendermaßen:

„In der A-Jugend, die sind natürlich auch absolut leistungsorientiert, in der A-Jugend geht es halt dann darum, ob sie jetzt irgendwie in einem Jahr einem Profivertrag irgendwo kriegen oder ob sie halt Amateurspieler bleiben, und bei denen geht es natürlich absolut um die Leistung.“ (FB 01, vgl. ähnlich: FB 01)

D.h., bei diesen Spielern haben es die Frauen mit jungen Sportlern zu tun, die im Begriff sind, sich für die höchste Liga zu empfehlen, d.h. Fußballprofi zu werden, so dass eine Niederlage gegen eine Frau doppelt schwer wiegt und zur persönlich empfundenen Blamage noch die Karriereschädigung kommt. Außerdem handelt es sich bei A-Jugendlichen um noch sehr junge Männer (16-18-Jährige), die sich in einer Entwicklungsphase befinden, in der sie ihre eigene Geschlechtsidentität maßgeblich über die Identifikation mit der Gruppe der Gleichaltrigen finden. Und gerade in dieser Altergruppe scheinen gewisse Frauen abwertende Praktiken zur Gruppennorm zu gehören (vgl. Hite 1994).

Fassen wir an dieser Stelle die dargestellten konflikthaften Erfahrungen der untersuchten Athletinnen zusammen: Ganz gleich welche Ursachen hinter diesen Praktiken der Ablehnung, Nicht-Anerkennung, Abwertung und Ausgrenzung von Frauen liegen, seien es geschlechterdifferente Einstellungen der jeweiligen Interaktionspartner, Rivalität um knappe Ressourcen und/oder die Angst vor dem Verlust hegemonialer Männlichkeit, unter identitätstheoretischen Überlegungen ist davon auszugehen, dass solche Erfahrungen als identitätsre-

levante, negative Ereignisse zu bewerten sind, die die Identitätsbalance ins Wanken bringen können. Es stellt sich deshalb die Frage, wie die Athletinnen mit diesen Erfahrungen umgehen. Welche Wege finden sie, zwischen den Spannungsmomenten individuelle Passungsverhältnisse herzustellen, die für sie selbst subjektiv stimmig sind, so dass sie ihr Sportengagement aufrechterhalten und daraus noch einen Identitätsgewinn ziehen können?

4.2 Strategien der Identitätsbehauptung

4.2.1 Wie gehen die Athletinnen mit Nichtanerkennung um?

Ein nahe liegendes und häufig praktiziertes Verhalten der Frauen ist es, sich an jene Interaktionspartner zu halten, von denen sie Unterstützung erfahren. Solche Personen sind vor allem die Eltern, die, wenngleich viele von ihnen zunächst dem Sportengagement der Töchter skeptisch gegenüber gestanden haben, im Laufe der Zeit zunehmend positiver gestimmt sind und vielfältige Unterstützungsleistungen sowohl materieller als auch ideeller Art erbringen. In späteren Lebensaltern übernimmt dann häufig der Lebenspartner oder die Lebenspartnerin diese Aufgaben.

Aber auch von Seiten ihrer Trainer erfahren die meisten Athletinnen heute zunehmend Förderung. In den Mannschaftssportarten (Fußball, Eishockey) lässt darüber hinaus der soziale Zusammenhalt der Mannschaftskameradinnen manche erfahrene Abwertung und Nicht-Anerkennung besser ertragen und hilft, krisenhafte Phasen zu überwinden. Ohne solche *sozialen Ressourcen* ist es den Athletinnen kaum möglich, ihr leistungssportliches Engagement aufzubauen und aufrechtzuerhalten.

Ferner verfügen die Athletinnen über bestimmte *personale Ressourcen*, freilich in individuell unterschiedlichem Ausmaß, die ihnen die Bewältigung von Konfliktsituationen erleichtern. So können einige der befragten

Athletinnen Konflikte und Probleme als Herausforderung annehmen. Sie versuchen die Situation aktiv zu gestalten und sich nicht ängstlich davor zurückzuziehen. In diesem Sinne antwortet z.B. eine Bobfahlerin auf die Frage, wie sie es denn geschafft habe, ihr Engagement im Leistungssport trotz vieler Diffamierungen aufrecht zu erhalten:

„Ich bin ein sehr positiver Mensch. Ein Stebaufmännchen, sagt mein Papa immer. Ich greif’ immer wieder an. Weiß nicht, woran das liegt, in meiner Art, woher also... Es gibt sicherlich auch mal Tage, wo man sich mal hängen lässt, aber das dauert dann nie lange. Dann sage ich mir immer: ‚Bin ich denn blöd? Jetzt geht es weiter!’ Das Leben ist viel zu schön, als hier rumzuhängen.“ (BF 02)

Eine weitere in den Interviews erkennbare Strategie liegt in der Abschwächung der Abwertung, indem die Athletinnen versuchen, abwertende Praktiken zu verharmlosen oder zu „verstehen“, umzudeuten oder diese zumindest rational zu erklären. Manche Athletinnen geben im Interview an, selbst wenig negative Erfahrungen dieser Art gemacht zu haben, verweisen aber auf andere Athletinnen als Beispiele. Dies alles sind in Alltagssituationen häufig angewandte Abwehrstrategien, die dem Individuum helfen, belastende Situationen zu ertragen. Von diesen Strategien unterscheiden



sich nun solche Athletinnen, die sich von der Anerkennung durch andere zunehmend unabhängig zu machen versuchen und reflektieren, welchen Gewinn sie persönlich aus ihrem Sport ziehen. Immer wieder

vergewissern sie sich selbst dieses Gewinns durch eine Art inneren Monolog. Bei ihnen ist die Toleranzschwelle gegenüber Kritik, ja sogar gegenüber Anfeindungen relativ hoch. Diese Athletinnen geben an, dass diese Schwelle im Laufe der Jahre immer höher gerückt sei, so dass sie sich durch Einwände des Umfeldes nicht mehr so leicht irritieren lassen.¹²

„Ja na, ich hab’, (...) halt einfach aufgehört nachzudenken, was die anderen sagen. (...) die Knallköpfe, die mich halt ausbuben oder die gar nicht erst kommen oder die sagen: ‚Ach, das ist voll der Scheiß’, da achte ich überhaupt nicht drauf. Das habe ich angefangen, total abzuschalten. Weil ich mach’s halt wirklich für mich und für keinen anderen. Und das baut mich dann halt so auf.“ (EH 02)¹³

4.2.2 Den weiblichen Körper „verstecken“ oder „präsentieren“?

Angesichts der geschilderten Ausgrenzungs- und Abwertungsprozesse, denen Frauen in männerdominierten Sportarten ausgesetzt sind, scheint es nahe liegend zu sein, die eigenen Geschlechterdifferenzen in Bezug auf die Männer im Sportsystem so wenig wie möglich sichtbar werden zu lassen, d.h. sich in Aussehen und Verhalten weitgehend den Männern anzupassen. Die Anwendung solcher Praktiken durch Frau-

en in Männerdomänen ist schon vielfach beschrieben worden (vgl. Lorber 1999, S. 325 ff. und S. 337; Müller 2004).

In jenen Sportarten, in denen Frauen in Training und Wettkampf häufig mit männlichen Athleten interagieren, geschieht dies vor allem dadurch, dass Frauen versuchen, nicht „weiblich“ zu wirken, sondern vielmehr bestrebt sind, ihr Geschlecht nach außen möglichst wenig sichtbar zu machen. Dies bedeutet, sie achten darauf, keine körperliche Schwäche beim Tragen des Bobs, der Hanteln oder anderem technischem Gerät oder beim Kraft- und Ausdauertraining zu zeigen, d.h. nicht „hilflos“ zu erscheinen. Statt dessen demonstrieren sie bewusst, dass sie körperliche Anstrengungen ohne äußere Zeichen von Schwäche bewältigen, ja dass sie sogar besonders trainingsfleißig und leistungsstark sind, dass sie die technischen Geräte ebenso kompetent wie die Männer beherrschen, z. B. auch pflegen und warten können (vor allem beim Bobfahren, Gewichtheben und Mountainbiken) und keine Angst vor Kälte, Schmutz, Schmerz, Verletzungen, vor Fouls oder hartem Körpereinsatz (vor allem im Boxen, Eishockey und Fußball) oder riskanten Situationen (besonders im Mountainbiken und Bobfahren) haben (vgl. BX 02, EH 01, GH 01). Spezifische Körperprobleme von Frauen zu thematisieren, wie z.B. hormonelle oder menstruationsbedingte Beeinträchtigungen, ist tabu und Reproduktion ist im System des Hochleistungssports ohnehin kein Thema. Die Kommunikation ist meist auf trainings- und wettkampfbedingte Probleme begrenzt¹⁴ und was darüber hinausgeht, wird durch die für Männer relevanten Themen bestimmt.

Ein wesentlicher Teil dieser Anpassungsstrategie ist es, den weibli-

chen Körper möglichst unauffällig und wenig different vom männlichen Körper erscheinen zu lassen. Neben der erwähnten Demonstration körperlicher Leistungsfähigkeit und einer gewissen „Härte“ bezieht sich dies darauf, dass die Athletinnen bewusst den Einsatz weiblich konnotierter Kleidung, Make-up, Nagellack, aufwändiger Frisur und ähnlicher Weiblichkeitssymbole im Kontext von Training und Wettkampf vermeiden.¹⁵ Manche dieser Symbole verbieten sich angesichts der herrschenden Trainings- und Wettkampfbedingungen bzw. der notwendigen Schutzkleidung oder der herrschenden Bekleidungs Vorschriften ohnehin. Auf diese Weise versuchen die Frauen sich, durch Anpassung an die Situation und an die Erwartungen der männlichen Gruppe die Zugehörigkeit und Anerkennung zu sichern (vgl. Degele 2004, S. 248), was vielfach auch gelingt, allerdings um den Preis, dass sie als „Kumpel“, aber nicht als Frau betrachtet werden.¹⁶

In Folge eines solchen Anpassungsverhaltens entstehen ab und zu auch ambivalente Situationen, insbesondere dann, wenn sich Sportwelt und außersportliches Leben vermischen, worüber eine der befragten Gewichtheberinnen (GH 01) ausführlich berichtet: Beim abendlichen Restaurant- und Disko-besuch der Mannschaft, zu dem die männlichen Athleten ihre Ehefrauen und Freundinnen eingeladen hatten, zeigte sich, dass dieselben Männer, die die Athletin im Training ganz selbstverständlich als gleichberechtigt (aber offenbar asexuell) akzeptiert hatten, nun in dieser andersartigen Situation, in der die Athletin durch weibliche Schönheitssymbole auffiel und alle Akteure den gängigen Geschlechterstereotypen entsprechend handelten, plötzlich hoch verunsichert waren und gleichsam

nicht mehr „wussten“, wie sie sich ihr gegenüber verhalten sollten. Es trat bei den Männern eine gewisse Verlegenheit ein, die dazu führte, dass keiner mehr mit ihr sprach und sich die Athletin aus der Interaktion völlig ausgeschlossen fühlte. In dieser Situation des abendlichen Ausgehens existierten zwei klar voneinander abgegrenzte Geschlechterwelten: sie selbst gehörte aber offenbar weder zur einen noch zur anderen!

Allerdings lässt sich auch die gegenteilige Praxis beobachten, eben nicht das „Verschwinden des Körpers“ im Sport, sondern die bewusste Betonung des Geschlechts durch ein spezielles Outfit. Einige Athletinnen, die dies praktizieren, geben als Grund für dieses Verhalten an, dass sie eindeutig als Frau wahrgenommen werden und für ihr Frau-Sein anerkannt werden wollen:

„Aber es ist mir schon sehr wichtig und ich ziehe mich auch eigentlich immer weiblich an. Ich lege da auch großen Wert drauf, dass ich noch irgendwie sexy rüberkommen soll.“ (GH 03, vgl. ähnlich: BF 02)

Diese Frauen kommen damit auch im „Männersport“, in dem Geschlechterdifferenzen vielfach ausgeblendet werden, weiter jenen Erwartungen der Umwelt nach, das Geschlecht durch äußere, visuell gut sichtbare Symbole eindeutig und blitzschnell dechiffrierbar zu machen (vgl. Villa 2001). Ein solch bewusstes Erkennbarmachen der Geschlechtszugehörigkeit durch äußere Zeichen kann ganz generell als anerkennungsorientiertes Handeln betrachtet werden (vgl. Degele 2004, S. 249). Für Athletinnen in männlich dominierten Sportarten hat es aber noch eine weitere wichtige Funktion, weil diese Frauen in hohem Maße gegen Vermännlichungsklischees kämpfen müssen: Mehrere der befragten Sportlerin-

nen berichten über sexuierte Verwechslungssituationen (sie werden für Männer gehalten, als solche angesprochen und behandelt), die sie als außerordentlich unangenehm erfahren haben und künftig unbedingt vermeiden wollen (vgl. BF 03, EH 02, MB 01, MB 02, FB 03). Dafür kann eine solche bewusste Inszenierung von Weiblichkeit hilfreich sein.

Die hohe Bedeutung, die der korrekten Wahrnehmung des Geschlechts für das Individuum zukommt, gilt für die von uns befragten Athletinnen zwar im Hinblick auf alle Interaktionspartner, in besonderem Maße aber für den Umgang mit Männern. So wird in mehreren Interviews deutlich, dass die Athletinnen die Erfahrung gemacht haben, dass sie ihr Geschlecht durch spezielle geschlechtsbezogene Symbole, wie z. B. Frisur, Make-up, Schmuck, figurbetonende Kleidung, eindeutig sichtbar machen müssen – d.h. sie „gendern“ bewusst –, wenn sie von Männern nicht nur als „Kumpel“ angesehen werden wollen. Das Etikett „Kumpel“ macht sie dagegen als Frau und potentielle Partnerin für Flirts oder auch für mehr unattraktiv. So berichtet eine Fußballerin, dass sie früher von Männern nie als Partnerin in Betracht gezogen worden sei, weil sie offenbar zu jungenhaft aussah (FB 03), was die Sportlerin v. a. auf ihren sehr kurzen Haarschnitt zurückführte. Darauf hin ließ sie sich die Haare lang wachsen.

Dass die Praxis des bewussten „Genderns“ aber nicht nur eine Antwort auf den „männlichen Blick“, sondern eine Reaktion im Hinblick auf den signifikanten Anderen überhaupt ist, von dem man als Frau „erkannt“ werden möchte, zeigt die Interviewaussage einer der Athletinnen aus unserer Untersuchung, die in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung leben:

„Aber ich lege jetzt auch Wert darauf, schon dass ich..., dass ich fraulich wirke, denn ich bin 'ne Frau und will auch kein Mann sein. (...) Also ich möchte schon als Frau auch wirken und ich ziehe gern mal 'n Kleid an. Und ich bin auch froh, wenn..., wenn mich jemand fraulich erkennt.“ (EH 01)

Die Praxis des „Genderns“ wird von manchen Athletinnen also



durchaus bewusst als Anerkennung sichernd eingesetzt.¹⁷

Von einem regelrechten „Spiel“ mit solchen Genderpraktiken berichtet eine Eishockeyspielerin: Bei Diskobesuchen werde sie von den männlichen Athleten solange als „Kumpel“ wahrgenommen, wie sie sich *„(...) mit Jeans und 'nem Pulli und (...) vielleicht sogar 'ner Kappe“* (EH 03), gleichsam im Uni-Sex-Look kleide und noch dazu einen sehr selbstbewussten, eigenständigen Tanzstil demonstriere. Präsentiere sie sich jedoch bewusst als Frau, indem sie figurbetonte Kleidung und hochhackige Schuhe trage, sich schminke und auf eine „verführerische“ Weise „weiblich“ tanze, dann stelle sie fest, dass *„man ganz anders angeschaut*

(wird), (...) dann kann man auch manchmal anfangen zu flirten“ (ebd). Und: von den männlichen Athleten werde sie nur dann als „flirtwürdig“ angesehen, wenn sie sich ihnen zumindest einmal bewusst in ihrer weiblichen Rolle präsentiert habe. Diese Akzeptanz als „Frau“ wirkt sich danach offenbar auch auf Situationen aus, in denen sie sich sportlich und kämpferisch und d.h. eben nicht dezidiert weiblich, präsentiert; Diese Schlussfolgerung zieht zumindest diese Sportlerin aus dem Interaktionsverhalten männlicher Athleten.

An diesem Beispiel zeigt sich, dass ein bestimmtes Schönheitshandeln mit der Inszenierung von Sexualität zusammenhängt (vgl. Degele 2004, S. 248ff.) und dass das Alltagswissen um diese Zusammenhänge zwischen dem Sich-schön-Machen und dem Motiv des Flirts von manchen Athletinnen offenbar strategisch souverän genutzt wird. Interessant ist die Schilderung der Reaktion der männlichen Athleten durch die Athletin: Offenbar ist die Erfahrung und das Wissen der Männer um die Nutzung solcher Symbole durch die Frau nötig, damit die Männer die Athletin als Frau und potentielle (Flirt)Partnerin (und nicht als geschlechtslosen Kumpel) behandeln.

In dem Maße, in dem diese Annahme zutrifft, sind solche äußeren Zeichen von Weiblichkeit, die durch das „Gendern“ gesetzt werden, als Signale für signifikante Andere möglicherweise bedeutsamer als die vermännlichenden Veränderungen des weiblichen Körpers durch Muskelmasse und vermutlich auch bedeutsamer als das in Training und Wettkampf gezeigte „unweibliche“ Verhalten. D.h. äußere Merkmale des „Genderns“ können in der Wahrnehmung der Anderen u. U. die trainingsbedingten vermännlichten Körperformen kompensieren.

Solch bewusster „Gendern“ Strategien bedienen sich manche der befragten Athletinnen aber vorwiegend außerhalb des Sports, insbesondere dann, wenn sie abends ausgehen.¹⁸ Verfolgt man allerdings aufmerksam die Fernsehberichterstattung über Frauenwettkämpfe in den untersuchten Sportarten, dann zeigt sich, dass sich ein Teil der Athletinnen auch bei Wettkämpfen zunehmend bewusst als Frau stilisiert, – und zwar durch Kleidung, soweit dies die Bekleidungs Vorschriften zulassen, insbesondere aber durch Make-up, Schmuck und Frisur –, so dass kein Zweifel daran aufkommen kann, dass es sich um Frauen handelt, die hier Sport treiben.¹⁹ Es ist anzunehmen, dass dieses bewusste „Gendern“ nicht zuletzt dazu dient, die Ablehnung der Öffentlichkeit geringer zu halten, weil dadurch für alle eindeutig erkennbar ist, dass hier Frauen sportlich aktiv sind, und zwar Frauen, die als solche erkannt werden wollen. Die in der Öffentlichkeit weit verbreitete Ablehnung des Typus „Mannweib“ und eventuell damit verbundene männliche Ängste könnten so u. U. vermieden werden.

Einige Athletinnen benutzen das „Gendern“ aber auch, um ihren Marktwert zu steigern, denn es ist auch heute noch kaum möglich, als Frau Sponsoren zu finden, wenn man sich als Athletin nicht entsprechend weiblich präsentiert und sich nicht weiblich vermarkten lassen kann.²⁰ Eine der Befragten gibt deshalb im Interview an, das sie durch die spezifische Verwendung äußerlicher Gendersymbole zeigen wolle, dass es möglich ist, „*fraulich, sportlich und erfolgreich*“ zu sein und dass sie glaube, dass dies ihre Popularität steigere (BF 02). Im Zusammenhang mit dem Aspekt der Selbstvermarktung gibt eine der Befragten an, dass sie sich dafür

durchaus auch nackt fotografieren lassen würde, wenn die Aktfotos gut gemacht wären und sie damit den eigenen Marktwert bzw. den Wert der Mannschaft für einen Sponsor steigern könnte:

„Ich hätte damit kein Problem (den eigenen Körper nackt zu zeigen), wenn man wirklich schöne Bilder macht, finde ich das sehr schön. Da kann man sich auch sehr gut verkaufen, glaube ich.“ (FB 02)

Damit lassen sich Befunde der kanadischen Sportwissenschaftlerin Hall bestätigen, die bereits Ende der neunziger Jahre für Sportlerinnen in den USA und Kanada konstatierte, dass junge Frauen zunehmend weniger Probleme mit der Sexuierung und zwar der eigenen wie der von Frauen schlechthin haben, vielmehr Praktiken der Sexuierung bewusst zu ihrem eigenen Vorteil zu nutzen versuchen (vgl. Hall 1999).²¹

4.3 „Dadurch bin ich etwas Besonderes!“ – Identitätsgewinn durch sportlichen Erfolg in einer „Männersportart“

Auf die Frage nach dem persönlichen Gewinn, den die Athletinnen aus ihrem Sportengagement ziehen, antworten viele der Befragten, dass sie ihre sozialen und personalen Kompetenzen erweitert haben und besser mit Niederlagen umgehen können, dass sie auch an den spezifischen Konflikten ihres Sportengagements persönlich gewachsen seien und gelernt hätten, sich durchzusetzen. Dadurch seien sie selbstständiger und selbstbewusster geworden (vgl. u.a. MB 01, FB 01, HW 01, GH 02). Gerade die Bewältigung konflikthafter Erfahrungen wird offenbar als persönlicher Identitätsgewinn verbucht. Ebenso wird der Zugewinn an körperlicher Kraft, aber auch an technischem Know-how positiv bewertet. Insgesamt zeigt sich, dass die Athletinnen auf

Grund der erworbenen Kompetenzen von ihrem Umfeld als Expertinnen und geschätzte Gesprächspartnerinnen anerkannt werden, was sie ebenfalls als Gewinn verbuchen.

Aber der letztlich entscheidende Faktor beim persönlichen Gewinn sind die erzielten sportlichen Erfolge sowie die Aussicht auf weitere Leistungshöhepunkte (vgl. u. a. BF 03, FB 02, GH 02, HW 01, MB 02):

„Man ist ja auch stolz, zu den Besten zu gehören, ganz vorne mit drin zu sein.“ (GH 03)

„Und das macht einen irgendwo schon stolz. Wenn man gerade bei den Olympischen Spielen ist, und das ist eigentlich kaum zu beschreiben, was man da so fühlt, wenn man da die Nationalhymne hört oder auf das Treppchen steigt, als wir Bronze geholt haben. (...) Als wir dann auf das Treppchen durften und diese Medaille um den Hals bekommen haben. Das war das schönste Erlebnis, was ich hatte.“ (FB 02)

Dies ist nicht ungewöhnlich für Leistungssportler und Leistungssportlerinnen. Aber für Frauen in Männersportarten kommt noch ein weiterer wichtiger Faktor hinzu, nämlich, dass sie ihre Leistungen in einem Feld erbringen, in dem sich ganz überwiegend Männer bewegen. Damit gehören sie zu einem kleinen erlesenen Kreis von Frauen, sind also etwas ganz Besonderes. So wird denn auch dieses Wissen um ihre „Einzigartigkeit“ als die stärkste Triebfeder für die Aufrechterhaltung des leistungssportlichen Engagements angegeben, die die vielen negativen Erfahrungen vergessen lässt:

„Ach, ich kam mir unheimlich stark vor, ne. (...) Ja, das war ein gutes Gefühl. So auch vielleicht zu so einem kleinen erlesenen Kreis zu gehören.“ (GH 02)

„Ich hab’ halt (mit dem Eishockey) ‘ne Sache, die kann ich, die können andere vielleicht nicht. (...) Also ich finde, das ist jetzt ein bisschen eingebildet, aber

das macht mich halt zu etwas Besonderem, das haben halt nicht viele.“ (EH 02)

Dieses Gefühl der Einzigartigkeit hängt auch mit der zurzeit noch recht kleinen Zahl von Frauen in Männersportarten zusammen. Sie unterscheiden sich nämlich in ihrem Sportengagement sowohl von den Männern als auch von all jenen Frauen, die einen solch exklusiven Status nicht haben. Möglicherweise fällt sogar ein Teil des Ansehens, das die Männer in diesen Sportarten genießen, als Abglanz auf sie, wodurch sie Teil an der „patriarchalen Dividende“ (Connell 2000, S. 100) haben, eben weil sie als Frauen in diesen männlich dominierten Sportarten erfolgreich sind.

Dieser Lohn für Leistungen und Tätigkeiten, die die Frauen in den Interviews immer auch mit dem unspezifischen Begriff „Spaß“ in Verbindung bringen, und die Aussicht auf mehr von diesem „Spaß“ lässt die befragten Frauen offenbar die vielen Anstrengungen und Entbehrungen ebenso wie die erfahrenen Frustrationen geringer gewichten. Insbesondere aber scheint so das Leiden am eigenen Attraktivitätsverlust, das viele der von uns Befragten geäußert haben, etwas erträglicher zu werden. Das übergeordnete Interesse am sportlichen Erfolg und der Stolz auf die erbrachten Leistungen lässt die Körperproblematik zumindest während der Aktivenzeit etwas in den Hintergrund treten:

„Er (mein Körper) ist in Ordnung, (...), weil mir halt mein Sport am Wichtigsten ist so in meinem Leben, deshalb nehme ich das gerne in Kauf. Wenn ich allerdings keinen Sport machen würde, (...) wäre ich unzufrieden.“ (EH 03)

5. Verhindert Rekrutierung nach Leistung im Sport Diskriminierung?

In dem Maße, in dem Athletinnen hochklassige sportliche Erfolge auf nationaler und internationaler Ebene vorweisen können, Erfolge, die über die Medien einer breiten Öffentlichkeit vermittelt werden, steigt die Akzeptanz der in Männerdomänen sportlich aktiven Frauen und zwar zunächst vor allem bei Funktionären und Trainern. Diese partizipieren nämlich an den sportlichen Erfolgen ihrer Schützlinge, und zwar sowohl der Erfolge der Frauen als auch der der Männer, denn ein großer Teil des Erfolgs, seien es nun Meisterschaftstitel, Medaillen oder einfach gute Platzierungen, wird dem Trainer und dem entscheidenden Verband, also den Funktionären zugeschrieben. Da in den klassischen Männersportarten die Öffnung der Wettkämpfe für Frauen auf nationaler und internationaler Ebene einer Verdoppelung der Chancen auf Meisterschaftstitel gleichkam, begriffen manche Trainer und Funktionäre die Athletinnen schnell als potentielle Medaillengewinnerinnen, vor allem in Disziplinen, in denen die internationale Frauenkonkurrenz zunächst noch nicht so stark war (wie z.B. im Bobfahren, Ringen, Gewichtheben u. ä.).

Manche Trainer und Funktionäre wurden so überraschend schnell zu Unterstützern des Frauensports und zu Verbündeten im Kampf gegen Diskriminierung, insbesondere im Hinblick auf die Abwehr von Frauen durch die männlichen Athleten. So berichtet eine Gewichtheberin, dass sie von den Männern einer Mannschaft, in der sie die einzige Frau war, erst nach Intervention durch die Vereinsfunktionäre, die sich ausschließlich an Leistungs- und Erfolgskriterien bei der Rekrutierung der Mannschaftsmitglieder

orientierten, akzeptiert wurde:

„Ich habe ganz früher, (...) negative Erfahrungen (mit männlichen Gewichthebern) gemacht, wo es dann darum ging, in die Mannschaft mit rein zu kommen, um mit zu starten. Da haben mich alle (männlichen Athleten) erst mal abgelehnt. Da musste damals die Vorstandschaft drüber entscheiden, dass ich mit in die Mannschaft reinkomme, weil ich eben viele Punkte mache, dass sie (die männlichen Athleten) mich eben akzeptieren.“ (GH 01)²²

Der Grund für das Interesse der Funktionäre im Gewichtheben an eben dieser weiblichen Athletin liegt darin, dass im Hochleistungssport nach dem maßgeblichen Systemzweck, nicht aber nach Kriterien wie Geschlecht oder Ethnie, rekrutiert wird, und dieser Systemzweck lautet: auf der Grundlage sportlicher Höchstleistungen andere im Wettkampf zu überbieten. Ziel jedes Wettkampfsport betreibenden Vereins ist es deshalb, solche Sportler und Sportlerinnen zu verpflichten, die die höchstmöglichen sportlichen Leistungen erbringen und damit Erfolge garantieren.²³ Wenn aber Leistung das einzige Rekrutierungsmerkmal ist, dann ist es unerheblich, ob Frauen oder Männer rekrutiert werden. Diese Gleichheit von Männern und Frauen gilt im Wettkampfsport allerdings nur für geschlechtergemischte (so genannte Cross-Gender) Wettkämpfe.²⁴

In gewissem Maße gilt dieses Prinzip jedoch auch dann, wenn Männer und Frauen, die zwar in getrennt geschlechtlichen Wettbewerben starten, sich in Konkurrenz um eine begrenzte Zahl an nationalen oder regionalen Startplätzen befinden, die nicht nach Geschlechterproporz definiert sind und wenn es um die Vergabe von personellen und finanziellen Ressourcen geht. Dies ist z.B. dann der Fall, wenn sich ein Verband angesichts knapper fi-

nanzieller Ressourcen durch die Entsendung weiblicher Wettkämpfer zu einer internationalen Meisterschaft mehr Chancen auf sportliche Erfolge ausrechnet als für die Männer.

Die Konkurrenz um knappe Startplätze kann aber auch alte, klassische Geschlechterkonflikte neu beleben, wie sich dies am Beispiel der deutschen Mannschaft im Gewichtheben bei der Olympiade in Sydney im Jahr 2000 zeigte: die Zahl der Startplätze für Männer war nämlich durch die erstmalige Zulassung von Gewichtheberinnen bei der Olympiade drastisch verringert worden, so dass manche Gewichtsklassen für Männer völlig gestrichen wurden. Dadurch standen für eine Reihe von männlichen Gewichthebern plötzlich keine Startplätze mehr zur Verfügung, d.h. diese Athleten mussten entweder zu Hause bleiben oder sahen sich die Wettkämpfe als Zuschauer an; für einen Sportler, der jahrelang auf die Olympiade hin trainiert hat, kommt dies schlichtweg einer Katastrophe gleich! Die Frauen, die in Sydney erstmals starten durften, wurden als Verursacherinnen dieser Misere gesehen und mit entsprechenden Aggressionen belegt (vgl. GH 01).

Die Hypothese, dass im hochklassigen Sport die Rekrutierung nach Leistung ein Merkmal ist, das die Diskriminierung qua Geschlecht beseitigt, kann deshalb nur als bedingt richtig bezeichnet werden. Allerdings ist sie auch nicht ganz falsch, sind doch sportliche Leistungen meist exakt messbar, für eine große Zahl von Menschen unmittelbar einsichtig, also transparent, und durch massenmediale Verbreitung noch dazu hin öffentlich. All dies sind Strukturmerkmale, die generell einer Diskriminierung, zumindest innerhalb demokratischer Strukturen, entgegenstehen und die

deshalb zu vorsichtigem Optimismus für Frauen in Männersportarten Anlass geben!

Anmerkungen

1 Vgl. zur Darstellung des gesamten Projekts Kleindienst-Cachay/Kunzendorf (2003).

2 Vgl. zu einer solchen Kritik u.a. Wetterer (1995) und Schmerl (1999).

3 Die den Interviewausschnitten beigefügten Kürzel beziehen sich auf die Codenummern der interviewten Sportlerinnen sowie die betriebenen Sportarten: Bobfahren=BF, Boxen=BX, Eishockey=EH, Fußball=FB, Gewichtheben=GH, Hammerwerfen=HW, Mountainbiken=MB, Ringen=RG.

4 Im offiziellen Regelwerk des Eishockey wurde 1997 für Frauen der Bodycheck, also das Körpertackling, trotz heftiger Proteste der Spielerinnen verboten (vgl. Theberge 1997). Im Amateurboxen müssen die Frauen einen speziellen Brustschutz tragen, der sie nach Aussage der interviewten Frauen bei ihren Bewegungen behindert und der sie vor den Zuschauern lächerlich macht. Solche Regeldifferenzierungen zwischen dem Sport der Männer und dem der Frauen können als Akte der Differenzaufrichtung durch Separierung interpretiert werden. Vgl. ähnliche Regeldifferenzen für Frauen und Männer im amerikanischen Baseballspiel: das Spiel der Frauen wurde schon in den vierziger Jahren in den USA auch namentlich differenziert, es heißt „Softball“. Vgl. zur Differenzaufrichtung durch Separierung allgemein Müller (1993, S. 112).

5 Amateurboxerinnen müssen vor dem Kampf eine Erklärung vor Funktionären abgeben, dass zum Zeitpunkt des Kampfes keine Schwangerschaft besteht. In keiner anderen Sportart gibt es Vergleichbares!

6 Eine besonders extreme Form der Ablehnung erfuhr die Eishockeytorfrau Esther Thyssen, als sie in der Saison

2004/05 in einer Männermannschaft spielte. Bei Auswärtsspielen gab es durch die männlichen Fans der Gegenmannschaft regelmäßig minutenlange Schmähesänge gegen sie als Frau, wobei der Begriff „Schlampe“ noch zu den harmloseren Ausdrücken zählte (vgl. TAZ NRW 17.12.2004, „Allein unter Rüpeln“).

7 (vgl. z.B. BF 01, BF 02, BF 03, BX 02, BX 03, EH 01, FB 01, GH 03, GH 01, RG 01, RG 03). Auch in anderen männlich dominierten Bereichen ist die pauschale Ablehnung der Aufnahme von Frauen eine bekannte Strategie, um Frauen in der Anfangsphase der Öffnung fern zu halten bzw. um diese wieder zu vertreiben und die „Männerdomäne“ als ausschließlich männlich besetzten Raum zu erhalten (vgl. Müller 1993; Lorber 1999, S. 332-336 und S. 339).

8 Ähnliches berichten Gewichtheberinnen.

9 Vgl. hierzu v.a. die Aussagen der Boxerinnen (BX 03); der Eishockeyspielerinnen (EH 03); der Gewichtheberinnen (GH 02) sowie der Ringerinnen (RG 01, RG 02, RG 03). Vgl. zur Konkurrenz um Startplätze den Konflikt zwischen Männern und Frauen in der deutschen Gewichthebermannschaft bei der Olympiade 2000 in Sydney (GH 01).

10 „Nicht definiert“ heißt hier, die Muskulatur ist visuell nicht mehr klar abgegrenzt vom Fettgewebe.

11 Welche sexuelle Orientierung die Frauen haben, war nicht Thema der Interviews. Es können deshalb auch keine Schlüsse gezogen werden, ob die Idealisierung solcher eher männlichen Körperformen mit homosexueller oder mit heterosexueller Orientierung einhergeht. Auffallend ist allerdings, dass Frauen, die angeben, selbst Probleme mit der Akzeptanz ihres muskulösen bzw. massigen Körpers zu haben, sich durch ihre im Interview gemachten Äußerungen der Gruppe der heterosexuell orientierten Frauen zuordnen

lassen. D.h. die Akzeptanz bzw. Nichtakzeptanz bestimmter Körperformen scheint mit dem Thema Sexualität eng verknüpft zu sein. Vgl. zu den Schwierigkeiten bei der Beforschung des Zusammenhangs zwischen Körperstyling und Sexualität unter Verwendung klassischer qualitativer Verfahren Degele (2004).

12 Eine solche Entwicklung beschreiben auch Müller u. a. (2002) für Frauen bei der Polizei.

13 Vgl. ähnlich BF 02.

14 Vgl. hierzu auch die Studie über Trainerinnen im Spitzensport von Bahlke/Benning/Cachay (2003)

15 Vgl. hierzu auch Müller (2004, S. 26) bezogen auf die Männerdomäne Polizei: „Frauen dürfen weder zu ‚männlich‘ noch zu ‚weiblich‘ sein“.

16 Dieses Phänomen, dass Frauen, die sich betont asexuell geben, lediglich als „Kumpel“ angesehen werden, hat bereits Palzkill (1990, S. 65) für den Hochleistungssport beschrieben. Müller u.a. (2002, S. 2) konstatieren dieses Phänomen für die gesamte männlich dominierte Arbeitswelt.

17 Vgl. zur These, dass Schönheitshandeln („beautification“) anerkenntnisorientiertes Handeln ist, Degele (2004, S. 249).

18 Vgl. zur Beschreibung ähnlicher Genderingprozesse in Bezug auf Frauen im Basketball Watson (1987).

19 Vgl. zur Praxis des Gendering im Wettkampf z. B. die Präsentationen der

polnischen Weltklassegewichtheberin in der offenen Klasse, Agatha Wrobel, die bei der Olympiade 2004 in Athen mit rosarot gefärbten Haaren, die zu mit Perlen geschmückten Rastazöpfchen geflochten waren, übergroßen Ohrringen und in einem hautengen, tief ausgeschnittenen Trikot antrat. Der Genderingprozess setzte sich dann in der verbalen Präsentation der Sportlerin noch fort: Von der der Bildzeitung ließ sie sich im Rahmen eines Interviews mit den Sätzen zitieren: „Sex mit dicken Frauen ist besser!“ und: „Privat wünsche ich mir zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen“ (vgl. Bild, 25.8.2005).

20 Athletinnen, die nicht „weiblich genug“ aussehen, haben nach Aussage einiger Interviewpartnerinnen Probleme bei der Sponsorensuche (vgl. FB 01, MB 02). Ein bekanntes Beispiel hierfür sind die Schwierigkeiten der mehrfachen Weltmeisterin und Olympiasiegerin im Siebenkampf Sabine Braun bei der Sponsorensuche.

21 In den Jahren 2003 und 2004 veröffentlichte die Zeitschrift „Playboy“ je eine Serie Aktfotos der Boxerin Regina Halmich sowie der Bobfahrerin Susi Erdmann. (vgl. Playboy 5/2003 und 2/2004). Dass aber offenbar nicht alle Betrachter diese Art des Genderns im Sport schätzen, zeigt sich am Verhalten eines der Hauptsponsoren des Bobsportverbandes, der in der Folge dieser „Nacktfotos“ drohte, seine För-

derung zurückzuziehen, weil dieses Verhalten einer Sportlerin nicht kongruent zu seiner Unternehmensphilosophie und Marketingstrategie war.

22 Im Gewichtheben können gemischtgeschlechtliche Mannschaften antreten. Für die Bewertung der Leistungen wird dort ein Relativsystem angewendet, wonach die jeweilige Leistung unter Berücksichtigung anthropometrischer und geschlechtsbezogener Kriterien in Punkte umgerechnet wird. Dadurch können gute Gewichtheberinnen für die Mannschaft viele Punkte erkämpfen.

23 Das Fehlen solcher Leistungsvergleiche für Frauen ist deshalb als ein eindeutiges Kriterium für Diskriminierung in der jeweiligen Sportart zu werten. Zurzeit trifft dies in Deutschland nur noch auf den Amateurboxsportverband zu.

24 Ähnliches gilt für das Merkmal „Ethnie“. Nach Kalter (2003, S. 110f.) spielt im höherklassigen Fußballsport nach dem Bosman-Urteil Ethnie eine zunehmend geringere Rolle bei der Rekrutierung von Spielern. Vgl. auch Kleindienst-Cachay u.a. (2004, S. 79).

Soziale Anerkennung und persönlicher Gewinn im Fraueneishockey

Zwar zählt der Eishockeysport nicht zu den populärsten Sportarten in Deutschland, doch vielen Sportbegeisterten sind die Eisbären Berlin, die Kölner Haie oder die Krefeld Pinguine, Vereine der Deutschen Eishockey Bundesliga der Männer, ein Begriff. Den wenigsten hingegen ist bekannt, dass es in Deutschland seit mittlerweile 16 Jahren eine Frauennationalmannschaft sowie eine Frauenbundesliga im Eishockey gibt. Die dort aktiven Athletin-

nen vermehrt Mädchen und Frauen. Bereits seit 1988 gibt es eine Frauennationalmannschaft, die auch bei den olympischen Winterspielen 2002 in Salt Lake City vertreten war. Eine offizielle Frauenbundesliga wurde allerdings erst 1997 vom Deutschen Eishockey Bund (DEB) eingerichtet.

Kennzeichnend für den Eishockeysport ist ein spezifisches Anforderungsprofil, das das Überschreiten von Geschlechtergrenzen erfor-

Gründe geben, die die Frauen zu ihrem Sportengagement motivieren und ihnen das Gefühl geben, von ihrer Teilnahme an einer männlich dominierten Sportart profitieren zu können. Es stellt sich somit die Frage nach dem persönlichen Gewinn, den die Athletinnen aus ihrem Sportengagement ziehen.

2. Identitäts- und anerkenntnistheoretischer Bezugsrahmen

Bisher liegen im deutschsprachigen Raum nur wenige Arbeiten zur Situation von Frauen in männlich dominierten Sportarten vor. Diese fokussieren vor allem auf Sanktionen und Probleme, mit denen sich die Athletinnen konfrontiert sehen und vernachlässigen häufig die positiven Aspekte sowie das „identitätskonstitutive Potential“ eines entsprechenden Sportengagements (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2002, S. 89). So wird in der sportwissenschaftlichen Literatur vielfach darauf hingewiesen, dass aufgrund des gender-unkonformen Verhaltens soziale Anerkennung in einem insgesamt männlich dominierten Sportsystem und in besonderem Maße in männlich dominierten Sportarten nur schwer zu erwerben ist (vgl. u.a. Gieß-Stüber 2000; Klein 1983 und 1991; Palzkill 1990; Pfister 1999). Ein möglicher Anerkennungsgewinn oder aber die Entwicklung einer positiven, selbstbewussten und starken Identität als Sportlerin werden jedoch häufig ausgeklammert.

Mit Blick auf die Identitätskonstruktion von Individuen in einer individualisierten und pluralisierten Welt gilt es zu berücksichtigen, dass



nen werden von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen und sie erhalten nur wenig soziale Anerkennung für ihr Engagement in dieser männlich dominierten Sportart. Trotzdem betreiben die Eishockeyspielerinnen ihren Sport mit Begeisterung. Wie lässt sich dies erklären und woher nehmen die Frauen die Ausdauer und Energie für ihr hochleistungssportliches Engagement?

1. Problemstellung

Auch in der Sportart Eishockey engagieren sich in den letzten 10 Jah-

dert und in der Regel zur sozialen Sanktionierung führt. Daher ist es erstaunlich, dass sich die im Projekt „Männlicher Sport – Weibliche Identität?“ interviewten Eishockeynationalspielerinnen trotz zahlreicher Konflikte und Schwierigkeiten seit Jahren auf hohem Leistungsniveau in ihrer Sportart engagieren und dort auch verbleiben. Um im Spitzensport erfolgreich und langfristig aktiv sein zu können, nehmen sie einen immensen Zeit- und Trainingsaufwand in Kauf und richten ihr gesamtes Leben auf den Sport aus. Es muss demnach gewichtige

in der aktuellen Identitätsforschung vor allem dem Erwerb von Anerkennung eine zentrale Bedeutung beigemessen wird. In Anlehnung an Taylor (1997) verstehen Keupp u.a. (1999) Anerkennung als ein menschliches Grundbedürfnis und infolge dessen als das wichtigste Ziel im Rahmen der Identitätsarbeit eines Individuums (vgl. ebd., S. 252). Vor diesem Hintergrund ist zu vermuten, dass eine detaillierte Analyse der Anerkennungsverhältnisse von Frauen in männlich dominierten Sportarten und d.h. hier im Fraueneishockey, Antworten auf die Frage nach dem persönlichen Gewinn der Athletinnen geben können.

In dem von ihnen entwickelten „Modell alltäglicher Identitätsarbeit“ gehen Keupp u.a. (1999) davon aus, dass sich Anerkennung aus drei eng miteinander verwobenen Elementen zusammensetzt: Erstens, der vom Subjekt erfahrenen Aufmerksamkeit von signifikanten Anderen, zweitens der positiven Bewertung durch andere und drittens der so genannten Selbstanerkennung, d.h. der positiven Selbstbewertung des Subjektes. Entlang dieser drei Dimensionen verknüpfen Individuen ihre jeweiligen Anerkennungserfahrungen und entwickeln dementsprechend ein Gefühl dafür, wie anerkannt sie sich insgesamt oder aber in einem bestimmten Lebensbereich, wie z. B. dem Sport, fühlen (vgl. ebd., S. 256). Eng verbunden mit dem Identitätsziel der Anerkennung sind zugleich Gefühle der Zugehörigkeit, der Autonomie sowie der Einzigartigkeit, d.h. weitere Identitätsziele, die wiederum in einem Wechselverhältnis zueinander stehen (vgl. ebd., S. 261f.).

Hinsichtlich der von Keupp u.a. (1999) vorgenommenen Differenzierung von Anerkennung in drei Teilaspekte bleibt zu berücksichtigen, dass Individuen in verschiede-

nen sozialen Kontexten Anerkennung erfahren und dass folglich die von außen erhaltene Aufmerksamkeit sowie die positive Bewertung durch andere bei der Analyse von Anerkennungsverhältnissen differenziert betrachtet werden müssen. Dies ermöglicht ergänzend zur Theorie von Keupp u.a. der Ansatz von Axel Honneth (1994).

Honneth (1994) entwickelt auf der Grundlage von Hegels Theorie eines „Kampfes um Anerkennung“ und unter Einbeziehung der Erkenntnisse der Sozialpsychologie von G.H. Mead ein dreistufiges Anerkennungsmodell. Er unterscheidet dabei zwischen wechselseitiger Anerkennung in Primärbeziehungen, in Rechtsverhältnissen und in Wertgemeinschaften (vgl. ebd., S. 148f.). Für die vorliegende Interviewanalyse sind vor allem die Anerkennung in Primärbeziehungen, d.h. im Eltern-Kind-Verhältnis, in Freundschaften und in Liebesbeziehungen sowie die soziale Wertschätzung in der Wertgemeinschaft, d.h. die Anerkennung auf der Grundlage eines sozial definierten Werthorizonts relevant.

Vor dem Hintergrund der in der Literatur hervorgehobenen Bedeutung von Anerkennung stellt sich im Hinblick auf die Situation von Frauen in männlich dominierten Sportarten auch die Frage nach den Auswirkungen von Nicht-Anerkennungsverhältnissen auf die Identitätskonstruktion eines Individuums.

Honneth (1994) geht davon aus, dass fehlende Anerkennung die „Identität einer ganzen Person zum Einsturz bringen“ kann, da Subjekte grundsätzlich auf die Möglichkeit zur Rückversicherung im Anderen angewiesen sind (ebd., S. 212f.). Keupp u.a. (1999) hingegen formulieren keine konkreten Konsequenzen von Nicht-Anerkennungsverhältnissen für die Identitätsarbeit.

Sie sprechen lediglich von unterschiedlichen „Gefährdungen des Anerkennungsgefühls“ bzw. von einer „unvollständigen Anerkennung“, wenn eine der drei genannten Dimensionen unerfüllt bleibt (vgl. ebd., S. 256).

Ob und inwiefern sich Nicht-Anerkennungserfahrungen negativ auf die Identitätsarbeit eines Individuums auswirken, ist jedoch letztlich abhängig von der Art und Weise, wie ein Subjekt mit den jeweiligen Anerkennungskonflikten umgeht, d.h. die erfahrene Nicht-Anerkennung bewältigt. Im Rahmen einer Analyse von Anerkennungsverhältnissen bedarf es daher immer auch einer Berücksichtigung der individuellen Bewältigungsstrategien, wie sie von Kleindienst-Cachay im vorangegangenen Beitrag bereits dargelegt wurden.

3. Interviewdaten und Analyse-methode

Die dieser Analyse zugrunde liegenden Daten stammen aus dem im vorangegangenen Artikel vorgestellten Projekt „‘Männlicher’ Sport – ‘Weibliche’ Identität?“. Bei dem für den vorliegenden Artikel verwendeten Datensatz handelt es sich um Interviews mit drei Eishockeynationalspielerinnen im Alter von 20, 21 und 30 Jahren. Die beiden jüngeren Athletinnen (EH 02, EH 03) sind zum Zeitpunkt der Interviews Mitglied in der Sportfördergruppe der Bundeswehr und erhalten darüber finanzielle Unterstützung. Seit frühester Kindheit waren sie durch das Vereinsengagement ihrer Väter mit dem Eishockeysport in Kontakt. Im Vergleich dazu begann die Eishockeykarriere der ältesten der drei Spielerinnen erst im Alter von 22 Jahren. Sie betreibt neben dem Eishockey auch andere Sportarten und finanziert mit einer Teilzeittätigkeit als Rettungsschwimmerin ihren Le-

bensunterhalt. Kennzeichnend für alle drei Spielerinnen ist, dass sie bereits in ihrer Kindheit vielfältig sportlich aktiv waren und bewegungsintensive Spielformen bevorzugten. Wie im Verlauf der Interviews deutlich wird, messen die Frauen dem Eishockey einen hohen Stellenwert in ihrem Leben bei und engagieren sich mit Enthusiasmus in ihrem Sport.

Die Beschränkung auf eine Sportart und auf drei Interviews ermöglicht eine detaillierte und zudem sportartspezifische Betrachtung der Anerkennungsverhältnisse bzw. des persönlichen Gewinns der Athletinnen. Die Auswertung der Daten wurde computergestützt mit der QDA-Software MAXQDA von Kuckartz (1999) durchgeführt.

4. Entwicklung und Anforderungen des Fraueneishockeys

Mehr als 60 Jahre nach der Entstehung des Eishockey-Weltverbandes wurde 1974 in Füssen das erste deutsche Frauen-Eishockeyteam gegründet. Zahlreiche andere Teams folgten, so dass ein Spielbetrieb unter Frauen möglich wurde, allerdings noch nicht nach Leistungsniveaus differenziert.

Die Nationalmannschaft der Damen gibt es seit 1988. Deren erfolgreiche Teilnahme an den Europameisterschaften im Jahr 1989 trug zur Gründung der ersten Frauen-Bundesliga bei, die allerdings zunächst nur unter der Leitung der Eishockey-Landesverbände Nordrhein-Westfalen und Bayern durchgeführt wurde. Der Deutsche Eishockey Bund (DEB) richtete eine offizielle Frauen-Bundesliga erst 1997 ein. Am allgemeinen Spielbetrieb in der Bundes- und Landesliga nehmen heute ca. 50 offizielle Teams mit rund 1.000 Spielerinnen teil. Hinzu kommen weitere 600 jüngere Spielerinnen sowie ungefähr

40 Schiedsrichterinnen. Die Statistik des DEB verzeichnet für das Jahr 2002 insgesamt 1.620 aktive Spielerinnen in allen Altersklassen im Vergleich zu 20.524 aktiven männlichen Sportlern. Die ersten Weltmeisterschaften absolvierte die deutsche Frauen-Nationalmannschaft 1990 in Ottawa. 2001 konnte sich das Team für die Olympischen Winterspiele 2002 qualifizieren. Wichtig für die Leistungsentwicklung des Fraueneishockeys war die Einrichtung von sechs Sportförderplätzen für Eishockeyspielerinnen in der Bundeswehr im Jahr 2000 (vgl. Nittel 2001).

Das Regelwerk des Fraueneishockeys entsprach zunächst dem der Männer, wurde jedoch 1998 entscheidend verändert: Seither verbieten die Regeln den Bodycheck, eine körperbetonte Technik, die im Männeishockey ein gängiges Mittel beim Kampf um den Puck darstellt. Der Bodycheck dient vor allem dazu, den Gegner vom Puck zu trennen und so Spielzüge zu unterbrechen. Interessanterweise wurde die neue Regel des „unerlaubten Körperangriffs“ im Fraueneishockey erst nach fast zehnjähriger Existenz der Frauen-Bundesliga eingeführt. Wie die folgende Interviewanalyse zeigt, entfällt durch die Regeländerung eine wesentliche Komponente des Eishockeys, was zu einem erheblichen Attraktivitätsverlust der Sportart führt. Weitere Sonderregelungen im Vergleich zu den Männern ergeben sich vor allem durch die kleine Zahl an aktiven Spielerinnen. So ist es Frauen gestattet, in Männerteams zu spielen, wenn in einem Verein kein Frauenteam vorhanden ist. Die Spielerinnen erhalten in diesem Fall eine zweite Lizenz (vgl. Nittel 2001).

Bekanntermaßen widersprechen die allgemeinen Anforderungen des Hochleistungssports sowie das Anforderungsprofil männlich domi-

nierter Sportarten den weiblichen Geschlechterstereotypen. Dies trifft auch auf den Eishockeysport zu. Das konditionelle Anforderungsprofil dieser Sportart ist vor allem durch Ausdauer und Kraft, Schnelligkeit und Schnelligkeitsausdauer geprägt (vgl. Landessportbund NRW 1994, S. 25f.). Ein leistungsorientiertes Training führt daher zu einem entsprechenden Muskelaufbau und infolge dessen zu Veränderungen der Körperformen und -proportionen. Das körperliche Erscheinungsbild der Athletinnen im Eishockey entspricht daher häufig nicht dem gängigen Schönheitsideal. Zudem tragen die Sportlerinnen die typische Eishockey-Schutzkleidung und präsentieren sich und ihren Körper auch auf diese Weise „unweiblich“.

Als „männliche“ Stereotype gelten im Eishockeysport jedoch vor allem die psychischen Anforderungen wie Durchsetzungsvermögen und Risikobereitschaft – auch bei hoher Verletzungsgefahr – als auch die Bereitschaft zu physischer Aggression und Härte gegen die Gegnerin (vgl. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003).

5. Anerkennungsverhältnisse im Fraueneishockey

Mit Blick auf die Ausgangsfrage sollen im Folgenden einige zentrale Ergebnisse der Interviewanalyse dargestellt werden, die verdeutlichen, dass ein leistungssportliches Engagement in einer männlich dominierten Sportart für Frauen nicht allein mit sozialen Sanktionierungen verbunden ist.

5.1 „Da gehört man fast mehr hin als nach Deutschland ins eigene Stadion“ – Anerkennungskonflikte im Fraueneishockey

Mit den Worten „da gehört man fast

mehr hin als nach Deutschland ins eigene Stadion“ beschreibt eine der interviewten Eishockeyspielerinnen ihre positiven Erfahrungen bei internationalen Turnieren in den USA und Kanada und verdeutlicht so die prekäre Situation der Athletinnen hierzulande. Mit Blick auf ihr Sportengagement in Deutschland thematisieren die Frauen zahlreiche Konflikte und Sanktionierungen, die ihnen mangelnde Anerkennung und Akzeptanz innerhalb sowie außerhalb ihres sportlichen Umfeldes signalisieren. Bereits vorliegende Studien zur Situation von Frauen in männlich dominierten Sportarten bestätigen diese Ergebnisse (vgl. u.a. Gieß-Stüber 2000; Pfister 1999). Im Folgenden sollen zunächst drei zentrale Bereiche dargestellt werden, in denen sich die Eishockeyspielerinnen mit Anerkennungskonflikten konfrontiert sehen: in der Öffentlichkeit, in ihren Vereinen und Verbänden sowie im Kontakt mit männlichen Kollegen und Trainern.

5.1.1 Nicht-Anerkennung in der Öffentlichkeit

Insgesamt wird in den Interviews deutlich, dass die Eishockeyspielerinnen selten positive Rückmeldungen von Außenstehenden erhalten. Sie berichten vielmehr über fehlendes Interesse der Öffentlichkeit sowie über Situationen, in denen ihr Sportengagement von Personen außerhalb des Sportkontextes negativ bewertet bzw. nicht honoriert wird.

Das Desinteresse der Bevölkerung zeigt sich den Eishockeyspielerinnen hauptsächlich durch die geringen Zuschauerzahlen bei Bundesliga- und Nationalmannschaftsspielen. Bei den wöchentlichen Heim- und Auswärtsbegegnungen sind nach Aussage der Spielerinnen häufig nur Freunde und Freundinnen sowie Familienangehörige anwesend. Vor allem in Vereinen,

in denen eine Bundesliga-Herrenmannschaft existiert, ist das Interesse am Bundesliga-Fraueneishockey sehr gering:

„Aber so für'n Heimspiel zum Beispiel, also jetzt bei uns in Kornwestheim ist recht viel los, weil wir Damen in dem Verein wichtiger sind als die Männer. Weil wir halt..., wir Deutscher Meister geworden, wir spielen Bundesliga, ist was höher und die Männer sind halt nicht so gut. Also da sind bei uns mehr (Leute) da als bei den Männern. Aber im Normalfall, gerade in den großen Vereinen so wie Mannheim zum Beispiel, oder wo die



Männermannschaft DL (Deutsche Liga, K.H.) spielt oder Bundesliga, da kommen zu wenige. Da kommen zu den Spielen von den Frauen vielleicht 50 Leute, das sind alles die Eltern, also meistens ist es dann so, Eltern, Verwandte, Freunde, das ist so das Publikum, so wirklich Fans oder so was gibt es überhaupt nicht.“ (EH 02)

Ebenso wenig Aufmerksamkeit sowie fehlende Anerkennung erleben die Sportlerinnen von Seiten der Medien. So wird in Interviews die sportliche Leistung der Frauen zu meist zeitweilig ausgeblendet und ihre Rolle als „Exotinnen“ in einer Männerdomäne in den Vordergrund gestellt. Die Sportlerinnen berichten von typischen „Frauenfragen“ wie: *„Bist du schon mal so gecheckt worden, dass du liegen geblieben bist?“* oder *„Warum machst du nicht was anderes?“* (EH 02). Dass ähnliche Fragen an männliche Eishockeyspieler adres-

siert werden, können sich die Athletinnen freilich nicht vorstellen.

Darüber hinaus werden die Frauen oft mit negativen Bemerkungen bezüglich ihres Körpers und Aussehens konfrontiert. Insbesondere die mit dem intensiven Training einhergehenden körperlichen Veränderungen und auch das geforderte *unweibliche* Verhalten in männlich dominierten Sportarten sind immer wieder Auslöser von Konflikten. Von explizit abwertenden Formulierungen berichten die interviewten Spielerinnen zwar nicht, doch durch Bemerkungen von Männern wie *„Mensch, du hast ja mehr Oberschenkel als ich“* (EH 01) oder durch die Frage *„Machst du Bodybuilding?“* (EH 02) wird ihnen vermittelt, dass sie dem gängigen Frauenbild nicht entsprechen. Nach Aussage der Befragten entwickeln viele Spielerinnen aufgrund

dessen ein zwiespältiges Verhältnis zu ihrem Körper. Den Eishockeyspielerinnen ist einerseits bewusst, dass sie dem gesellschaftlichen Schönheitsideal nicht entsprechen, andererseits wissen sie, dass sie ihre Leistung nur mithilfe eines entsprechenden Trainings optimieren können. So weist eine der interviewten Athletinnen darauf hin, dass sie bei einem geringeren Körpergewicht *„übers Eis fliegen“* (EH 03) würde, d.h. dass sie weniger Durchsetzungskraft gegenüber den Gegnerinnen hätte und somit in ihrer Sportart weniger erfolgreich wäre.

5.1.2 Nicht-Anerkennung im Verein und im Verband

Die mangelnde Anerkennung in den eigenen Vereinen und im Verband äußert sich zunächst auf der finanziellen Ebene: Obwohl zwei der Athletinnen zum Zeitpunkt der In-

terviews die Möglichkeit haben, Gelder über die Bundeswehr bzw. die deutsche Sporthilfe zu beziehen, sind die Frauen in der Regel auf weitere Unterstützung der Eltern oder auf eine Berufstätigkeit außerhalb des Sportkontextes angewiesen. Im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen, die meist als Profis aktiv sind, ist es ihnen somit nicht möglich, eine berufliche Perspektive mit Blick auf den Hochleistungssport zu entwickeln (EH 01, EH 02, EH 03).

Hinzu kommen eingeschränkte Trainingsbedingungen, was auch der ehemalige Bundestrainer Rainer Nittel als großen Nachteil beklagt: Selbst Frauen-Bundesligateams können durchschnittlich nur zwei Trainingseinheiten pro Woche absolvieren, ihnen wird im Vergleich zu den Männern insgesamt weniger „Eiszeit“ eingeräumt und das Training wird oft erst am späten Abend angesetzt (vgl. Nittel 2001, S. 8; EH 01, EH 03).

Zur Differenz zwischen Männer- und Frauensport tragen jedoch nicht allein die unterschiedlichen Trainingsbedingungen bei, sondern auch Regeländerungen, die eine klare Grenzziehung zwischen Männer- und Frauensport zur Folge haben. Kennzeichnend für das Fraueneishockey ist in diesem Zusammenhang das erwähnte Bodycheckverbot. Die interviewten Nationalspielerinnen lehnen diese Sonderregelung strikt ab, da sie zum einen gern mit Körperkontakt spielen und ihnen zum anderen bewusst ist, dass es sich bei der Bodycheck-Technik um ein zentrales Element des Eishockeys handelt (EH 01, EH 02, EH 03). Das Frauenspiel verliert aufgrund des fehlenden Körperinsatzes für viele Zuschauer an Attraktivität und wird von männlichen Athleten als „witzlos“ bezeichnet (EH 02). Hinzu kommt, dass

Außenstehende meist nicht über die Regelunterschiede informiert sind, folglich das körperlose Spiel der Frauen auf deren fehlende Leistungsfähigkeit und Kampfmentalität zurückzuführen und das Spiel insgesamt negativ bewerten.

„Und wenn se (männliche Sportkollegen und Zuschauer) dann mal'n Spiel kucken, stempeln se es gleich als 'Scheiße' ab, weil se die Regeln nicht kennen, weil sie nicht wissen, dass wir das nicht dürfen. Und dadurch (haben wir) schon wieder verloren, gar keine Chance.“ (EH 02)

Regeländerungen, wie das Bodycheckverbot, sind letztlich das Resultat einer die Frauentteams benachteiligenden Vereins- und Verbandspolitik. Als einzige Interessenvertretung haben die Eishockeyspielerinnen zur Zeit den Vereinsvorstand ihres Frauentteams, dem allein es jedoch nicht möglich ist, die prekäre Situation der Athletinnen zu verändern. Tiefgreifende Neuerungen, so vermutet eine Sportlerin, wären nur mithilfe der Unterstützung des Eishockeyverbandes möglich:

„Das Wichtigste ist erst mal, dass der DEB uns anfängt zu akzeptieren. Weil (solange) der uns nicht akzeptiert, kann man eh machen, was man will, weil der erlaubt alles, der bestimmt, was gemacht wird. Und wenn wir da irgendwas schaffen würden und (der DEB) sagt: 'Ne', ehm, dann hat es eh keinen Sinn. (...) Ich will nicht unbedingt das große Geld da machen oder irgendwas, ich will einfach nur akzeptiert werden. Und das würde mir erst mal schon reichen und damit kommt dann alles andere von alleine.“ (EH 02)

5.1.3 Nicht-Anerkennung von Mitsportlern und Trainern

In besonderem Maße ist die fehlende Anerkennung von Seiten der männlichen Athleten und Trainer zu berücksichtigen. Durch die von diesen beiden Gruppen erfahrene Abwertung der sportlichen Leistung

wird den Spielerinnen eine für Hochleistungssportlerinnen und -sportler wesentliche Quelle der Anerkennung, d.h. die Wertschätzung des hart erarbeiteten sportlichen Erfolges, entzogen (vgl. Gebauer 1972). Wie Kleindienst-Cachay/Kunzendorf 2003) feststellen, wird Frauen in männlich dominierten Sportarten häufig Inkompetenz mit Blick auf die Bewältigung der sportartspezifischen Anforderungen unterstellt.

Letzteres erfahren die Eishockeyspielerinnen vor allem in Cross-Gender-Situationen¹, in denen sie häufig auf provokante Weise mit Geschlechterstereotypen konfrontiert und aufgrund ihres Geschlechts abgewiesen werden. Eine Spielerin berichtet von einem Gespräch mit einem männlichen Kollegen:

„Und da hat er gesagt: So, Dameneishockey..., und dann hat er ganz klar und deutlich gesagt, dass er dagegen ist und dass er das nicht gut findet und dass die Frau in die Küche gehört. Und da habe ich ihm ganz klar gesagt, dass er wohl ein absolutes Machoschwein wäre.“ (EH 01)

Nichtanerkennung zeigt sich auch im alltäglichen Kontakt zwischen Spielerinnen und Spielern z.B. im Bundesleistungszentrum. Dabei bekunden die männlichen Athleten offen ihr Desinteresse am Fraueneishockey und werten die Leistung der Spielerinnen ab, indem sie sie beispielsweise nach Stürzen auf dem Eis auslachen:

„Ja, man siebt sich halt, wenn die (die männlichen Sportkollegen, K.H.) ins Eisstadion kommen, (dann, K.H.) kucken sie schon mal kurz über die Bande, aber da wird manchmal mehr gelacht. Also so, was weiß ich, passiert ja immer, dass mal jemand hinfällt, oder so. Das passiert bei denen genauso. Aber wir werden dann halt mehr ausgelacht als sie, oder so.“ (EH 02)

Aktuelle Konflikte mit Trainern und

Betreuern der Spielerinnen kommen in den Interviews kaum zu Sprache. Eher werden frühere Erfahrungen thematisiert, wie z. B. die vom Jugendtrainer erfahrene Ablehnung einer Eishockeyspielerin während der Zeit, als sie in einer Jungenmannschaft trainierte. Der Trainer verbot ihr die Teilnahme an Turnierspielen, da sie angeblich als Mädchen die hohen Leistungsanforderungen in der Jungenmannschaft nicht erfüllen konnte (EH 02). Die Spielerin sah den Grund allerdings in der Diskriminierung qua Geschlecht. Zum Zeitpunkt des Interviews führt sie die Zurückweisung durch ihren Trainer sowie ähnliche Situationen mit männlichen Athleten auf die Angst der Männer vor weiblicher Konkurrenz im Eishockeysport zurück.

Da die Athletinnen vor allem ihren männlichen Sportkollegen und den Trainern Kompetenz und Urteilsvermögen im Hinblick auf ihre Leistungsfähigkeit zusprechen, ist die im Sportkontext erfahrene Kritik und Ignoranz gerade dieses Personenkreises besonders schwerwiegend. Denn während es den Spielerinnen gelingt, die fehlende Anerkennung in der Öffentlichkeit und in den Medien durch das Hervorheben der mangelnden Kenntnisse und des Unwissens der Zuschauer und Reporter abzuschwächen, gelingt diese „Rationalisierung“ in Bezug auf die im Eishockeysport aktiven Männer sowie die Trainer nicht. Vielmehr erfahren die Athletinnen auch im direkten Kontakt mit den Kollegen am Bundesleistungszentrum deren generelles Desinteresse am Fraueneishockey.

An dieser Stelle sei allerdings darauf hingewiesen, dass Spielerinnen u.a. dann, wenn sie in Männerteams spielen, durchaus positive Erfahrungen im Kontakt mit den männlichen Spielern machen und Unterstützung

erfahren. Dass die Athletinnen in den Interviews vorwiegend von Anerkennungskonflikten berichten, weist allerdings auf die zentrale Bedeutung im Rahmen des Sportengagements hin.

Die Ursache für die erfahrene Nicht-Anerkennung der Eishockeyspielerinnen kann im Rahmen der von Honneth (1994) entwickelten Theorie als der Verstoß gegen einen klassen- und geschlechtsspezifischen Werthorizont interpretiert werden, der im Sinne Lorbers (1999) von den Vorstellungen einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit und dementsprechend von polaren Zuschreibungen geprägt ist. Die Sportlerinnen erhalten für ihre Leistung wenig soziale Wertschätzung, da die von ihnen unter Beweis gestellten Fähigkeiten in vielen gesellschaftlichen Bereichen für Frauen nicht als „wertvoll“, sondern sogar als unpassend erachtet werden. Auf diese Weise wird den Frauen durch die zahlreichen Anerkennungskonflikte schließlich die Möglichkeit genommen, sich positiv auf ihre Eigenschaften, ihre sportliche Leistung und ihren Erfolg zu beziehen.

Mit Blick auf die hier thematisierten Anerkennungskonflikte ist also zunächst davon auszugehen, dass das Sportengagement der Frauen kaum einen Beitrag zur Entwicklung einer positiven Selbstbeziehung leisten kann. In Anlehnung an Keupp u.a. (1999) lässt sich auf eine in diesem Fall „unvollständige“ Anerkennung verweisen, da eine zentrale Komponente des Anerkennungsgefühls unerfüllt bleibt: die positive Bewertung durch andere. Eine Beurteilung des Sportengagements der Frauen als identitätsgefährdend wäre jedoch auf der alleinigen Grundlage der dargestellten Nicht-Anerkennungsverhältnisse voreilig. Die Interviews zeigen nämlich auch positive Anerkennungs-

erfahrungen und diese haben große Bedeutung für die Bewältigung der Konflikte.

5.2 „Das ist schon schön, wenn man weiß, dass man akzeptiert ist“ – Anerkennung und persönlicher Gewinn im Fraueneishockey

Trotz zahlreicher Nicht-Anerkennungserfahrungen erleben die interviewten Eishockeyspielerinnen ihr Sportengagement als Gewinn. Dies hängt damit zusammen, dass sie im nahen sozialen Umfeld, d.h. im Team und vom Trainer, in ihren Familien sowie von Freundinnen und Freunden Rückhalt und Unterstützung erfahren. Hinzu kommt, dass die Athletinnen im Sinne Keupps u.a. (1999) über ein hohes Maß an Selbstanerkennung verfügen und ihr Sportengagement sowie ihre Leistung selbst positiv bewerten.

Von anerkennenden Reaktionen in der Öffentlichkeit, eventueller Hilfe und Unterstützung durch die Vereine und Verbände sowie von der Akzeptanz von Mitsportlern berichten die Spielerinnen allerdings nur sehr selten oder gar nicht. Dies heißt jedoch nicht, dass positive Erfahrungen in diesen Bereichen überhaupt nicht gemacht werden. Ohne die Anerkennung durch einzelne Funktionäre und Trainer und ohne deren Engagement wäre die enorme Entwicklung des Fraueneishockeys in den letzten 15 Jahren nicht möglich gewesen.

5.2.1 Anerkennung im Team und vom Trainer

Die interviewten Spielerinnen betonen das gute und freundschaftliche Verhältnis in ihren Teams und zu ihren Trainern und schildern zahlreiche positive Erfahrungen, die sie in diesem Kontext machen. Dabei lassen sich zwei wesentliche Aspekte der Anerkennung differenzieren:

Erstens erleben die Frauen die Wertschätzung ihrer sportlichen Leistung und zweitens erhalten sie positive Rückmeldung hinsichtlich ihrer Kompetenzen und ihres Handelns auch außerhalb des Spielfeldes. Insgesamt wird deutlich, dass die Beziehungen, die die Frauen im Sportkontext etablieren, nicht allein von sozialer Wertschätzung im Sinne Honneths geprägt sind. Den freundschaftlichen Kontakten innerhalb des Teams kommt somit die Bedeutung von Primärbeziehungen zu.

Insbesondere bei den beiden jüngeren Spielerinnen (EH 02, EH 03), die als Mitglieder der Sportfördergruppe der Bundeswehr direkt am Bundesleistungszentrum in Wohngemeinschaften mit ihren Teamkolleginnen leben, sind die sozialen Kontakte zum Zeitpunkt der Interviews in besonderem Maße vom sportlichen Kontext geprägt. Sie erleben die Atmosphäre in der Nationalmannschaft als „*super familiär*“ (EH 03) und beschreiben das Verhältnis zu den anderen Spielerinnen wie das zu „*Geschwistern*“ (EH 02). Die Frauen haben im Eishockeyumfeld Freundschaften aufgebaut, die ihnen „*unheimlich wichtig sind*“ (EH 03) und von denen sie auch in Krisensituationen profitieren (EH 02, EH 03). Kennzeichnend für die Kontakte innerhalb des Teams ist letztlich bei allen drei Spielerinnen, dass sie sich gut integriert fühlen und sich als geschätzte und bedeutende Personen in der Gruppe erleben.

„*Also wenn man jetzt ein Tor schießt zum Beispiel, das ist ein ganz arg tolles Gefühl. Also man schießt ein Tor, es wird geklatscht man kriegt von jedem auf die Schulter geklopft, man sagt 'Super!'(...) oder man läuft durch alle durch, und... Das ist einfach nur Bestätigung, die man sich da holen kann, finde ich.*“ (EH 03)

Ebenfalls von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Wertschätzung des jeweiligen Vereins- und des Bundestrainers, die die Leistung der Sportlerinnen und ihr Spiel positiv bewerten. Diese Trainer signalisieren den Athletinnen, dass sie unverzichtbar sind und schenken ihnen auch in schwierigen Wettkampfsituationen Vertrauen. Für eine der Spielerinnen ist die Vorbildfunktion, die sie vom Nationaltrainer zugeschrieben bekommt und die von ihren Teamkameradinnen ausnahmslos akzeptiert wird, von zentraler Bedeutung.

„*Das ist eigentlich eine sehr wichtige Position (für mich) (...), dass ich da 'ne Vorbildfunktion habe, dass die Leute mich akzeptieren, was ich mache, was ich sage oder wie ich bin und wie ich den Sport vertrete. (...) Und ich hab' mir dann auch in den letzten Jahren diese Position in der Nationalmannschaft verdient. Ich bin Assistent-Captain geworden in der letzten Saison, wo der Trainer gesagt hat: 'Du hast es dir jetzt einfach verdient, weil du bist von der Mannschaft voll und ganz akzeptiert.'*“ (EH 01)

Insgesamt zeigt sich das nahe sportliche Umfeld, d.h. die Mitspielerinnen und die Trainer, für die interviewten Athletinnen als eine Quelle der Anerkennung. Die in diesem Kontext angesprochenen Erfahrungen sind im Vergleich zu den zuvor thematisierten Anerkennungskonflikten die wesentlichen Momente, in denen die Bemühungen und Anstrengungen der Spielerinnen honoriert werden.

Von großer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass es sich beim Eishockey um eine Team-sportart handelt. Die Frauen erschließen sich durch ihre Teilnahme am Eishockey einen Raum, in dem sie auf Gleichgesinnte stoßen. So lässt sich das Team in Anlehnung an Honneth (1994) auch als eine solidarische Gemeinschaft verstehen,

in der sich die Mitglieder gegenseitig für ihre Fähigkeiten und Eigenschaften anerkennen, da sie gemeinsame Ziele verfolgen. Der gesamtgesellschaftlich gültige Werthorizont und die darin enthaltenen „Gender“-Normen können in diesem Kontext zeitweilig außer Kraft gesetzt werden, d.h. „unweibliches“ Verhalten wird legitim. Je nach Umfeld verändert sich die Bandbreite dessen, was als konform erachtet wird. Zwar bleibt der grundlegende Konflikt zwischen dem gesellschaftlichen Frauenbild und dem Sportengagement bestehen, doch die im Team erhaltene Anerkennung bzw. Wertschätzung ermöglicht den Frauen die Entwicklung eines *Gefühls der Zugehörigkeit* und somit das Erreichen eines weiteren von Keupp u.a. (1999) hervorgehobenen Identitätsziels.

Die Wertschätzung des Sportengagements und der damit verbundenen Leistung beschränkt sich jedoch nicht allein auf das sportliche Umfeld, sondern sie wird den Frauen auch in nahen sozialen Kontakten außerhalb des Sportkontextes vermittelt.

5.2.2 Anerkennung in Primärbeziehungen

In Anlehnung an Honneth (1994) werden unter Primärbeziehungen all jene sozialen Kontakte verstanden, in denen die Athletinnen Anerkennung im Sinne von Liebe und emotionaler Zuwendung erhalten. Bei dieser Form der Anerkennung handelt es sich um Erfahrungen, die nur selten im Interview explizit formuliert werden. Allerdings können die von den Athletinnen genannten Formen der Unterstützung der Eltern, die Wertschätzung ihrer Leistung durch Familienmitglieder sowie die Akzeptanz ihres nichtrollenkonformen Verhaltens durch Freunde und Verwandte als Zeichen

einer solchen Anerkennung gewertet werden.

Insgesamt berichten alle drei Sportlerinnen von einem positiven Verhältnis zu den Eltern, die das Sportengagement und die Spielweise ihrer Töchter bereits in der Kindheit unterstützt haben und sie nie zu typischen Mädchenspielen verpflichteten (EH 01, EH 02, EH 03). Deutlich wird darüber hinaus, dass insbesondere die spätere Anteilnahme der Eltern und Verwandten am sportlichen Erfolg für die Sportlerinnen ein zentraler Grund ist, die Eishockeykarriere aufrechtzuerhalten. So betonen alle drei Athletinnen das große Interesse der Familie und auch die positiven Reaktionen der Eltern und Verwandten. Eine der Frauen berichtet:

„Die sind nur stolz auf mich, alle..., alle, alle. Die kommen immer zu meinen Spielen und fahren mit dem Bus mit nach Berlin zum Spiel-Kucken und meine Oma heult fast, wenn ich kein Tor geschossen habe, weil sie so stolz ist. Also, also meine ganze Familie ist unheimlich stolz auf mich.“ (EH 03)

Die hier zitierte Spielerin betont zudem, dass sie innerhalb der Familie nie mit der Frage konfrontiert wurde, warum sie als Frau Eishockey spielt. Sie erhält ganz im Gegenteil *„Bewunderung und Bestätigung“* (EH 03) für ihr Sportengagement und ihren Erfolg sowie für die Möglichkeit, sich dank der Sportförderung zeitweilig über das Eishockey finanzieren zu können.

Etwas weniger berichten die Athletinnen von Unterstützung durch Freundinnen und Freunde. Dies erklärt sich durch das hohe zeitliche Trainings- und Wettkampfpensum, das häufig nur wenige soziale Kontakte außerhalb des Sportkontextes ermöglicht. Doch auch diese Bezugsgruppe zeigt im Grunde Aner-

kennung und Bewunderung für das Sportengagement der Eishockeyspielerinnen, wenn auch nicht ganz vorbehaltlos:

„Ob, Eishockeyspielen, das ist aber hart!, ja, (das sagen sie) eigentlich immer noch. Und, eh, finden das aber (trotzdem) auch klasse. Nachdem ich natürlich auch zur Nationalmannschaft gekommen bin, ist es natürlich auch super, und dann (sagen sie): Ob, Nationalmannschaft woan! Also eigentlich (erhalte) ich Anerkennung (dafür). (...) Ich glaube, ja. Also, ich bekomme natürlich auch so 'n bisschen



Anerkennung dafür, dass es so ein harter oder rauer und auch schneller Sport ist, der halt nicht so bekannt ist in Deutschland wie in skandinavischen Ländern, aber eh, eigentlich auch, auch schon so relativ hart gesehen wird.“ (EH 01)

Während in den Nichtanererkennungskonflikten deutlich wurde, dass die Frauen aufgrund ihrer Teilnahme an einer „harten“ und „rauen“ Sportart negativ sanktioniert werden, zeigt sich hier, dass die Sportlerin für die Teilnahme am Eishockey und der damit verbundenen Bewältigung der hohen sportartspezifischen Anforderungen Anerkennung erfährt. Darüber hinaus honoriert dieser Freundeskreis die Mitgliedschaft in der Nationalmannschaft sowie die Tatsache, dass es sich beim Eishockey um eine in Deutschland noch wenig bekannte

Frauensportart handelt. Das mit dem Engagement in einer männlich dominierten Sportart verbundene Überschreiten von Geschlechtergrenzen wird akzeptiert. Dies ermöglicht es den Spielerinnen, sich positiv auf ihre sportlichen Kompetenzen zu beziehen und infolge dessen ein Gefühl der Einzigartigkeit zu entwickeln. Eine Spielerin drückt dies folgendermaßen aus:

„Ich hab halt (mit dem Eishockey) 'ne Sache, die kann ich, die können andere vielleicht nicht. Und ich wüsste nicht, was ich sonst noch Großartiges könnte, was andere vielleicht nicht können. Also ich finde, das ist jetzt ein bisschen eingebildet, aber das macht mich halt zu etwas Besonderem, das haben halt nicht viele.“ (EH 02)

Wie im vorangegangenen Artikel deutlich wurde, kann der Verstoß gegen die gängigen gender-Normen allerdings auch in Primärbeziehungen zu Konflikten führen. Kleindienst-Cachay/Kunzendorf (2003) weisen in diesem Zusammenhang insbesondere auf Schwierigkeiten in heterosexuellen Partnerschaften bzw. bei der Partnersuche hin. In den mir vorliegenden Interviews berichtet allerdings nur eine Spielerin explizit von diesbezüglichen Konflikten. Dies lässt sich damit erklären, dass es sich bei Beziehungsproblemen um eine sehr persönliche und intime Thematik handelt, die im Interview eher vermieden wird.

5.2.3 Selbstanerkennung

Die Selbstanerkennung, d.h. die positive Selbstbewertung eines Menschen, erfolgt nach Keupp u.a. (1999) unabhängig von anderen und

kann demnach auch bei einer negativen Bewertung von außen positiv ausfallen. Es ist allerdings zu vermuten, dass die Selbstanerkennung der Athletinnen nicht gänzlich losgelöst von den beschriebenen negativen und positiven Anerkennungserfahrungen gesehen werden darf.

Dass die Spielerinnen ihr Eishockeyengagement generell positiv bewerten, zeigt vor allem durch die Begeisterung, mit der sie von ihrer Sportart sprechen sowie durch den insgesamt hohen Stellenwert, den Eishockey in ihrem Leben einnimmt: Der Sport ist für sie „das Größte“ (EH 02) und „am Wichtigsten“ (EH 03). Um jedoch längerfristig in der Sportart verbleiben zu können, so eine der Spielerinnen, müssen Frauen unabhängig von der Bewertung anderer Personen eine positive Einstellung zu ihrem Handeln entwickeln:

„Wenn man, wenn man nicht genug Ehrgeiz hat oder so das Gefühl: ‘Ach, die anderen können mich mal! Ich mach’ das für mich!’, wenn man das Gefühl nicht entwickelt, dann..., das entwickelt man, Gott sei Dank, mit der Zeit, (...) dann hat man es schwer, da irgendwie durchzuhalten. Aber wenn einen das einfach nicht interessiert, was die anderen sagen, dann ist es schon in Ordnung.“ (EH 02)

Wie hier deutlich wird, ist die Negierung der Nichtanerkennung und stattdessen ein gewisses Maß an Selbstanerkennung die Voraussetzung für die erfolgreiche Teilnahme am Eishockeysport. Der Versuch, sich von den Reaktionen anderer Personen unabhängig zu machen, ist zum einen ein Zeichen für die positive Bewertung des eigenen Sportengagements, kann aber zum anderen auch als eine Form von Bewältigungshandeln interpretiert werden. Denn wie sich zeigt, beeinflusst die Selbstanerkennung der Spielerinnen ihren Umgang mit den zuvor dargestellten Anerkennungs-

konflikten.

Auch hinsichtlich der Körperwahrnehmung und des Körpererlebens berichten die Sportlerinnen von positiven Selbstbewertungen, obwohl ihnen bewusst ist, dass sie aufgrund von körperlichen Veränderungen durch das leistungsorientierte Training dem gängigen Schönheitsideal nicht entsprechen. Insbesondere eine der Spielerinnen empfindet den trainingsbedingten Muskelzuwachs als etwas Positives:

„Wenn ich jetzt so im Sommertraining oder so bin und krempel dann meine Ärmel vom T-Shirt hoch, dann bin ich da auch stolz drauf, (...) weil ich hab’ dafür trainiert drei Mal die Woche, und wenn ich gewollt hätte, dass es nicht ’n bißchen weitert, dann hätte ich das Krafttraining anders gemacht.“ (EH 03)

Im Verlauf des Interviews wird allerdings bei der hier zitierten Sportlerin sowie bei einer weiteren Athletin deutlich, dass sie die körperlichen Veränderungen vor allem deshalb akzeptieren können, weil ihnen der Sport und der damit verbundene Erfolg so wichtig sind.

Ein ähnlich zwiespältiges Verhältnis zu ihrem Körper formuliert auch die Spielerin EH 01. Nach eigener Aussage sieht sie so genannte „Problemzonen“, kann ihren Körper aber so akzeptieren wie er momentan ist, da sie seine Funktionalität hinsichtlich ihres leistungssportlichen Engagements im Blick hat. Nach ihrer Eishockeykarriere möchte die Athletin allerdings weniger Krafttraining machen und Muskulatur langsam abbauen (EH 01). Wie sich hier zeigt, ist das Leistungs- und Erfolgsstreben der Spielerinnen eine wesentliche Voraussetzung für die Körperakzeptanz. Die Selbstanerkennung der Frauen ist somit eng geknüpft an die Begeisterung für das Eishockey sowie den jeweiligen sportlichen Erfolg.

Neben der Akzeptanz des Kör-

pers bringen die Sportlerinnen im Interview letztlich auch die positive Bewertung ihres Verhaltens und ihrer besonderen Körperpräsentation zum Ausdruck. Aufgrund von sozialen Sanktionen ist den Frauen aber durchaus bewusst, dass sie gegen die gängigen „Gender-Normen“ verstoßen. Besonders deutlich wird dies im Interview mit einer Spielerin, die die erfahrene Kritik zurückweist und betont, dass sie sich selbst mit ihrer Art sich zu bewegen „authentisch“ fühlt:

„Also ich bin so, wie ich bin, und wenn jetzt mal jemand findet, ich hab’ ’n komischen Laufstil oder ’n männlichen Laufstil, dann ist mir das wurst. Wenn jemand sagt, ich kaue komisch Kaugummi, dann ist mir das egal. Also von dem her, da achte ich halt überhaupt nicht drauf, das ist mir eigentlich egal. (...) So lange ich mich halt akzeptieren kann, müssen es die anderen auch können.“ (EH 02)

Wird in diesem Zitat deutlich, dass den Spielerinnen ihr Verstoß gegen das gesellschaftlich vorgegebene Frauenbild und Schönheitsideal bewusst ist, so zeigt der folgende Ausschnitt aus dem Interview mit einer anderen Sportlerin, dass durch die Auseinandersetzung mit Geschlechterstereotypen aufgrund des Eishockeyspielens auch die gängigen „Gender-Normen“ in Bewegung geraten:

„Also für mich ist ’ne Frau einfach ’ne Frau, egal ob sie jetzt eber sportlich ist oder so wie meine Schwester, total die Tussi (...) Also für mich ist ’ne Frau nicht nur, weil sie ein Kleid anhat, ’ne Frau, oder eine ‘Keine-Frau’, nur weil sie jetzt, ehm, hier Gewichtheben macht und super ’ne scheiß Figur hat. Das ist für mich trotzdem noch ’ne Frau. (...) Da gibt es kein bestimmtes Bild für mich, gar nicht.“ (EH 03)

Insgesamt wird bei allen drei Spielerinnen deutlich, dass sie ein gewisses Maß an Selbstanerkennung

entwickeln und versuchen, sich von der von außen erfahrenen Kritik sowie den damit einhergehenden Sanktionen zu distanzieren und so ihr Handeln implizit gutheißen. Dies kommt zum einen in explizit positiven Selbstbewertungen oder aber in Interviewaussagen zum Ausdruck, in denen die Athletinnen deutlich die Akzeptanz anderer Personen innerhalb und außerhalb ihres sportlichen Umfeldes einfordern. In diesem Zusammenhang liegt die Vermutung nahe, dass Selbstanerkennung letztlich auch eine Bewältigungsform bzw. Ressource zur Bewältigung für die benannten Anerkennungskonflikte darstellt.

6. Resümee

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass das Sportengagement in einer männlich dominierten Sportart für die interviewten Eishockeyspielerinnen mit sehr ambivalenten Erfahrungen verbunden ist. Ein rein quantitativer Vergleich der positiven und negativen Anerkennungserfahrungen reicht jedoch nicht aus, um den persönlichen Gewinn der Athletinnen bzw. das identitätskonstitutive Potential des Sportengagements zu ermitteln. Vielmehr bedarf es einer differenzierten Betrachtung der sozialen Kontexte, in denen die Sportlerinnen Anerkennung erfahren oder aber sozial sanktioniert werden. Auf der Grundlage der analysierten Interviews konnte nachgewiesen werden, dass die Frauen zwar mit zahlreichen Anerkennungskonflikten konfrontiert werden, dass sie aber zugleich in den für sie wichtigen sozialen Beziehungen Rückhalt und Unterstützung erfahren. Von dieser im nahen sozialen Umfeld erlebten Anerkennung und Wertschätzung profitieren die Frauen auf zweifache Weise: Erstens gelingt es ihnen, infolge des-

sen Gefühle der Zugehörigkeit und Unverwechselbarkeit zu entwickeln, d.h. nach Keupp u.a. (1999) zwei wichtige Identitätsziele zu erreichen, und zweitens leisten die benannten Anerkennungserfahrungen einen zentralen Beitrag zur individuell erforderlichen Bewältigungsarbeit. Sie dienen den Athletinnen in Konfliktsituationen als soziale Ressourcen und tragen somit wesentlich zum Verbleib der Frauen in ihrer Sportart und im Hochleistungssport bei.

Durch ihr Engagement im Eishockeysport übernehmen die Athletinnen letztlich eine Vorreiterinnenposition in einem bisher männlich dominierten Bereich. Wie die hier dargestellten Ergebnisse zeigen, ist das dabei erforderliche Überschreiten der Geschlechtergrenzen zum Teil mit hohen Folgekosten für die Sportlerinnen verbunden. Aus der Perspektive der Geschlechterforschung lässt sich die zunehmende Präsenz von Frauen in männlich dominierten Sportarten jedoch zugleich als eine allmähliche Veränderung der insbesondere im Sport sehr rigiden Gender-Normen interpretieren.

Anmerkungen

1 Als Cross-Gender-Situationen gelten beispielsweise gemeinsames Training und geschlechtsheterogene Wettkampfsituationen, die aufgrund der erwähnten Sonderregelung im Eishockey möglich sind.

Gemeinsame Literaturliste

Acker, Joan: Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organization, in: Lorber, Judith/Farell, Susan A. (Eds.): *The Social Construction of Gender*, Newbury Park/London/New Delhi 1991, S. 162-179.
 Alfermann, Dorothee: Geschlechterunterschiede in Bewegung und Sport: Ergebnisse und Ursachen, in: *Psychologie und Sport*, Jg. 2, Heft

1, 1995, S. 2-14.

Alfermann, Dorothee: *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*, Stuttgart 1996.
 Bahlke, Steffen/Benning, Anette/Cachay, Klaus: „Trainer ...das ist halt einfach Männersache“, Köln 2003.
 Benning, Anette: „Nirgendwo war ich weiblicher als beim Karate!“ Frauen und Identität in einer Kampfsportart, in: Blanke, Beate/Fietze, Katharina (Hgg.): *Identität und Geschlecht*, Hamburg 1998, S. 165-177.
 Bette, Karl/Schimank, Uwe: *Doping im Hochleistungssport. Anpassung durch Abweichung*, Frankfurt am Main 1995.
 Connell, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen 2000.
 Degele, Nina: *Bodyfication and Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln*, in: *Sport und Gesellschaft*, Heft 1, 2004, S. 244-268.
 Die Zeit: Nr. 18, 2002, S. 68.
 Gebauer, Gunter: „Leistung“ als Aktion und Präsentation, in: *Sportwissenschaft*, Heft 2, 1972, S. 182-203.
 Gieß-Stüber, Petra: *Gleichberechtigte Partizipation im Sport? Ein Beitrag zur geschlechtsbezogenen Sportpädagogik*, Köln 2000.
 Hall, Margaret Ann: *Boxers and Bodymakers: Third wave feminism and the remaking of women's sport*, (Maschinenschriftliches Manuskript eines Vortrags auf dem DVS-Kongress „Dimensionen und Visionen des Sports“), Heidelberg 1999.
 Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina: *Entwicklung und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung im Sport*, in: *Spectrum der Sportwissenschaft*, Jg. 10, Heft 2, 1998, S. 71-86.
 Hartmann-Tews, Ilse/Gieß-Stüber, Petra/Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa/Petry, Karen

- (Hgg.): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport, Opladen 2003.
- Helfferrich, Cornelia: Jugend, Körper und Geschlecht: die Suche nach sexueller Identität, Opladen 1994.
- Hite, Shere: Hite-Report. Erotik und Sexualität in der Familie, München 1994.
- Höfer, Renate: Jugend, Gesundheit und Identität. Studien zum Kohärenzgefühl, Opladen 2000.
- Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt am Main 1994.
- Kalter, Frank: Chancen, Fows und Abseitsfallen. Migranten im deutschen Ligenfußball, Opladen 2003.
- Kelle, Udo/Kluge, Susanne: Vom Einzelfall zum Typus, Opladen 1999.
- Keupp, Heiner: Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung, in: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hgg.): Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektiven, Frankfurt am Main 1998.
- Keupp, Heiner/Ahbe, Thomas/Gmür, Wolfgang/Höfer, Renate/Mitzscherlich, Beate/Kraus, Wolfgang/Straus, Florian: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg 1999.
- Klein, Michael: Sport und Geschlecht, Reinbek bei Hamburg 1983.
- Klein, Michael: Von der Seele des Körpers, Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität 1991.
- Kleindienst-Cachay, Christa/Kunzendorf, Annette: „Männlicher“ Sport – „weibliche“ Identität, in: Elflein, Peter/Gieß-Stüber, Petra/Laging, Ralf/Miethling, Wolf-Dietrich (Hgg.): Qualitative Ansätze und Biographieforschung in der Bewegungs- und Sportpädagogik. Jahrbuch Bewegungs- und Sportpädagogik in Theorie und Forschung, Bd. 1, 2002, S. 88-104.
- Kleindienst-Cachay, Christa/Kunzendorf, Annette: „Männlicher“ Sport – „weibliche“ Identität? Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten, in: Hartmann-Tews, Ilse/Gieß-Stüber, Petra/Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa/Petry, Karen (Hgg.): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport, Opladen 2003, S. 109-150.
- Kleindienst-Cachay, Christa/Klein, Marie-Luise/Kraus, Ulrike: Sport – eine Chance für muslimische Frauen!, in: Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa (Hgg.): Muslimische Frauen im Sport – Erfahrungen und Perspektiven. Ministerium für Städtebau und Wohnen, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 2004, S.75 – 83.
- Kränzle, Peter/Brinke, Margit: Eishockey verständlich gemacht, München 2001.
- Kuckartz, Udo: Computergestützte Analyse qualitativer Daten: eine Einführung in Methoden und Arbeitstechniken, Opladen/Wiesbaden 1999.
- Kugelman, Claudia: Schöne Mädchen – Starke Frauen, Butzbach-Griedel 1996.
- Landessportbund NRW (Hg.): Eishockey – Rahmentrainingskonzept für Kinder und Jugendliche im Leistungssport, Mülheim/Ruhr 1994.
- Lorber, Judith: Gender-Paradoxien, Opladen 1999.
- Müller, Ursula: Sexualität, Organisation und Kontrolle, in: Aulenbacher, Brigitte/Goldmann, Monika (Hgg.): Transformationen im Geschlechterverhältnis, Frankfurt a.M./New York 1993.
- Müller, Ursula: Körper und Körperlichkeit im polizeilichen Diskurs, in: IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Jg. 21, Nr. 28, 2004, S. 23 -35.
- Müller, Ursula/Müller-Franke, Waltraud/Pfeil, Patricia/Wilz, Sylvia Marlene: Polizei und Gender, in: IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrum, Jg. 19, Nr. 24, 2002, S. 24-42.
- Nittel, Rainer (erstellt 11.2001): Die Entwicklung des Damen-Eishockeys aus nationaler und internationaler Sicht. Zugriff am 11.05.2004 unter http://www.damen-eishockey.de/misc/historie_nittel.shtml
- Palzkill, Birgit: Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport, Bielefeld 1990.
- Pfister, Gertrud: Sport im Lebenszusammenhang von Frauen, Schorndorf 1999.
- Schmerl, Christiane: Feminismus und deutsche Psychologie. Versuch einer Zwischenbilanz, in: Dausien, Bettina et al. (Hgg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen 1999.
- Stahr, Ingeborg: Frauen – Körper und Gesundheit. Plädoyer wider die Entkörperung des Leibes, in: Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Zwischen Utopie und Wirklichkeit. Breitensport aus Frauensicht – eine Dokumentation, Heft 47, Wuppertal 1998, S. 151 – 165.
- Straus, Florian./Höfer, Renate: Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit, in: Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hgg.): Identitätsarbeit heute: klassische und aktuelle Perspektive, Frankfurt am Main 1998, S. 270-306.
- Taylor, Charles: Die Politik der Anerkennung, in: Taylor, Charles (Hg.): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, Frankfurt am Main 1997, S. 13-78.
- Taylor, Charles: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, Frankfurt a. M. 1997.

- Theberge, Nancy: „It's part of the game“ Physicality and the Production of Gender in Women's Hockey, in: Gender & Society, Heft 11, 1997, S. 69-87.
*Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay
Universität Bielefeld, Fakultät für
Psychologie und Sportwissenschaft
Postfach 100131, 33501 Bielefeld
Email: christa.cachay@uni-bielefeld.de*
- Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper, Opladen 2001.
*Karolin Heckemeyer
Universität Bielefeld, Fakultät für
Psychologie und Sportwissenschaft
Postfach 100131, 33501 Bielefeld
Email: Karolin.Heckemeyer@gmx.de*
- Watson, Tracey: Women athletes and athletic women. The dilemmas and contradictions of managing incongruent identities, in: Sociological Inquiry, Vol. 57, 1987, S. 431 - 446.
Karolin Heckemeyer
- Wetterer, Angelika (Hg): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen, Frankfurt am Main/New York 1995.

Geschlecht und Medien

Die Beobachtung und Erforschung der Massenmedien unter dem Blickwinkel von Geschlechtergerechtigkeit ist durch die Kritik der zweiten internationalen Frauenbewegung in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts angestoßen worden. Diese Diskussion hat bis heute viele empirische wie theoretische Arbeiten vorgelegt. Das damals erkannte Problem ist noch immer existent: Frauen und Männer, Mädchen und Jungen werden in den Massenmedien sehr verschieden dargestellt. Diese Unterschiede korrespondieren nicht mit den realen Unterschieden zwischen den Geschlechtern im Alltag der Gesellschaft. Diese 'Andersbehandlung' fällt für verschiedene Medien wie für verschiedene Genres zwar unterschiedlich aus, ist ihrem Tenor nach aber medienübergreifend ähnlich, wie auch längsschnittlich konsistent.

Den Differenzen in Präsentation und Inszenierung beider Geschlechter entsprechen bestimmte Phänomene auf Seiten der Medien-Produktion wie auf Seiten der Medien-Nutzung. Für beide Bereiche ist inzwischen gut belegt: An der Produktion sind Frauen anders als Männer beteiligt, was ihre Verteilung auf die inhaltlichen Ressorts und auf die medieninternen Hierarchien der Verantwortung, Entscheidung und Entlohnung betrifft. Auf der Rezeptionsseite haben Frauen wie Männer nicht nur unterschiedliche Genre-Vorlieben, sondern zeigen bei gleichen Genres teilweise sehr unterschiedliche Reaktions- und Verarbeitungsmuster. Diese übergreifenden Trends werden im Folgenden näher beleuchtet.

1. Präsentation

Unter dem Gesichtspunkt der Präsentation beider Geschlechter ist am gründlichsten das *Fernsehen* untersucht worden, sowie spezielle Genres innerhalb der gesamten TV-Bandbreite (wie z.B. Musikvideos, Soap Operas, Cartoons, Sex in Privatsendern, etc.). In deutlichem Abstand folgen Printmedien (hier vor allem Frauen- und Jugendzeitschriften, danach auch Tageszeitungen und Magazine).

Zur Geschlechterpräsentation im Fernsehen datieren die frühesten Untersuchungen vom Ende der 1970er Jahre aus den USA und zeigen anhand internationaler Studien bis in die 1990er Jahre jene gleichbleibenden Trends, die sich mit den von Gaye Tuchman (1978) für die Frauendarstellung verwendeten Begriffe der 'symbolischen Annihilation' und der 'Trivialisierung' am kürzesten auf den Punkt bringen lassen. Für den gesamten Unterhaltungsbereich zur abendlichen Hauptsendezeit (also Serien, Krimis, Shows, Actionfilme u.ä.) lässt sich seit den 1970er Jahren anhand US-amerikanischer Untersuchungen

eine extreme Unterpräsentation an weiblichen Rollen gegenüber männlichen feststellen. Diese Proportionen variieren zwischen 1:2 über 1:3 bis 1:4, wobei in vielen solcher Analysen Filme ohne weibliche Hauptdarsteller erst gar nicht berücksichtigt wurden. Die Schwankungen dieses Ungleichgewichts sind abhängig vom Genre: Während in vielen Abenteuer- und Western-Filmen oft überhaupt keine Frauen auftauchen, sind sie in Komödien, Liebesdramen und Familienserien bis zu fast 40% vertreten. Da bis heute ein großer Anteil (über 50%) aller ausländischen Produktionen, die ins deutsche Fernsehen kommen, aus den USA stammt, sind diese Trends auch für Europa bzw. die BRD relevant. Untersuchungen für den deutschen Senderaum haben ab Mitte der 1970er Jahre (Küchenhoff et al. 1975) und bis in die 1980er und 1990er Jahre (Leinfellner 1983; Weiderer 1993) die Übertragbarkeit wie die Kontinuität dieser Trends immer wieder empirisch bestätigt. Die bekannte Küchenhoff-Studie stellte einen Anteil von wichtigen Haupt- und Nebenrollen für Frauen in

Spielfilmsendungen von 32% fest sowie deren Reduzierung auf die Typologie von 'jung, schön, unabhängig' und von 'Hausfrau/Mutter' – bei weitestgehender Ausblendung aller politischen, sozialen oder gesellschaftskritischen Aspekte. Auch Leinfellner fand für die Programme des österreichischen Fernsehens Vergleichbares: Im Bereich Spielfilmsendungen beherrschten Männer gegenüber Frauen den Bildschirm im Verhältnis 2:1; zentrale Frauenbelange wie z.B. Kinder, Bildung, Schule, Soziales etc. machten nur 3% aller untersuchten Sendungen aus. Die Hälfte der gezeigten Männer war von unattraktivem Aussehen, aber nur ein Viertel der – sowieso selteneren – Frauen. Die Kontinuität bzw. Verschlechterung dieser Präsentationsformen belegte die Untersuchung von Monika Weiderer (1993) für den deutschen Senderbereich: 30,4% der von ihr untersuchten Spielfilmsendungen enthielten überhaupt keine weiblichen Hauptrollen, ansonsten fand sie mit 35,5% weiblichen Hauptrollen zu 64,7% männlichen ein gleichbleibendes Verhältnis wie die Küchen-

hoff-Studie. Lediglich die Ansagerinnen-Rolle – als Aushängeschild wie Eye-Catcher der Programme – blieb ein weibliches 'Privileg' (zwischen 50 bis 87,5%).

Studien aus europäischen Ländern zeigen Ende der 1990er Jahre nach wie vor übereinstimmend, dass der Anteil der Frauen in Prime-Time-Sendungen von 1997/98 bei durchschnittlich 32% verbleibt, wobei der Anteil pro Land zwischen 28% (für Dänemark), über 29% (für Deutschland (ZDF) und Norwegen) bis zu 36% (für Schweden und Finnland) variierte. Eine der – seltenen – Langzeitstudien ergab (für das Land Norwegen), dass zwischen 1973 bis 1998 der Frauenanteil nur äußerst langsam (von 25% auf 31%) gestiegen ist (Eie 1998; Eie/Hero 1994).

Für die qualitative Seite der Frauendarstellung lässt sich feststellen, dass Frauen generell eher in heiteren oder komischen Rollen auftreten, Männer mehr in ernsten. Frauen kommen am häufigsten in jenen Sendungen vor, bei denen es um zwischenmenschliche Beziehungen geht sowie um Familie, Gesundheit und Soziales. In Kinder- und Jugendsendungen ist der Frauenanteil am höchsten (im Durchschnitt bei 44%). Bei Krimis, Sportsendungen und Beiträgen zu Wirtschaft und Technik sowie in den Nachrichten ist der Frauenanteil am geringsten. Die weltweite Untersuchung „Global Media Monitoring Project“ erbrachte im Jahr 2000 für 70 Länder, dass bei TV- und Nachrichtensendungen der Anteil von weiblichen Personen, über die berichtet wird, durchschnittlich nur bei 22% liegt, der für männliche Personen bei 78% (Spears/Seydegart 2000). Für Deutschland sahen die Proportionen in dieser Studie sogar noch magerer aus: 12% Frauen zu 88% Männer im Bereich der TV-Nachrichten

(eigene Berechnung).

Über die Hälfte aller männlichen Charaktere agiert in Krimis, Western und Actionfilmen. Dagegen finden sich drei Viertel der – viel selteneren – Frauenrollen in Komödien oder anderen Programmarten; die meisten Mordopfer in Krimis u.ä. sind weiblich. Im Kontext 'Erotik/Sexualität' werden mehr Frauen als Männer gezeigt (Weiderer 1993), wobei Frauen naiv, schüchtern, kokett, passiv oder ablehnend sind, Männer dagegen häufiger eher dominant, fordernd oder berechnend.

In Fernsehshows haben Frauen nach wie vor nur 'tragende' Funktionen: sie tragen schöne Kleider, schöne Blumensträuße und ihr schönstes Lächeln; die aktiven Showmaster und Künstler sind fast ausschließlich Männer. Versuche mit Showmasterinnen wurden schnell wieder abgesetzt (Schäfer/Tenorth 1994). Untersuchungen, die spezielleren Fragen der Geschlechter- oder Frauenpräsentation im Fernsehen nachgingen, runden das Bild ab: im Privatfernsehen, wo ein kommerziell bedingt höherer Einsatz weiblicher Sexualität erfolgt, sind weibliche wie männliche Geschlechterklischees wesentlich härter, rückwärts gewandter und frauendiskriminierender als in üblichen Spiel- und Aktionsfilmen (vor allen Dingen durch Verknüpfung von Sexualität mit destruktiver Gewalt gegen Frauen und aggressiver Bemächtigung seitens männlicher Akteure (vgl. Scarbath et al. 1994).

Untersuchungen über Familienserien zeigen, dass die Inszenierung des Familienwertesystems mit der Abwertung weiblicher Berufstätigkeit einhergeht, mit der Verstärkung und Vereindeutigung bestehender Geschlechterklischees sowie der Domestikation weiblichen Handelns und der Idealisierung männlicher Aktivitäten (Wünsch et al.

1996). Untersuchungen über Daily Talks weisen nach, dass die Gleichsetzung von 'Privatheit' und Frauen einen ambivalenten Charakter hat: private Themen wie Beziehungen oder Hausarbeit werden trivialisiert und entpolitisiert; durch die kommerziell inszenierte Verletzung von Schamgrenzen und die Veröffentlichung von (weiblicher) Privatheit werden Freiräume zerstört, in denen noch (weibliche) Differenz gelebt werden kann (Herrmann 2001).

Wissenschaftliche Untersuchungen zum Phänomen 'Frauenprogramme im TV' halten sich in ihrem Resümee die Waage zwischen der Diagnose 'Nische/Vereinnahmung' versus 'Gegengewicht/Ausbau' (Gesierich 1993).

Empirische Untersuchungen zur Geschlechterpräsentation in *Printmedien* beleuchten ebenso einerseits allgemeine Trends als auch speziellere Perspektiven. Für die Vereinigten Staaten gibt es ab Anfang der 80er Jahre einige Untersuchungen, die den Anteil und die Qualität der Nachrichtenstories über Frauen auswerten. Ihre Ergebnisse zeigen, dass Nachrichten über männliche Personen in fast 80% der Fälle auf den ersten Seiten platziert sind, Berichte über Frauen nur zu 4%. Die Berichte über Frauen sind kürzer, ihre Fotos kleiner und ihr ehelicher Status wird in 64% der Fälle vermerkt (bei Männern nur in 12%). Dafür wird in 80% ihr Äußeres beschrieben (bei Männern nur in 14%) und bei weiblichen Hauptfiguren werden mehr private Details mitgeteilt (Alter, Zahl der Kinder, Name der Ehemänner) als bei männlichen. In Nachrichten über Frauen sind die 'Opfer' stark überpräsentiert, bei den Männern die 'Politik' (Foreit et al. 1980). Das schon erwähnte „Global Media Monitoring Project“ (Spears/Seydegart 2000) erbrachte

mit seinen internationalen Vergleichen zur Nachrichtenpräsenz von Frauen für die Tagespresse in 70 Ländern einen prozentualen Anteil von durchschnittlich 17% Frauen als Nachrichtensubjekten (d.h. Personen, die genannt, zitiert oder abgebildet wurden) gegenüber 83% Männern. Dies entspricht in etwa einem Verhältnis von 1:5. Allerdings waren die durchschnittlichen Häufigkeiten je nach Thema sehr unterschiedlich: hohe Frequenzen innerhalb des 17%-Frauenanteils fanden sich bei 'Kultur und Unterhaltung', bei 'Prominenz' und bei 'Kriminalität'. Hohe Werte der 83% Männerberichterstattung lag bei 'Politik', 'internationale Krisen' und 'Verteidigung' – doch ebenso auch bei 'Kultur und Unterhaltung' und bei 'Prominenz' (Spears/Seydegart 2000). Eine deutsche Längsschnittuntersuchung an drei Tageszeitungen und zwei Wochenzeitungen von 1976 - 1996 erbrachte ebenfalls eine deutliche und durchgängige Unterrepräsentation von Frauen gegenüber Männern (zwischen 16 - 27% der Gesamtberichterstattung über Frauen gegenüber 60 - 75% über Männer; Schmerl 2003). Der mehr oder weniger kleine Anteil der Frauenpräsenz war überdies dadurch gekennzeichnet, dass er relativ selten die tatsächlichen sozialen Probleme, politischen Belange und gesellschaftlichen Leistungen von Frauen thematisierte. Vielmehr hatten im Zeitraum dieser 20 Jahre innerhalb der Frauenberichterstattung Themen von hohem Unterhaltungswert absolute Priorität: Längsschnittlich standen Themen wie 'Kultur und Unterhaltung' und 'Prominenz und Klatsch' für Frauen an erster Stelle, bei Männern dagegen beides: sowohl 'Politik' wie auch 'Kultur und Unterhaltung'.

Auch im Printbereich werden diese allgemeinen Trends durch spezi-

ellere Ergebnisse abgerundet. So ist zum einen klar, dass über Frauen nicht nur seltener und in eher banalen Kontexten berichtet wird, sondern auch mit einem anderen Blick auf sie (Körper, Alter, Kleidung) und mit einem anderen Interesse an ihnen (Privates, Emotionales, Sexuelles). Obwohl die bürgerliche Presse – im Gegensatz zur Boulevard Presse – in der Regel sachlich über Frauen berichtet, gibt es auch hier Kritiken über diskriminierende Ausrutscher (so z.B. Pusch 1990 bezüglich Spiegel, Zeit und Stern; Huhnke 1996 zum Spiegel; Schmerl 2003 zu Stern und Spiegel). Auch für die Sportberichterstattung (Klein 1986) oder die Kriminalitätsberichterstattung (Fröhlich 1998) wird oft die 'besondere' Perspektive deutlich, die die Frauen wahlweise als 'Körper' oder als 'Opfer' in einem radikal anderen Kontext als Männer inszeniert, nämlich dem der verfolgten Unschuld und/oder des abzutaxierenden (sexuellen) Körpers.

Schließlich gibt es zusätzlich Hinweise für die subtil unterschiedliche Inszenierung beider Geschlechter: Zum Beispiel ist seit den 1980er Jahren mehrfach nachgewiesen worden, dass Frauen und Männer auf Pressefotos tendenziell verschieden abgebildet werden: Männer mit mehr Gesichtsanteil, Frauen mit mehr Körperanteil (vgl. Archer et al. 1983). Aus diesen Untersuchungen wie aus deutschen Folgeuntersuchungen geht zudem hervor, dass dies für die Beurteilung der Abgebildeten Konsequenzen hat: Personen mit mehr Gesichts Betonung werden z.B. als klüger und sympathischer beurteilt (vgl. Schwarz/Kurz 1989; Schmerl 2004). Werden Frauen also durchgängig mit mehr sichtbaren Körperanteilen auf Pressefotos inszeniert, bedeutet dies, dass sie die potentiellen ZeitungleserInnen ständig als relativ 'dümmer' etc. als

die abgebildeten Männer beeindruckten.

Quer zur Einteilung nach verschiedenen Medien ist seit ca. 40 Jahren immer wieder die Darstellung der beiden Geschlechter durch die *Werbung* untersucht – und kritisiert – worden. Dabei standen die Zeitschriften- und Plakatwerbung wie auch die Fernsehwerbung im Mittelpunkt. Während für die USA schon ab den 1960er Jahren eine klischeehafte rückwärts gewandte Werbung für beide Geschlechter konstatiert worden war, werden ab den 1970ern für die Frauendarstellung zusätzlich deren herabsetzende Bilder und Texte (Frauen als naiv, passiv, beschränkt etc.) und deren (vorwiegend sexuelle) Blickfangfunktion (Frauen als sexuelle Ware für den Mann) registriert (vgl. Komisar 1971). Fragestellungen dieser Art sind ab den 1970er Jahren auch für deutsche Print- und Fernsehwerbung untersucht worden (vgl. Hering 1979; Schmerl 1980; Kotelmann/Mikos 1981) mit ähnlichen Befunden. Untersuchungen ab den 1990er Jahren (Schmerl 1992; Spieß 1994) zeigen, dass sich zwar die Geschlechterbilder der Werbung dem jeweiligen Zeitgeschmack anpassen, ihre Rollenverteilung an Frauen und Männer jedoch extrem polarisiert bleiben, auch wenn in der Werbung die optische Unterrepräsentanz von Frauen nicht jenes Ausmaß erreicht wie in den Unterhaltungs- und Nachrichtenbeiträgen von Print- und elektronischen Medien. Zwar gibt es nun auch die 'neue' Frau, die sich von traditionellen Frauenklischees absetzt, aber sie bleibt hochgradig normiert in ihrem Erscheinungsbild und dient hauptsächlich zwei Funktionen: der Dekoration von Waren und/oder der Begleitung eines Mannes. Auch wenn gelegentlich in der TV-Werbung die 'junge Individualistin' oder auch 'die ag-

gressive Frau' auftritt (Spieß 1994), so konserviert „die Mehrzahl der deutschen Werbespots, in denen Frauen als Akteurinnen auftreten ... traditionelle Rollenklischees“ (Spieß 1994, S. 105). Für die Print- und Plakatwerbung lassen sich zusätzlich (wenn auch seltener, aber umso auffälliger) offen diskriminierende Frauenbilder nachweisen, die mit den Mitteln sexueller Herabsetzung oder frauenfeindlichen Humors um öffentliche Aufmerksamkeit wetteifern.

Neben offen herabsetzenden Frauenbildern zu Werbezwecken sind seit langem auch subtile Stilmittel nachgewiesen worden (z.B. Goffman 1976), die in der Werbung bei der Darstellung beider Geschlechter nach wie vor eingesetzt werden: vor allem die Inszenierungen einer übertrieben unterschiedlichen Körpersprache. Goffman bezeichnet diese Inszenierungen als 'Hyperrealisierung' der alltäglichen Geschlechterunterschiede; seine umfangreiche empirische Bildanalyse umfasste auch viele deutsche Werbebeispiele.

Wirkungsfragen

Wenn man davon ausgeht, dass die Nachrichten- und Informationsangebote der Medien eine Auswahl treffen müssen, sich diese Auswahl zudem nach etablierten Regeln richtet (was ist/gilt als wichtig, was als gefährlich?), dass Unterhaltungs- und Kulturangebote unterhalten und nicht langweilen wollen und dass Werbung um Aufmerksamkeit buhlt, wird niemand erwarten, dass in diesen drei Bereichen eine realistische Abbildung beider Geschlechter stattfindet. Trotz dieses Hintergrundes lässt sich aber eine systematische Ungleichbehandlung (durch überproportionales Ausblenden wie inhaltliche Diskriminierung) des weiblichen Geschlechts kritisieren,

die weder mit den Zwängen der Informationsauswahl, noch mit den Regeln des Amusements, noch mit der Einschaltquote, noch mit der – ebenfalls stattfindenden – Stereotypisierung von Männern zu rechtefertigen ist. Die nun schon seit fast 40 Jahren formulierte Kritik an den Präsentationsformen von Frauen in den Massenmedien weist daher mehr und andere Argumente auf als die simple Forderung nach gleichen Prozentzahlen für Männern und Frauen oder nach Gleichmacherei in der Darstellung. Die frühe Kritik der 1970er Jahre an den beschriebenen Verhältnissen ging davon aus, dass solche falschen und/oder einseitigen Nachrichten, Bilder und Inszenierungen bei den Konsumenten ebenso falsche und einseitige Vorstellungen hinterlassen, schlimmstenfalls schädliche Vorbilder und Ideale, vor allem bei Kindern und Jugendlichen. Die genaueren Vorstellungen über das Wie dieser pädagogisch unerwünschten Wirkungen waren nicht sehr ausgearbeitet, sondern nahmen eine mehr oder weniger direkte Übertragung des Gesehenen oder Gelesenen in den eigenen Werte- und Verhaltenskodex an, etwa auf dem Wege des Befolgens und Nachahmens eines attraktiven Vorbildes oder des Glaubens an eine positive Quelle/Autorität mit dem Image eines Massenmediums. Bereits relativ früh war an dieser globalen Wirkungsannahme vom Reiz-Reaktions-Typus Kritik angemeldet worden – hier allerdings im Kontext der Diskussion um Manipulation von politischen Einstellungen (so Klapper 1960). Er wies darauf hin, dass Medien die bereits vorhandenen Einstellungen lediglich verstärken (nicht ändern), weil sich die Rezipienten selektiv nur jenen Botschaften bewusst aussetzen, die ihren schon bestehenden Ansichten und Vorlieben entsprechen.

Weiter ausgebaut wurde diese Relativierung 'automatischer' Wirkungen und Medieninhalte im folgenden durch den 'Nutzen-Belohnungs-Ansatz', der von einem eher aktiv auswählenden Publikum ausgeht, das nach eigenen Neigungen und Bedürfnissen seinen Medienkonsum gestaltet und seine individuellen Gratifikationen aus einem breiten Angebot durch individuelle Auswahl erfüllt (Uses-and-Gratification-Ansatz). Beide differenzierenden Ansätze (die sich nie direkt mit der Frage von Geschlechtervorbildern befasst haben, sondern eher mit den allgemeinen Fragen politischer Manipulierbarkeit oder den Befürchtungen kulturpessimistischer Medienkritik) machen jedoch eine jeweils wichtige Einschränkung ihrer Thesen: Klapper nahm von seiner These der Verstärkung bestehender Meinungen ausdrücklich Kinder und Jugendliche aus, weil sie zu vielen Bereichen der sie umgebenden Kultur noch keine Meinung und kein Vor-Wissen haben (können). Der Nutzen-Belohnungs-Ansatz findet seine Grenzen dort, wo die zur Auswahl angebotene Palette an Meinungen und Genres nicht extensiv breit, sondern uniform oder schmal ist (wie z.B. in Diktaturen oder bestimmten Subkulturen). Beide 'Ausnahmen' betreffen nun interessanterweise genau jene Bedingungen, die das Angebot der Geschlechterbilder unserer freiheitlichen Medien in einer bestimmten Weise charakterisieren: Auch ohne Rückgriff auf eine Verschwörungstheorie lassen sich die oben beschriebenen Befunde eines eindeutigen Mangels an weiblicher Medienpräsenz in Kombination mit einem einseitig schmalen, auf Familie (Hausfrau/Mutter), Mann (Ehefrau, Sexspielerin) und Dekoration festgelegten Frauenbild als ein Angebot diagnostizieren, das von Kin-

dern und Jugendlichen mangels Alternativen nicht nur nicht vermieden werden kann, sondern von ihnen vielmehr aktiv zur eigenen Orientierung genutzt wird.

Exkurs: Analogie aus der Gewaltdebatte

Außerdem kann diese Differenzierung der Wirkungsdebatte (weg von einem einfachen Punkt-für-Punkt-Wirkungsmodell hin zu einem durch Eigenaktivität und Angebots-wahrscheinlichkeit bestimmten interaktiven Sozialisationsmodell) von den Erfolgen einer parallelen pädagogischen Mediendebatte profitieren: jener um die 'Wirkungen' von Gewaltangeboten in den audiovisuellen Medien. Hier wissen wir inzwischen aus über 30 Jahren geführten Wirkungsdebatten, dass a) die Wirkung von gezeigter Gewalt nicht automatisch in Nachahmung bestehen muss, aber als abrufbares Wissen gespeichert bleibt und bei Bedarf angewendet werden kann, b) die Wirkung im Sinne von Nachahmung des Gesehenen vom sozialen Kontext der Zuschauer abhängig ist (d.h. Kinder aus intaktem Erziehungsklima sind 'geschützt' gegen simple Übernahme gewaltförmiger Konfliktlösungen; Kinder aus gestörten oder verwahrlosten Erziehungsmilieus tragen ein hohes Nachahmungsrisiko von attraktiven Gewaltakten) und c) aggressive Szenen und Vorbilder keinesfalls nur in Gestalt von Nachahmungen 'wirken' können, sondern auch ganz andere Wirkungen zeigen können, wie vor allem Angst (vgl. Gerbner 1981; Groebel 1995; Grimm 1999). Diese und 'andere' Formen der Wirkung sind zudem hochgradig geschlechtsabhängig: Mädchen und Frauen reagieren auf Gewaltszenen im Medienangebot eher mit Angst und Ablehnung als Männer (vgl. Röser/Kroll 1995) und sie reagieren

in der Regel weder mit 'Coolness' noch mit Amüsement (was übrigens auch ein neues Licht auf die unterschiedlichen Genre-Vorlieben der Geschlechter wirft).

Aus den Erkenntnissen der Medien-Gewalt-Debatte können also gewisse Analogie-Schlüsse für die vermutlichen Wirkungen der Geschlechterbilder der Medien gezogen werden, vor allem was Kinder und Jugendliche angeht: Die Geschlechterbilder der Medien sind (Orientierungs-)Angebote, die genutzt werden (können), wenn sie auf Zustimmung und Bedarf stoßen, keine Imperative. Sie werden vermutlich von jenen (Kindern und Jugendlichen beiderlei Geschlechts) stärker genutzt, die noch großen Bedarf an Information, Experimenten und Orientierung haben, oder von jenen, die sich in ihren chauvinistischen Geschlechterbildern bestätigen lassen möchten (aus unterschiedlichen Gründen: weil sie von dieser Auffassung profitieren und sich bestätigt fühlen oder weil sie so irritiert/gestresst von der Geschlechterrealität sind, dass sie die Medienbilder als Entlastung/Auszeit nutzen).

Die Chancen bzw. Risiken, dass ein stereotypen-konformes Medienangebot (hier nicht Gewalt, sondern ein fehlendes heterogenes Frauenspektrum in Kombination mit einem schmal-uniformen Frauenangebot) Wirkung zeigt, liegt nicht in der einfachen Übernahme/Nachahmung, sondern im kognitiven wie emotionalen Speichern dieser Angebote als 'verfügbar', in der Aktualisierung durch jene (gar nicht so seltenen) Individuen, die Probleme mit dem Geschlechter-Verhältnis in der Realität haben – seien dies nun in ihrer konservativen Männlichkeit erschütterte Männer, von ihrer progressiven oder konservativen weiblichen Rolle überforderte Frauen oder

jene Mitglieder der jeweils nachwachsenden Generation, die noch auf der legitimen Suche nach attraktiven Vorbildern, nach Information und Orientierung sind. Zusätzlich ist nicht auszuschließen, dass – analog der weiblichen Reaktion auf Medienaggression – auch ganz andere Effekte als die der Nachahmung als 'Wirkung' auftreten: jene der Ablehnung oder der Angst.

Bezeichnenderweise gibt es für dieses Gebiet nicht annähernd so viele empirische Untersuchungen wie für die Gewalt-Debatte – unter anderem, weil sich für die Geschlechterfrage noch viel schwieriger die 'reinen' Medieneinflüsse von denen des sonstigen sozialen Kontextes und seiner Vorbilder trennen lassen – aber es gibt sie. Sie zeigen uns einerseits mit Hilfe von klassischen 'Vielseherstudien', dass Kinder wie Erwachsene mit extrem hohem Fernsehkonsum engere und klischeehaftere Geschlechterbilder ausbilden als 'Wenigseher'. Zum anderen zeigen Untersuchungen, die zu den möglichen positiven Wirkungen von alternativen und progressiven Geschlechterrollen durchgeführt wurden, dass gerade Mädchen und Frauen sich von attraktiven weiblichen Titelheldinnen, von progressiven Berufsvorbildern, von unkonventionellem Spielzeug u.ä. in ihrem Selbstbild, in ihren Berufswünschen und in ihrem Spielverhalten schon durch eine TV-Vorführung eindeutig beeinflussen lassen – ein für die klassische Wirkungsforschung ganz ungewöhnlicher Befund (vgl. O'Bryant/Corder-Bolz 1978; Pingree 1978; Jennings/Geis/Brown 1980).

Interessant bleibt auch, dass solche 'Wirkungen' (in Richtung Vielfalt und Anregung, die eigene Rolle zu erweitern) sich fast ausschließlich nur auf weibliche Kinder und junge Frauen bezogen – während

die männlichen Kinder sich durch ein erweitertes Rollenangebot offensichtlich nicht von ihren etablierten Rollenvorlieben abbringen ließen. Ergebnisse dieser Art geben zu doppelter Deutung Anlass: einmal als schönes Beispiel dafür, was der Uses-and-Gratification-Ansatz leisten könnte, wenn denn das Angebot für die von ihm postulierten möglichen Gratifikationen vorhanden und breit genug wäre und wie sogar 'unpassende' Angebote noch durch Umdeutung genutzt werden. Zum anderen zeigt es, dass unter Medien-'Wirkung' auch der eklatante *Mangel an Wirkung* mit verbucht werden muss, ein Mangel, der durch fehlende Angebote sich für den kindlichen Sozialisationsprozess als Deprivation auswirkt. Dieser letzte Punkt – die Abwesenheit von Vorbildern für Frauen und Mädchen – sollte als eigene Wirkung nicht unterschätzt werden. Der Mangel an möglichen positiven Wirkungen durch die Abwesenheit von visuellen wie kognitiven und emotionalen Angeboten für das weibliche Geschlecht ist in sich auch eine Wirkung – was in der Regel übersehen wird. Dies gilt natürlich analog für männliche Kinder: Wenn sie in den Medien jene menschlichen Verhaltensweisen, die mit Einfühlsamkeit, Mitgefühl, Zuhörenkönnen, Zuwendung, gewaltlosem Konfliktmanagement etc. zusammengehen, nur als 'unmännlich' erleben können (wenn überhaupt), ist dies auch eine Wirkung, die qua Negation als Einfluss nicht zu unterschätzen ist.

Auch die Erkenntnis des aktiven Umgangs mit Medienangeboten durch selektive Aufmerksamkeit, selektive Mediennutzung und kreative Umdeutung von Rollen und Vorbildern macht somit die Kritik an einem mangelhaften Angebot an interessanten weiblichen Rollen als Erfahrung für *beide* Zuschauer-Ge-

schlechter nicht überflüssig.

2. Produktion

Die medienpolitische Folgerung aus den beschriebenen Einseitigkeiten der Geschlechterpräsentation aller Massenmedien ist logischerweise mit den Geschlechterverhältnissen auf der Produktionsseite verbunden, d.h. dem Männer-zu-Frauen-Verhältnis im Journalismus, in den Redaktionen und in den Leitungshierarchien der Medien. Seit den Untersuchungen von Neverla/Kanzleiter (1984) ist bis in die 1990er Jahre immer wieder nachgewiesen worden (z.B. Holtz-Bacha 1995a; Lünenborg 1997), dass Journalismus ein Männerberuf ist und bleibt und Frauen hier deutlich unterrepräsentiert sind. Im europäischen Vergleich bewegt sich der Frauenanteil an Journalisten zwischen 17 und 32%, wobei Deutschland durchschnittlich auf ca. 31% kommt (Lünenborg 1997; Holtz-Bacha 1995a). Interessant ist, dass sich dieses Verhältnis noch nicht bei den Berufsanfängern findet: Hier gibt es einen hohen Frauenanteil unter Volontären und Studierenden der Journalistik, der Kommunikationswissenschaften und der Publizistik. Der Anteil an Journalistinnen sinkt deutlich mit der Dauer der Berufstätigkeit, obwohl die Frauen die bessere Ausbildung (Studium, Promotion) und mehr praktische Erfahrungen bei Berufsantritt mitbringen als ihre männlichen Kollegen. Weiterhin fällt dieses knappe Drittel Frauenanteil je nach Medium und nach thematischem Ressort sehr unterschiedlich aus. Während bei den Tageszeitungen und Nachrichtenagenturen ihr Prozentanteil weit unter 30% liegt, sind ihre Anteile beim privaten Hörfunk und im Fernsehen noch am höchsten (ungefähr 40%). Am deutlichsten fällt die Unterrepräsentanz von Frauen in den Chef-

etagen auf: Bei den Tageszeitungen gibt es durchschnittlich nur 0,5% weibliche Chefredakteure, beim öffentlichen Rundfunk 9,5%. Alle zwölf ARD-Anstalten hatten stets männliche Intendanten (Holtz-Bacha 1995a). Erst seit 2004 gibt es eine erste Intendantin (RBB). Auch europaweit zeigt sich, dass Tageszeitungen und Nachrichtenagenturen unter den Gesichtspunkten von Hierarchie/Leitung als auch von den Arbeitsbedingungen her die am stärksten 'männertypisierten' Medien sind (Lünenborg 1997).

Die berufliche Situation von Journalistinnen ist auch unter qualitativen Aspekten seit den 1970er Jahren untersucht worden: Sowohl Männer (51%) wie Frauen (70%) in diesem Feld sagen, dass es keine Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern hinsichtlich Arbeitsbedingungen, Entlohnung und Aufstiegsmöglichkeiten gibt und dass auch die Beteiligung an den prestigeträchtigen Ressorts sehr ungleich ist (SchulzAmend 1993). Journalistinnen werden auf bestimmte Themen festgelegt (Soziales, Familie, Ratgeber, Unterhaltung, Feuilleton); ihren männlichen Kollegen bleiben die Ressorts Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Sport per se leichter zugänglich. Häufig werden sowohl direkte Diskriminierungen (frauenfeindliche Sprüche, Witze, Herabsetzen oder Ignorieren in Redaktionskonferenzen u.ä.) wie auch indirekte Disqualifizierungen (besondere Aufmerksamkeit und Kontrolle für weibliche Leistungen, Überbewertung von Fehlern, herablassende bis neidische Reaktionen bei Erfolgen u.ä.) berichtet (Neverla/Kanzleiter 1984; Schulz/Amend 1993; Friese 1989; Langreen 1989).

Die Frage, ob weibliche Journalisten 'anders' oder sensibler berichten als männliche, wurde in den Befragungen von professionellen Jour-

nalistinnen immer wieder verneint. Hier sorgen der Anspruch an die eigene handwerkliche Leistung, die Erwartungen von Vorgesetzten wie Kollegen und die Anpassung an die Regeln des Systems für konforme Nachrichtenprodukte. Andererseits sind es gerade Frauen im Journalismus, die in wissenschaftlichen Befragungen immer wieder formuliert haben, dass sie die Auswahlprinzipien (von Nachrichten), die Ressortgrenzen und die Definitionen der 'Nachrichtenfaktoren' kritisch sehen und andere Auswahlkriterien, eine frauenpolitische bzw. eine geschlechtersensible Berichterstattung anstreben. Statt „Ereignishaftigkeit, Konflikthaftigkeit und Prominenz werden Prozesshaftigkeit, Relevanz und Kontextgebundenheit (für sie) zu Faktoren der Nachrichtenauswahl.“ (Lünenborg 1997, S. 343) Für Beides (professionelle Anpassung und zusätzliche Ansprüche an sich) zahlen Frauen in den Medien allerdings einen höheren privaten Preis als ihre männlichen Kollegen: Weniger Journalistinnen leben mit einem/r Partner/-in als ihre männlichen Kollegen; über 62% sind kinderlos (gegenüber 'nur' der Hälfte der Journalisten; Weischenberg et al. 1994). Für Männer im Journalismus scheint es immer noch weniger schwierig, ihren Beruf mit einer Familie zu vereinbaren als für Frauen. Auch die freiberufliche Tätigkeit vieler Journalistinnen schafft hier entgegen einem weit verbreiteten Vorurteil keine Vorteile.

Insgesamt lässt sich also für die Produktionsseite festhalten, dass Frauen in den Medien zwar mit über einem Drittel sichtbar und spürbar als Produzentinnen mit ihren Produkten vertreten sind, sie aber weniger attraktive, weniger einflussreiche, anstrengendere und teilweise immer noch diskriminierendere Arbeitsbedingungen vorfinden als ihre

männlichen Kollegen. Diese genießen – durch historisch bedingten Zeitvorsprung, durch gewachsene männliche Definitionsmacht über Mediensystem und Nachrichtenfaktoren bis hin zu besserer Entlohnung, besseren Aufstiegschancen, männlichen Old-Boys-Fördernetzen und einem noch immer 'männlich' bestimmten Arbeitsklima – in Ressorts wie Redaktionen viele strukturelle und individuelle Vorteile, die ihren Kolleginnen abgehen bzw. nicht in den Schoß fallen. Die Frauen in der Medienproduktion beherrschen dagegen in der Regel 'zwei Sprachen': die offiziell männlich-professionelle des Medienhandwerks, aber auch die Perspektive weiblicher Erfahrungen, die sie anderes und mehr sehen lässt als viele ihrer Kollegen. Sie haben oft den Anspruch und gelegentlich sogar die Möglichkeit, diese Perspektive in ihre Recherche und Berichterstattung mit einzubringen. Zur Zeit ist es eine noch unentschiedene Frage, ob sie bei deutlicher Überschreitung der sogenannten 'kritischen Masse' von über 33% Frauenanteil ihre Zweisprachigkeit auch in die Nachrichten und Sendeinhalte ihrer Medien als neue Qualität übertragen werden können oder ob sie – sollten sie denn je zu 50% an den Produkten von Medieninhalten beteiligt sein – ihren 'langen Marsch' durch perfekte Anpassung an die männlich vorgegebenen Sachzwänge bezahlen mussten.

3. Rezeption

Inzwischen ist empirisch gut belegt, dass beide Geschlechter die Massenmedien unterschiedlich nutzen. Frauen übertreffen Männer durchschnittlich in der Benutzung des Radios, sie sehen etwas mehr fern, lesen mehr Bücher, dafür etwas weniger Tageszeitung. Obwohl Frauen weniger Freizeit haben als Män-

ner, haben sie trotzdem einen durchschnittlich höheren Gesamtmedienkonsum. Dieser Widerspruch klärt sich dadurch auf, dass sie häufiger als Männer Medienangebote *neben* der Verrichtung anderer Arbeiten nutzen. Ihre Präferenz für Hörfunk und Fernsehen erklärt sich aus deren Stellenwert als klassische 'Nebenbei-Medien' (Holtz-Bacha 1995b). Andererseits gibt es Hinweise, dass beide Geschlechter sich in ihrer Mediennutzung relativ ähnlich sind und die größten Nutzungsunterschiede *innerhalb* der Gruppe aller Frauen zu finden sind: zwischen den Nur-Hausfrauen und den berufstätigen Hausfrauen, zwischen Rentnerinnen und jüngeren (d.h. besser ausgebildeten) Frauen (Klaus 1998).

Mit Sicherheit aber haben Männer und Frauen verschiedene inhaltliche Präferenzen, die nicht nur aus durchschnittlichen Bildungsunterschieden (vor allem der älteren Frauengeneration) herrühren. Frauen lesen mehr Frauenzeitschriften und Regenbogenpresse, Männer mehr politische Magazine; aktuelle Magazine und Programmzeitschriften werden von beiden Geschlechtern gleich frequentiert. Beim Fernsehprogramm lassen sich je nach Genre unterschiedliche Vorlieben beobachten. Während Nachrichtensendungen und politische Talkshows von beiden Geschlechtern gleich häufig gesehen werden, gibt es deutliche Unterschiede in der Bevorzugung von Unterhaltungsangeboten. Frauen bevorzugen Liebesfilme, Familienserien und Talkshows zu allgemein menschlichen Problemen; Männer bevorzugen Sportübertragungen, Western- und Actionfilme, Sexfilme, Thriller und Horrorfilme (Röser/Kroll 1995). Hier deutet sich bereits an, dass Unterschiede in der Mediennutzung der Geschlechter auch Unterschiede in der Medien-

wirkung nach sich ziehen können und umgekehrt. Ähnliche Verhältnisse gelten bei Tageszeitungen für die weibliche Bevorzugung von Unterhaltungsteil und Lokalem versus der Präferenz von Politik-, Sport- und Wirtschaftsteil durch männliche Leser. Deutliche Unterschiede gibt es auch im Umgang mit Büchern. Bereits Kinder und Jugendliche zeigen hierbei große Differenzen nach Geschlecht: Mädchen lesen mehr und häufiger Bücher als Jungen und sie lesen sie auch lieber, d.h. lassen sich emotional stärker durch Lektüre beeindrucken (Bonfadelli/Fritz 1993). Erwachsene Frauen lesen mehr Bücher als Männer und zwar eher zur Entspannung und Unterhaltung, Männer dagegen eher zur Information. Frauen berichten über höhere gefühlsmäßige Involvierung in ihre Lektüre (Gilges 1993) und über eine bedeutsamere soziale Funktion der Bücher für sie (Köcher 1993).

Die verschiedenen Mediennutzungen und Programmvorlieben von Frauen und Männern sind nicht unabhängig von dem geschlechtsspezifischen Angebot, das die Massenmedien liefern. Wenn Frauen also eher zu Frauenzeitschriften und Liebesromanen greifen, Familienserien und Liebesdramen bevorzugen, Männer eher gewalttätige Actionfilme und Sportsendungen genießen, ist dies zwar einerseits ein Reflex geschlechtsspezifischer Mediensozialisation, aber ebenso ein aktives Medienhandeln, das mit bestimmten Erwartungen und Bedürfnissen zusammenhängt. Die feministische Medienforschung hat seit den 1980er Jahren anhand von umfangreichen Untersuchungen mit Rezipientinnen von Soap Operas, von Liebesromanen, Hefromanen und Frauenzeitschriften herausgearbeitet, dass diese beziehungsorientierten Medien es den Frauen nicht nur

erlauben, zeitweise aus ihrer permanenten Beanspruchung durch die Familie auszusteigen, sondern dass diese Frauengenres vielfältiges Vergnügen bereiten, unterschiedliche Rezeptionsweisen ermöglichen, den traditionell weiblichen Lebenszusammenhang (Familie, Nachbarschaft, weibliche Netzwerke) facettenreich vorführen und intensive Gefühle aus diesem Spektrum (Liebe, Hass, Glück, Unglück) als Quelle des Amusements vorführen und zusätzlich noch Gesprächsstoff für Zuschauerinnen untereinander anbieten. Handlungen und Probleme können kommentiert und diskutiert werden, Plausibilität von Personen und Entwicklungen können kontrovers und sachkundig begutachtet werden. Die meisten der Rezeptionsstudien kommen zu dem Ergebnis, dass die Zuschauerinnen mit 'ihrem' Material spielerisch umgehen und es als Fachkundige genießen (vgl. Seiter et al. 1991; Marci-Boehncke et al. 1996).

Auch wenn Charaktere und Handlungsmotive von Frauengenres vielfältig und kontrovers interpretiert werden können, legen sie doch bestimmte kulturelle Lesarten nahe. Trotzdem wird heute von Seiten der Medienforschung nicht mehr die Auffassung vertreten, dass der Konsum von Genres mit klassischen Frauenrollen (Liebe, Familie) die Zuschauerinnen verdimme. Frauen haben offensichtlich für den Bereich des fiktionalen Angebots der Medien im Laufe der Jahre genügend Medienkompetenz entwickelt, um die medialen Geschlechterklischees einerseits kompetent zu kritisieren (Röser/Kroll 1995), sich ihnen andererseits zu verweigern (Vermeiden oder Abschalten von Horror- und Gewaltsendungen) sowie sie auch gezielt für ihre Interessen und Vergnügungen zu nutzen. Offensichtlich haben sie gelernt, aus

einem schlechten Medienangebot das Beste zu machen, wie die Medienforscherin Charlotte Brunsdon schon 1991 feststellte.

Bezeichnend ist vielleicht, dass die (den weiblichen Rezeptionsvorlieben im Unterhaltungsbereich entsprechenden) männlichen Präferenzen für Sportsendungen, Action-, Western- und Sexfilme bisher nicht im gleichen Maße auf Wirkungen bzw. Gratifikationen befragt worden sind (mit Ausnahme der 'Wirkungen' von Gewaltfilmen auf männliche Jugendliche). Hier gibt es bisher keine den klassischen Frauengenres analoge Untersuchungen oder Diskussionen, was in den Programmangeboten für Männer z.B. das als besonders männlich geltende Konzept des Sports mit seinen Charakteristika von Kampf, Kräfteressen, Härte und Sieg an möglichen Lesarten und Bedeutungen für männliche Zuschauer bereithält. Bezeichnend für die Medienforschung ist ebenfalls, dass Sportsendungen meist nicht als 'Unterhaltung' firmieren, sondern unter 'Nachrichten' oder 'Dokumentation'. Ob Sportshows Männer zu willfährigen Opfern einer Ideologie von Konkurrenz und hypertropher Leistungsmotivation machen könnten, wurde nie mit gleicher Intensität und Besorgnis erörtert wie die potentielle weibliche Verdummung durch Seifenoperen. Auch wurde bisher nicht erforscht, ob die eingefahrenen und hoch ritualisierten Rezeptionsgewohnheiten von Sportshows durch Männer bei ihnen analoge Verarbeitungsweisen wie Distanzierung, Spott oder 'widerständiges Lesen' der gelieferten Männerbilder freisetzen konnten. So bleiben wir für den Unterhaltungsbereich der Massenmedien und deren aktiv handelnde KonsumentInnen vorerst auf die Erkenntnisse aus den Untersuchungen von Frauenpublika be-

schränkt, die zeigen, dass Geschlechterklischees im Kontext Unterhaltung nicht unbedingt zu kritischer und distanzloser Übernahme führen müssen (für Männer ist dies noch nicht nachgewiesen, sondern kann nur per Subsumption hypostasiert werden). Empirisch untersucht ist lediglich, dass männliche Zuschauer sich in fiktiven Medienangeboten mit männlichen Helden identifizieren, sie aufmerksamer rezipieren und sich mit deren Eigenschaften so intensiv auseinandersetzen wie Frauen es mit weiblichen Hauptfiguren ihrerseits tun (Cornelißen 1994).

Während also die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Rezeption für den Bereich der *Unterhaltung* für weibliche Konsumenten gut, für männliche Konsumenten nur teilweise bis spärlich untersucht ist, gilt dies für den Bereich der Rezeption von *Nachrichten und Dokumentationen* (sowohl Fernsehen als auch Presse) nicht. Rezeptionsuntersuchungen zu Informationsangeboten (Nachrichten wie Dokumentation) des Fernsehens konzentrieren sich bisher lediglich auf das *Behalten von Fakten* und verfolgen eine geschlechtsspezifische Rezeption nur am Rande (mit dem zu erwartenden Ergebnis, dass Frauen weniger Meldungen erinnern bzw. 'richtig' wiedergeben). Die gut belegte Tatsache, dass Informationsangebote in Presse und Fernsehen Frauen unterrepräsentieren und ausschließen, könnte diese geringeren Aufmerksamkeits- und Behaltensleistungen erklären. Was dagegen bisher nicht untersucht wurde, sind die *Rezeptionsgewohnheiten* (und möglichen *Wirkungen*) von Informationssendungen bei weiblichen und männlichen Zuschauern (vgl. Cornelißen 1998). Da aber gerade hier – anders als im fiktionalen Bereich – die inhaltlichen Angebote als objektive 'Fakten' da-

herkommen, deren (durch Auswahl wie Akzentuierung hergestellte) Inszenierung weniger durchschaut werden kann als z.B. fiktive Spielfilmangebote, sind hier völlig andere, z.B. weniger kritische Rezeptionsweisen und Wirkungen auf Seiten der KonsumentInnen zu erwarten als bei Unterhaltungsangeboten.

Daher bliebe – auch unter medienpädagogischen Gesichtspunkten – die Kritik an der Frauen ausblendenden und Frauen diskriminierenden Aufbereitung von Informationen und Dokumentationen im Angebot von Presse und Fernsehen aufrechtzuerhalten, da hier seitens der ZuschauerInnen keine 'widerständigen' Rezeptionsweisen erprobt bzw. in nicht gleicher Weise wie bei Unterhaltungsangeboten möglich sind. Zudem bleibt das Funktionieren unserer komplizierten Zivilgesellschaft auf eine optimale und geschlechterpolitisch angemessene Faktenpräsentation durch die Massenmedien angewiesen.

Insgesamt wird deutlich, dass die im Vergleich zu Männern *einseitige Darstellung* von Frauen in den Medien, die *ingeschränkte Teilnahme* von weiblichen Medienmachern und die kompensatorisch-widerständigen *Rezeptionsgewohnheiten der Frauen* sowie die davon sehr abweichenden *Präferenzen* und Verarbeitungsgewohnheiten *der Männer* (Stichwort Gewalt) sich gegenseitig bedingen und aufrechterhalten. Dass diese Verhältnisse kein 'Frauenproblem' darstellen (und erst recht keine marginale Frauen-Medien-Forschung erfordern), sondern ein grundlegendes Konstruktionsprinzip unserer (Medien-)Gesellschaft betreffen, nämlich das Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern, muss sich im mainstream der Medienwissenschaften noch stärker herumsprechen. Daher scheint es vorerst viel-

versprechend, die Medienkompetenz von Frauen und Männern, von Kindern und Jugendlichen weiter zu stärken und die Medienkritik konstruktiv weiterzutreiben.

Literatur

- Archer, Dane et al.: Männer-Köpfe, Frauen-Körper: Studien zur unterschiedlichen Abbildung von Frauen und Männern auf Pressefotos, in: Schmerl, Christiane (Hg.): In die Presse geraten, Köln 1989, S. 53-75. (Original: Face-ism: Five studies of sex differences in facial prominence, in: Journal of Personality and Social Psychology, 45, 1983, S. 725-735)
- Bonfadelli, Heinz/Fritz, Angela: Lesen im Alltag von Jugendlichen, in: Bonfadelli, Heinz u.a. (Hgg.): Lese-sozialisation Bd. 2, Gütersloh 1993.
- Brunsdon, Charlotte: Text and audience, in: Seiter, Ellen u.a. (Eds.): Remote Control, London 1991, S. 116-129.
- Cornelißen, Waltraud: Klischee oder Leitbild? Geschlechtsspezifische Rezeption von Frauen- und Männerbildern im Fernsehen, Opladen 1994.
- Cornelißen, Waltraud: Fernsehgebrauch und Geschlecht, Opladen 1998
- Eie, Birgit: Wer spricht im Fernsehen? Eine vergleichende Untersuchung zur Repräsentanz von Frauen im Fernsehprogramm, Oslo 1998, in: Screening Gender. Schulungspaket zur Darstellung von Frauen und Männern zum Fernsehen, ZDF, Mainz 2000, Teil 4.
- Eie, Birgit/Hero, Hege: Hvem snakker i NRK? (Wer spricht im NRK?) Oslo 1994.
- Foreit, Karen u.a.: Sex bias in the newspaper treatment of male-centered und female-centered news stories, in: Sex Roles, 6. Jg., Nr. 3, 1980, S. 475-480.
- Friese, Gudrun: Was der männliche Blick mit der Kollegin macht, in:

- Schmerl, Christiane (Hg.): In die Presse geraten, Köln 1989, S. 147-154.
- Fröhlich, Romy: Tatort Nachbarschaft: Frauen und Männer als Opfer und Täter in der lokalen Gewaltberichterstattung, in: Publizistik, 43. Jg., 1998, S. 376-394.
- Gerbner, George: Über die Ängstlichkeit von Vielsehern, in: In: Fernsehen und Bildung, 15. Jg., 1981, S. 48-57.
- Gesierich, Karen: Frauenprogramme im bundesdeutschen Fernsehen, 2. Auflage, Frankfurt am Main 1993
- Gilges, Martina: Die Weichen sind längst gestellt. Geschlechtsspezifische Nutzung von Büchern bei Kindern und Erwachsenen, in: Fröhlich, Romy (Hg.): Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht, Bochum 1993, S. 221-252.
- Goffman, Erving: Geschlecht und Werbung, Frankfurt am Main 1981. (Original: Gender advertisements. New York 1976)
- Grimm, Jürgen: Fernsehgewalt, Wiesbaden 1999.
- Groebel, Joe: Die Wirkungen von Gewalt im Fernsehen, Opladen 1995.
- Hering, Heide: Weibs-Bilder. Zeugnisse zum öffentlichen Ansehen der Frau, Reinbek 1979
- Herrmann, Friederike: Der kleine Unterschied in der Darstellungsweise und seine Folgen für private Themen, in: Herrmann, Friederike/Lünenborg, Margret (Hgg.): Tabubruch als Programm. Privates und Intimes in den Medien, Opladen 2001, S. 49-64.
- Holtz-Bacha, Christina: Frauen in der Kommunikationspraxis, in: Fröhlich, Romy/Holtz-Bacha, Christina (Hgg.): Frauen und Medien, Opladen 1995a, S. 13-40.
- Holtz-Bacha, Christina: Rezeption und Wirkungen – gibt es Unterschiede zwischen Frauen und Männern?, in: Fröhlich, Romy/Holtz-Bacha, Christina (Hgg.): Frauen und Medien, Opladen 1995b, S. 254-286.
- Huhnke, Brigitta: Macht, Medien und Geschlecht, Opladen 1996.
- Jennings, Joyce/Geis, Florence/Brown, Virginia: Influence of television commercials on women's self-confidence and independent judgement, in: Journal of Personality and Social Psychology, 38. Jg., 1980, S. 203-210.
- Klapper, Joseph: The effect of mass communication, New York 1960.
- Klaus, Elisabeth: Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus, Opladen 1998.
- Klein, Marie-Luise: Frauensport in der Tagespresse, Bochum 1986.
- Köcher, Renate: Lesekarrieren – Kontinuität und Brüche, in: Bonfadelli, Heinz u.a. (Hgg.): Lesesozialisation Bd. 2, Gütersloh 1993, S. 215-310.
- Komisar, Lucy: Das Bild der Frau in der Werbung – die 60er Jahre, in: Schmerl, Christiane (Hg.): Der Frauenzoo der Werbung, München 1992, S. 80-92. (Original: The image of women in advertising, in: Gornitz, V./Moran, B. (Eds.): Women in sexist society, New York 1971)
- Kotlmann, Joachim/Mikos, Lothar: Frühjahrsputz und Südseezauber. Die Darstellung der Frau in der Fernsehwerbung und das Bewusstsein von Zuschauerinnen, Baden-Baden 1981.
- Küchenhoff, Erich u.a.: Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit Bd. 34, Stuttgart 1975.
- Langreen, Hanna: Man sollte ein feministisches Tagebuch führen. Erfahrungen als Volontärin bei einer kleinen Lokalzeitung, in: Schmerl, Christiane (Hg.): In die Presse geraten, Köln 1989, S. 155-159.
- Leinfellner, Christine: Das Bild der Frau im TV, Salzburg 1983.
- Lünenborg, Margret: Journalistinnen in Europa, Opladen 1997.
- Marci-Boehncke, Gudrun; Werner, Petra/Wischermann, Ulla (Hgg.): Blickrichtung Frauen. Theorie und Methoden geschlechtsspezifischer Rezeptionsforschung, Weinheim 1996.
- Neverla, Irene/Kanzleiter, Gerda: Journalistinnen. Frauen in einem Männerberuf, Frankfurt am Main 1984.
- O'Bryant, Shirley/Corder-Bolz, Charles: The effects of television on children's stereotyping of women's work roles, in: Journal of Vocational Behavior, April 1978, S. 233-243.
- Pingree, Suzanne: The effects of non sexist television commercials and perceptions on children's attitudes about women, in: Psychology of Women Quarterly, 2. Jg., 1978, S. 262-277.
- Pusch, Luise: Liebe den Herrn – in Spiegel, Zeit und Stern, in: Pusch, Luise: Alle Menschen werden Schwestern, Frankfurt/Main 1990, S. 176-194.
- Röser, Jutta/Kroll, Claudia: Was Frauen und Männer vor dem Bildschirm erleben: Rezeption von Sexismus und Gewalt im Fernsehen, Düsseldorf 1995.
- Scarbath, Horst/Gorschenek, Margareta/Grell, Petra: Sexualität und Geschlechtsrollenklischees im Privatfernsehen, Berlin 1994.
- Schäfer, Sabine/Tenorth, Andrea: Frauen in der zweiten Reihe. Die großen Samstagabend-Shows, in: Röser, Jutta (Hg.): Fernsehshows der 90er Jahre, Münster 1994, S. 11-36.
- Schmerl, Christiane: Frauenfeindliche Werbung, Berlin 1980.
- Schmerl, Christiane (Hg.): Der Frauenzoo der Werbung. Aufklärung über Fabeltiere, München 1992.
- Schmerl, Christiane: Von der Nachrichtenwürde der Männer und dem Unterhaltungswert der Frauen: Über

- die öffentliche Inszenierung der Geschlechtscharaktere in 20 Jahren westdeutscher Presse, in: Fritz, Karsten u.a. (Hgg.): Mediensozialisation, Opladen 2003, S. 179-214.
- Schmerl, Christiane: 'Kluge' Köpfe – 'dumme' Körper? Über einige Auswirkungen der Kopfbetonung bei männlichen und der Körperbetonung bei weiblichen Pressefotos, in: Publizistik, 49. Jg., 2004, S. 48-65.
- Schulz, Ute/Amend, Heike: Gebremste Karriere. Die berufliche Situation von Berliner Journalistinnen, Berlin 1993.
- Schwarz, Norbert/Kurz, Eva: What's in a picture? The impact of face-ism on trait attribution, in: European Journal of Social Psychology, 19. Jg., 1989, S. 311-316.
- Seiter, Ellen et al. (Eds.): Remote Control. Television, audiences and cultural power, London 1991.
- Spears, George/Seydegart, Kasia: Who makes the news? Global media monitoring project 2000, London 2000.
- Spieß, Brigitte: Weiblichkeitsklischees in der Fernsehwerbung, in: Merten, Klaus u.a. (Hgg.): Die Wirklichkeit der Medien, Opladen 1994, S. 408-426.
- Tuchman, Gaye: The symbolic annihilation of women by the mass media, in: Tuchman, Gaye/Daniels, Arlene/Benét, James (Eds.): Hearth and home. Images of women in the mass media, New York 1978, S. 3-38.
- Weiderer, Monika: Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen, Regensburg 1993.
- Weischenberg, Siegfried et al.: Frauen im Journalismus, Stuttgart 1994.
- Wünsch, Marianne u.a.: Das Wertesystem der Familienserien im Fernsehen, Kiel 1996.

Prof. Dr. Christiane Schmerl, Fakultät für Pädagogik, Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld, Email: sigrid.ward@uni-bielefeld.de

Die beiden folgenden Artikel basieren auf Ergebnissen des Projektes „Qualitätssicherung in der häuslichen Pflege dementiell Erkrankter“, das von November 2001 bis Dezember 2004 an der Fakultät für Pädagogik unter der Leitung von Prof. Dr. Katharina Gröning durchgeführt wurde. Im ersten Beitrag wird die eher pessimistische Perspektive dominanter wissenschaftlicher Diskurse zur häuslichen Pflege diskutiert und die Bedeutung innerfamiliärer Generationen- und Geschlechtergerechtigkeit für die Tragfähigkeit von Pflegebeziehungen herausgestellt. Der zweite Beitrag fokussiert auf den feministischen Diskurs im Kontext familiärer Altenfürsorge und Pflege.

Katharina Gröning und Anne-Christin Kunstmann

Krise der familialen Altenfürsorge – Krise der Familie oder Krise des Patriarchats?

Von den ca. zwei Millionen pflegebedürftigen Menschen in der Bundesrepublik werden derzeit ca. 1,5 Millionen, also ungefähr 75%, zu Hause versorgt und zwar vorwiegend von Töchtern, Schwiegertöchtern und Ehefrauen. Diese empirisch bedeutende Praxis der familialen Altenfürsorge entspricht nicht nur den Bedürfnissen der alten Menschen, sondern auch sozialpolitischen Interessen. Die häusliche Pflege hat Vorrang. Interessanterweise ist trotz der hohen Belastung der pflegenden Töchter, Schwiegertöchter und Ehefrauen (wenn Männer pflegen, dann meist ihre Ehefrauen, Söhne pflegen sehr selten und Schwiegersöhne so selten, dass sie statistisch kaum erfasst werden) die Bereitschaft, künftig die Pflegeverantwortung für ältere, hilfebedürftige Familienmitglieder zu übernehmen, ungebrochen. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2002) beruft sich in diesem Zusammenhang auf Untersuchungen von Fuchs (1998) und Schütze (1995), die eine anhaltende Bereitschaft zur Pflege belegen. Trotzdem, so die häufig vertretene pessimistische Prognose, werde die familiäre Solidarität künftig abnehmen. Die Ursachen werden in verschiedenen unaufhaltsamen Entwicklungen moderner Gesellschaften gesehen: im Wesentlichen in dem demografischen Wandel, der Individualisierung und der Belastung durch die häusliche Pflege.

Kaum jemand spricht aber davon, dass die Krise der häuslichen Pflege auch als eine Krise der traditionellen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung angesehen werden kann, denn dass die zumeist weiblichen Hauptpflegepersonen nicht nur gesellschaftlich, sondern auch innerfamiliär wenig anerkannt sind; dass familiäre Altenfürsorge nicht nur im Sinne der Gesamtverantwortung, sondern auch bezogen auf die konkrete pflegerische Tätigkeit „Frauensache“ ist, davon schweigen die meisten Studien und Forschungsberichte, weil sie die Frage der Geschlechtergerechtigkeit in diesem Zusammenhang nicht stellen.

Ein Verschwinden der Solidarität?

These: Die Praxis der familialen Altenfürsorge zeigt, dass nicht die Familie in der Krise ist, sondern das Patriarchat, das heißt ein ganz bestimmtes Arrangement von Fürsorge für die ältere Generation und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung respektive patriarchalischer Familienbeziehung.

Im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs wird die Zukunft der familialen Altenfürsorge eher negativ beurteilt. Zunächst seien es rein demografische Faktoren, die dazu führten, dass künftig immer mehr Alte immer weniger Jungen gegenüber stehen. Viel entscheidender sei aber, dass gesellschaftliche Modernisierungsprozesse

Individualisierungsprozesse begünstigten und beschleunigten. Problemverschärfend wirke zudem, dass sich mit den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen auch die Familien selbst veränderten. Traditionelle Lebensformen, die eine Stabilität familialer Beziehungen gewährleistet hätten, würden zunehmend ersetzt durch neue Formen des Zusammenlebens. Neben der sinkenden Kinderzahl wird in diesem Zusammenhang empirisch vor allem auf das seltenere Zusammenleben der Familien „unter einem Dach“, insbesondere auf steigende Scheidungs- und Wiederverheiratungszahlen sowie auf den Anstieg von Singlehaushalten verwiesen, die eine Stabilität familialer Generationenbeziehungen einschränkten. Das familiale Hilfefüge wirke aus dieser Perspektive brüchig, die Solidarität in Familien unsicher, eine Verantwortung für alte, pflegebedürftige Familienmitglieder werde unter diesen Lebensbedingungen prekär.

Es hat also den Anschein, als traure die Forschung der traditionellen Generationenfamilie ein wenig nach und als würde die Moderne vor allem unter der Perspektive des Risikos wahrgenommen. Die von Beck (1993) geprägte These vom Verschwinden der Solidarität, von der Erosion der Familie und der sinkenden Bereitschaft zur Übernahme von Pflegeverantwortung wird durch verschiedene Argumente gestützt, denen unterschiedliche Strategien folgen: Hier kann insbesondere das Pflegeversicherungsgesetz als Strategie der Retraditionalisierung diskutiert werden, denn mit dem Anreiz des Pflegegeldes ist hier eine umfassende verantwortliche Pflegerolle institutionalisiert worden. Umfassende Rechte der Pflegebedürftigen stehen umfassenden Pflichten der Pflegepersonen gegenüber. Die Rechnung scheint aufgegangen zu sein: Zur großen Überraschung aller haben die Pflegebedürftigen seit den 1990er Jahren nur zu einem geringen Anteil – zu unter 15% – Kombinationsleistungen, also einen Mix aus Geld- und Sachleistungen, beantragt. Die Mehrheit pflegebedürftiger Menschen hat sich für das Pflegegeld entschieden, was faktisch bedeutet, dass zu Hause eine meist weibliche Angehörige die Pflege übernimmt.

Generationenfürsorge wird seitens der Wissenschaft vor allem als Tradition bzw. als Ausdruck traditioneller Lebensverhältnisse verstanden. So wird die traditionelle Generationenethik mit einem archaischen Gabentausch verglichen oder als totaler Tatbestand diskutiert (vgl. Schultheis 1993). Zwar wird eingeräumt, dass die Generationensolidarität historisch verwurzelt sei und dass Staat und Patriarchat die Abstammungslinie mit dem Fokus auf Namen und Besitz in dieser Form konstruiert hätten, trotzdem wird behauptet, dass der Generationenvertrag auf einem Geschlechtervertrag beruhe, dass also die tradierte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ein wesentlicher Garant für die Generationensolidarität sei. Problematisiert wird dann, dass die Frauen aufgrund der Veränderungen der „weiblichen Normalbiographie“ in der Moderne in ihrer Bereitschaft zur Pflege nachlassen (Beck-Gernsheim 1993).

Bei dieser Sichtweise wird ausgeblendet, dass die moralischen Potentiale der traditionellen Generationen- und Geschlechterbeziehungen wenig ausgeprägt bis ungerecht sind. Sie stellen entsprechend, auch unabhängig von der Frage der Pflegebereitschaft der Frauen, kein gutes und tragfähiges Modell für die Zukunft dar. Traditionelle Generationenbeziehungen befördern vielmehr Macht und Dominanz der Älteren zu Lasten der Jüngeren. Sie sind, wie Schultheis (1993) sagt, strukturell ungerecht, weil ihre Ethik nicht auf Gerechtigkeit und Gegenseitigkeit basiert, sondern nach dem Muster „was der Vater einst mir getan hat, werde ich dem Sohne tun“ funktioniert. Im Guten wie im Schlechten, wäre hier hinzuzufügen.

Die Argumentation des Modernisierungsdiskurses basiert implizit zudem auf der Annahme, dass sich Institutionen sozial auflösen, wenn Zwänge im Sinne normativer Pflichten entfallen und durch Individualisierung ersetzt werden, wobei hier das Individuum nicht als Träger einer postkonventionellen Moral verstanden, sondern vor allem als von seinen eigenen Interessen beherrscht beschrieben wird. Ein „Mehr an Frei-

heit“ würde in ein „Weniger an Moralität“ münden. Bezogen auf Familien bzw. ihre einzelnen Mitglieder leitet sich daraus die Vorstellung ab, sie seien primär über Zwänge und weniger über Anerkennungsbeziehungen verbunden.

Von der Belastung zur Viktimisierung

These: Das Bild der familialen Altenfürsorge wird gesellschaftlich weitgehend polarisiert wahrgenommen. Einerseits ist die Rede von der modernen, zur Fürsorge nicht bereitwilligen, „abschiebenden“ Familie und ihrer Unmoralität. Andererseits werden die Belastungen durch die Pflegeverantwortung hervorgehoben, die dann in eine viktimisierende Sichtweise bezogen auf die Pflegepersonen münden. Sie sind die Opfer und ihr Schicksal ist zu bedauern. Mit dieser Polarisierung wird der Blick auf die wichtige Dimension verstellt, dass es bei der familialen Altenfürsorge um Entwicklungsaufgaben geht, die die gesamte Familie betreffen und nicht nur die Pflegebedürftigen und die Pflegepersonen.

Aktuell dominiert tendenziell die Klage über die Belastung in der häuslichen Pflege, insbesondere durch die 1,2 Millionen Demenzkranken, die mehrheitlich zu Hause versorgt werden. So sieht zum Beispiel der Vorsitzende der Kommission des Fünften Altenberichtes der Bundesregierung die Pflegepotentiale in der Familie aufgrund der Belastungen weitgehend ausgeschöpft. Prof. Dr. Andreas Kruse gehört damit zu denjenigen, die die Belastungen in der häuslichen Pflege für „objektiv“ halten, im Gegensatz zu den Forschungen, die sich stärker auf das Belastungserleben richten.

Die Ergebnisse der Belastungsforschung lassen sich wie folgt zusammenfassen (vgl. Gröning/Kunstmann/Rensing 2005): Zum Ersten ist die Position klassischer Belastungsforschung und stresstheoretischer Forschung zu nennen. Hier richtet sich der Fokus allerdings weniger auf die Frage, wie die Bedingungen der häuslichen Pflege so verbessert werden können, dass Belastungen vermieden bzw. verringert werden, sondern es geht um allgemeine stress- und belastungstheoretische Forschungsperspektiven. Zum Zweiten sind Forschungen zu den Belastungsfaktoren und zum Belastungserleben bedeutend. Aus den Belastungsfaktoren leiten sich sehr deutliche Hinweise zur Verbesserung der häuslichen Pflegesituation ab. Bezogen auf das Belastungserleben leitet sich strukturell die Frage ab, ob und wann Familien mit der Altenfürsorge und Pflege überfordert sind.

Die wichtigsten Belastungen sollen im Folgenden genannt werden, wobei hier einerseits die Tatbestände aufgeführt werden, andererseits aber auch der Versuch einer Interpretation bzw. Neuinterpretation unternommen wird:

Der Beginn der Pflege wird sowohl als Belastung angegeben, wenn die Pflege aufgrund einer akuten Erkrankung plötzlich beginnt und vieles in relativ kurzer Zeit zu organisieren ist. Gleichzeitig wird der Beginn der Pflegebeziehung auch dann als Belastung angegeben, wenn sich die Veränderung der Pflegebedürftigen schleichend vollzieht. Daraus ist zu schließen, dass es zu Beginn der Pflege ein Aushandlungsdefizit in den Familie gibt bzw. dieses sichtbar wird.

Als weiterer Faktor wird die Abhängigkeit der Pflegeperson genannt. Da die gesamte Tageseinteilung an der pflegebedürftigen Person ausgerichtet wird, müssen eigene Bedürfnisse und (Zukunfts-)Pläne immer wieder zurückgestellt, verändert oder ganz aufgegeben werden, da sie mit den Pflegeanforderungen nicht vereinbar sind (Hedtke-Becker 1990). In diesem Zusammenhang kann die Verfügung der Familien über die weiblichen Pflegepersonen von dieser noch einmal als besondere Belastung benannt werden. Die aus zumeist normativen Gründen „von unterschiedlichen Personen des Umfelds herangetragene Selbstverständlichkeit zur Übernahme häuslicher Pflegetätigkeiten durch Frauen aus Familienzusammenhängen“ (Becker 1997, S. 33) entmündigt die Frauen.

Zu nennen ist auch die soziale Isolation der Pflegepersonen (Büschges 1995, S. 129). Nicht nur Hobbys und Reiseaktivitäten werden deutlich reduziert, auch Freundschaften können seltener „gepflegt“ werden. Die Reduzierung der Sozialkontakte wird durch eine sinkende Zahl der Besuche im Pflegehaushalt aufgrund der gesellschaftlichen Tabuisierung bzw. Stigmatisierung von Krankheit, Pflegebedürftigkeit und Hilflosigkeit zusätzlich forciert.

Hinzu kommen Belastungen zwischen Pflegenden und Pflegebedürftigen auf der Beziehungsebene und die Dauer des Pflegeverhältnisses, insbesondere wenn der pflegebedürftige Mensch „dahinsiecht“ und die Krankheit zwar sehr langsam, gleichwohl aber unaufhaltsam voranschreitet. Auch hier kann angenommen werden, dass die Aushandlungsdefizite in den Familien diese Belastung verstärken, wenn nicht begründen. Einen besonderen Faktor der Belastung stellt der Umgang mit dem Leiden des pflegebedürftigen Menschen für die Angehörigen dar: „Auf der einen Seite geben sie sich die größte Mühe, andererseits müssen sie doch erleben, dass sie gerade dadurch womöglich Leiden verlängern oder aufrecht erhalten“ (Hedtke-Becker 1990, S. 33). Bei diesem Argument ist die gesellschaftliche Bewertung der „Verlängerung des Leidens“ und die Definition des Todes als „Erlösung“ bedeutend, die auch vor den Familien nicht Halt macht. Die öffentlichen Diskussionen um Sterbehilfe und lebensverlängernde Maßnahmen betreffen auch das häusliche Pflegeverhältnis. Statt Anerkennung, erhält die Pflegeperson unter Umständen Vorwürfe, insbesondere wenn sie lebensverlängernden Maßnahmen zustimmt (Gröning/Kunstmann/Rensing/Röwekamp 2004).

Eine weitere, nicht unerhebliche Belastung stellen die finanziellen Folgekosten der Pflegebedürftigkeit dar, die mittels der Leistungen der Pflegeversicherung nur teilweise kompensiert werden. Die Hauptlast der finanziellen Kosten tragen die Hilfe- und Pflegebedürftigen selbst.

Angesichts des Ausmaßes der möglichen Belastungen durch die Pflege wird die Szenerie der familialen Altenfürsorge wissenschaftlich pessimistisch bis dramatisch beschrieben:

Die vielfältigen Schwierigkeiten lösten oft „Gefühle der Überforderung, des Versagens sowie Angst aus“. Die Pflege stelle sich „als überdimensionale, unübersehbare, von vielen Gefahren umgebene Aufgabe dar“. Fast immer folge „sie einem eingleisigen Weg, an dessen Ende so gut wie nie Genesung oder Besserung, sondern der völlige Verlust“, der Tod stehe (Fischer u.a. 1995, S. 8). Deutlich anders, als Fischer u.a. die Situation der Pflege beschreiben und dieser an sich die Verantwortung für die Belastungsproblematik zusprechen, sind Anerkennungsdefizite, Aushandlungsdefizite, die „Politik der Familie“, der Mangel an innerfamiliärer Gerechtigkeit zu problematisieren. Stattdessen erfolgt jedoch häufig die Verschiebung des Problems auf eine Einzelperson in der Familie. Pflege innerhalb der Familie wird entwertet und zur Angelegenheit der Schwachen gemacht, die nicht „Nein“ sagen können.

Die Ergebnisse der Stress- und Belastungsforschung haben trotzdem – und hierin liegt ihr großer Verdienst – zu einer Ausdehnung verschiedener punktueller Hilfen geführt, wie teilstationärer Angebote, Tagespflege, Angehörigengruppen, Beratung etc.. Gleichzeitig werden die Ergebnisse der Belastungs- und Stressforschung verwendet, um im Rahmen einer Laien- und Expertenauseinandersetzung zu argumentieren, dass Familien mit der Altenfürsorge, insbesondere bei Demenz, überfordert oder nicht kompetent seien. Das meist dualisierte Pflegeverhältnis mit einer innerhalb der Familie oft isolierten Hauptpflegeperson, deren Stellung in der Familie, die daraus resultierende Dimension der Familiendynamik werden als besonderer Ausdruck des Patriarchats in kaum einer Forschungsarbeit thematisiert. Hier ist ein massives Theoriedefizit zu beklagen. Dagegen existiert ein relativ negatives Bild der familialen Altenfürsorge in den Köpfen der Experten, insbesondere der professionellen Dienste (vgl. Brömme

1999), als mit der Pflege überfordert, als belastet, als depressiv und selbst krank, als unfähig, Hilfe anzunehmen, als unkooperativ, als nur an den Leistungen der Pflegeversicherung interessiert, als den alten Menschen entmündigend und nicht zuletzt als potentiell oder tatsächlich gewalttätig. Die Pathologisierung der Familie findet zudem auch in der Pflegeforschung statt, wenn im Rahmen von häuslicher Pflege von „Demenz als Familienkrankheit“ die Rede ist. Dieses „belief in pathology“ ist eine strukturelle Schwäche des öffentlichen Bildes der familialen Altenfürsorge, an welchem die Forschung, wie zu Anfang beschrieben, nicht unschuldig ist.

Zukunft der Pflege nur unter den Bedingungen innerfamiliärer Gerechtigkeit

Eine Auseinandersetzung mit den ethischen Dimensionen (familialer) Generationenbeziehungen ist unabdingbar, vor allem deshalb, weil deren Gestaltung unter den Bedingungen der Moderne nicht länger durch den unreflektierten Rückgriff auf Traditionen, z. B. Erbe oder Abstammung, begründbar ist. Die pflegenden Frauen selbst nehmen sehr deutlich wahr, dass eine Verpflichtung zur Pflege allein aufgrund dessen unangemessen ist. Eine unserer Interviewpartnerinnen (Gröning/Kunstmann/Rensing 2004) verdeutlicht das Dilemma, das sich ergibt, wenn ein Teil der Familie – hier die Brüder – an traditionellen Vorstellungen festhält, die den eigenen Motiven zur Pflege jedoch nicht entsprechen: „Sie blockten total ab. Ich sollte jetzt dafür, dass ich das Haus überschrieben bekommen habe, auch Einsatz machen bis zum geht nicht mehr.“ Die Brüder entziehen ihre Unterstützung mit dem Hinweis auf das Erbe – obwohl sie ausgezahlt wurden – komplett. Dieses Verhalten bleibt der Interviewten unverständlich, verletzt sie zutiefst und wird als extrem ungerecht empfunden: „Es sind unmögliche Dinge gelaufen.“ Die Brüder scheinen sich untereinander darüber einig zu sein, dass ihre Schwester die Pflegeverantwortung alleine zu tragen hat. Es wirkt auf die Schwester, als hätten die Brüder „abgesprochen, dass ich hier bis zum Umfallen meine Mutter pflegen soll. Ein sehr hässlicher Umgang.“

Weiterhin zeigt sich, dass durch die Konzentration auf „die Hauptpflegeperson“ die Geschlechterperspektive, also die spezifischen Konflikte, mit denen Frauen durch die Übernahme familialer (Pflege-)Verantwortung konfrontiert sind, tendenziell unbewusst gemacht wird. Problematisch wirkt besonders die Zuspitzung und Erstarrung der Rolle der Pflegeperson als Allzuständige innerhalb der Familie. Anstatt helfend und haltend, reagieren Familienmitglieder konkurrierend und eifersüchtig, betonen eigene Ansprüche oder grenzen sich ab. Die Folge ist, dass sich die Pflegepersonen emotional isoliert und moralisch unter Druck gesetzt fühlen. Ihre Versuche, allen Anforderungen „gerecht zu werden“, scheitern fast zwangsläufig, sie resignieren. Letztlich scheint das Dilemma nur noch dadurch lösbar, dass die Pflege aufgegeben wird, obwohl dies eigentlich häufig nicht gewollt ist.

Im Hinblick auf die Beratung pflegender Angehöriger ist entsprechend zu fordern, dass die Prozesse, die in der Familie dazu beitragen, die Pflege als alleinige Angelegenheit der pflegenden Frauen zu deklarieren statt sie als „familiales Projekt“ zu verstehen und zu einer Angelegenheit aller Familienmitglieder zu machen, konzeptionell zu berücksichtigen und im Rahmen der konkreten Beratungssituation zu bearbeiten sind. Allerdings fristet eine Bildung der pflegenden Angehörigen, die leider häufig nicht reflexiv ist, im Kanon der Hilfen zur häuslichen Pflege sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht ein randständiges Dasein. Angeboten werden zumeist Kurse, die auf veralteten Bildungs- und Beratungskonzepten der Edukation beruhen, oder Angehörigengruppen, in denen sich der Opferstatus der Pflegepersonen zumeist noch einmal verfestigt, weil auch die Gruppe und die Leitungen „viktimisieren“, das heißt in den Pflegepersonen vor allem Belastete sehen (Gröning/Kunstmann/Rensing 2005).

Dagegen sind insbesondere kritische Bildungstheorien und prozessorientierte Beratungsansätze geeignet, den gesellschaftlichen Kontext der familialen Altenfürsorge zu integrieren, den Aspekt der Feminisierung der familialen Pflege zu bearbeiten und geschlechtergerechtere Lösungen zu entwickeln. Gleichzeitig bieten sie Möglichkeiten, das Verhältnis von Ratsuchenden und Beratenden partnerschaftlicher und transparenter zu gestalten und Angehörige weniger zum Objekt zu machen. Eine politische Neugewichtung der familialen Pflege schließlich könnte helfen, ihr Anerkennungsdefizit zu bearbeiten.

Katharina Gröning

Perspektiven des feministischen Diskurses auf die familiale Pflege

Die Auseinandersetzung der Frauenforschung mit dem Thema der familialen Altenfürsorge und der häuslichen Pflege ist mittlerweile recht umfangreich. So findet seit Ende der 1980er Jahre eine zwar nicht systematische, aber doch regelmäßige Auseinandersetzung mit dem Thema der „Frauensache familiale Pflege“ statt. Gleichzeitig publizieren Pflege- und Sozialwissenschaftlerinnen zum Thema familiale Altenfürsorge unter der Perspektive des Geschlechterverhältnisses. Auch diese Arbeiten sollen an dieser Stelle als Geschlechter-, Frauen- oder Genderforschung berücksichtigt werden. Ausgangspunkt der Frauen- und Geschlechterforschung ist zunächst das empirische Phänomen der familialen Altenfürsorge als „Frauensache“. Mehr als 80% aller Pflegeverhältnisse sind solche, in denen eine weibliche Hauptpflegetperson einen pflegebedürftigen Menschen versorgt – und zwar meist relativ isoliert, sowohl innerhalb wie außerhalb der Familie.

Da der demografische Wandel gegenwärtig wissenschaftlich als eine wichtige gesellschaftliche Herausforderung begriffen wird, finden sich die meisten Arbeiten zum Verhältnis von Geschlechterfrage und Generationenfürsorge im Kontext von Theorien und Reflexionen zur gesellschaftlichen Modernisierung. Die private Fürsorge für Alte wird dabei zumeist als gefährdet, manchmal auch als Restsolidarität, als erodierend und ohne Zukunft diskutiert. Fürsorge oder Solidarität stünden im Gegensatz zur Modernisierungsdynamik, welche die Individualisierung vorantreibt. Die Bereitschaft zur Pflege und Fürsorge für alte Menschen wird umgekehrt zumeist in traditionellen gesellschaftlichen Milieus verortet und als Ausdruck tradierter Lebensweisen verstanden. In moderne Lebensweisen könne Fürsorge und Hilfe kaum noch integriert werden. Einen besonderen Akzent im Kontext dieser Ansätze und Analysen zur Zukunft der familialen Altenfürsorge aus der Perspektive der Geschlechterforschung stellen Arbeiten dar, die sich der gegenwärtigen Konstruktion familialer Pflegeverhältnisse aus frauenpolitischer Sicht widmen. Diese Arbeiten verbindet, dass sie die jeweiligen moralischen Kerne der gegenwärtigen Pflegeverhältnisse fundamental hinterfragen. Theoretischer Ausgangspunkt ist dabei das Verhältnis von Frauen und Sozialstaat. Analysiert werden zum einen die Auswirkungen der Pflege auf den Lebenslauf und den Status der pflegenden Frauen, das System der Experten und der frauenpolitische Kontext der Pflegeversicherung sowie schließlich die Entwertung der Produktivität der Pflege durch einen gesellschaftlichen „Verdeckungs-zusammenhang“. Modernisierungstheoretische und sozialpolitikanalytische Arbeiten zur familialen Altenfürsorge spielen heute die wichtigste Rolle in der Forschung zu Frauen und häuslicher Altenpflege. Grundsätzlich ist von zwei großen unterschiedlichen, aber sich ergänzen-

den Forschungsperspektiven auf die häusliche Pflege und familiäre Altenfürsorge unter der Perspektive der Geschlechterforschung auszugehen. Neben den strukturalistischen Ansätzen hat sich ein handlungstheoretischer Diskurs platziert, der sich auf unterschiedliche theoretische Positionen stützt:

Zum Ersten auf sozialisationstheoretisch begründete Forschungen zu den Strukturen moderner Lebensverläufe und speziellen Handlungsdilemmata an Wendepunkten und Gelenkstellen des Lebenslaufes wie Familiengründung, Eintritt in den Arbeitsmarkt und schließlich Pflegebereitschaft. These ist, dass die Pflegebereitschaft von Töchtern und Ehefrauen eine Konsequenz in der Biografie wirksamer geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ist. Untersucht wird das Verhältnis von Arbeitsteilung und Lebenslauf.

Zum Zweiten ist der Theorieansatz des „doing gender“ bedeutend. Dieser sozialisationstheoretische Ansatz sieht in der Fürsorge und Pflege alter Menschen vor allem rollenkonformes Verhalten und zwar im Sinne der traditionellen Frauenrolle. Altenpflege in der Familie ist hier die Inszenierung eines bestimmten „vollmütterlichen“ weiblichen Habitus oder die Inszenierung des weiblichen Opfers.

Zum Dritten hat sich ein spezifischer psychologischer und sozialpsychologischer Diskurs in Bezug auf die häusliche Pflege entwickelt, welcher der Annahme folgt, dass insbesondere pflegende Töchter von ihren Eltern, vor allem aber von ihren Müttern auch im Erwachsenenalter psychisch abhängig sind. Für die Pflege werden vor allem Prozesse der Parentifizierung verantwortlich gemacht, was bedeutet, dass das Kind bzw. die Tochter aufgrund von schweren Schuldgefühlen an die Eltern psychisch gebunden bleibt. Wurzeln dieses Ansatzes sind die systemische Familientherapie und die psychoanalytische Familienforschung. Dieser Ansatz befasst sich ausschließlich mit der Tochter/Mutter-Pflege. Es wird angenommen, dass bei den pflegenden Töchtern insbesondere die Ablösung aus dem Elternhaus, das psychische Erwachsenwerden und die psychische Mündigkeit nicht gelungen ist. Auch hier werden die moralischen Kerne der Fürsorge massiv angezweifelt und stattdessen von einer neurotischen Besetzung der Kinder/Töchter durch die Eltern/Mütter ausgegangen.

Schließlich sind in der Geschlechterforschung zur Altenpflege in der Familie Empowermentansätze im Sinne von Frauen als „hilfreiches Geschlecht“ in der Literatur zu finden. Sie spielen im Diskurs aber nur eine untergeordnete Rolle. Allerdings sind sie die einzigen Entwürfe, die ein Modell weiblichen Handelns entwickelt haben, welches Fürsorge und Mündigkeit nicht in Gegensatz bringt.

Pflege als sozialpolitische Zumutung

Im Mittelpunkt der Argumentation sozialpolitikkritischer Ansätze steht die Definition von familiärer Pflege und Altenfürsorge als gesellschaftlich notwendige und gleichzeitig entwertete Arbeit. Kontext der feministischen Kritik ist das Verhältnis von Frauen und Staat, das heißt, die sozialpolitische Analyse fokussiert auf das Verhältnis von Pflegebedürftigem, Pflegeperson und Staat. Der Kontext Familie und erweiterte Familie wird zumeist wenig beachtet. Die theoretische Folie der Beurteilung von häuslicher Pflege ist die feministische Sozialpolitikanalyse. Dabei werden Frauen vor allem als „Ausfallbürgen des Sozialstaates“ und als „Lastesel der Sozialpolitik“ beschrieben. Im Mittelpunkt der feministischen Sozialpolitikanalyse steht die Auffassung, dass gesellschaftliche Arbeit privatisiert bzw. vor allem aus Kostengründen ins Private abgeschoben wird. Frauen seien insofern die Ausfallbürgen des Sozialstaates. Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass der Staat zur Altenfürsorge verpflichtet ist, seine Aufgaben aber in die Familie „rückverlagert“. Auf diese Weise würde vor allem der frauenpolitische Fortschritt, von der Reproduktionsarbeit befreit zu sein, zunichte gemacht. Diese Abschiebung der Pflege und Fürsorge für die Alten ins Private entlastet, so die Argumentation, zum Ersten die Gesellschaft, die unbeschadet von der Verantwortung

für die Alten und Kinder ihren Geschäften nachgehen kann; zum Zweiten wird Unsichtbarkeit produziert, denn die häusliche Pflege als Arbeit wird verdeckt. Drittens führt dies zu einer Entwertung der Reproduktionsarbeit selbst und ihrer Trägerinnen im Besonderen; Pflege wird auf diese Weise bescheiden gemacht. Schließlich wohnt viertens der privaten Arbeit eine ganz besondere Ideologiebildung der Unabkömmllichkeit, der Liebe, der Expressivität und Besonderheit inne, die für sich noch einmal ein eigenes Dilemma darstellt. Diese vier Seiten der Privatisierung gesellschaftlich notwendiger Arbeit münden weiterhin in zusätzliche Dilemmata, wie Sprachlosigkeit der Pflegepersonen, Stagnation des Pflegeverhältnisses und Belastungen in der häuslichen Pflege. Konsequenterweise mündet die feministische Sozialpolitikanalyse der häuslichen Pflege in die Forderung nach Vergesellschaftung und Entprivatisierung, das heißt den Ausbau öffentlicher Pflegeeinrichtungen und Übernahme der Pflege durch den Staat. Auf diese Weise würde die Arbeit und Produktivität der Pflege als solche sichtbar und gesellschaftlich bewertbar.

Neben dem Fokus auf Arbeit und der Definition der Fürsorge als Ideologie beschreibt die sozialpolitikanalytische Sicht die häusliche Pflege zudem von außen. Sie ist geradezu außenkonzentriert, das heißt, im Zentrum des Erkenntnisinteresses stehen die objektiven gesellschaftlichen Auswirkungen und Funktionen der familialen Altenfürsorge und der häuslichen Pflege. Die Fokussierung auf den Aspekt der Arbeit bedeutet zudem, dass die Aspekte der produktiven Verrichtungen in der häuslichen Pflege im Mittelpunkt der Analysen stehen – und dahinter steht immer die Frage, was denn durch die „Rückverlagerung“ der Pflege ins Private eingespart wird. In diesem Zusammenhang wird argumentiert, dass die Pflege vor allem billige Arbeit ist, an deren Entwertungen diejenigen, die pflegen, selbst beteiligt sind, weil sie die Bedingungen der häuslichen Pflege akzeptieren und z. B. nicht streiken oder diese verweigern; d.h. es wird angenommen, dass diejenigen Frauen, die selbst pflegen oder dazu bereit sind, ernstlich und dauerhaft gegen ihre eigenen Interessen handeln und sich auf diese Weise selbst schädigen.

Im Rahmen feministischer Sozialpolitikanalysen gilt die Pflegeversicherung mit ihrer Festbeschreibung des Vorranges der häuslichen Pflege noch einmal als ganz besonderes Medium der Funktionalisierung von Frauen durch den Staat.

Da Frauen Hauptpflegepersonen sind, werden sie durch die Pflege der alten Eltern sozialpolitisch benachteiligt. Dies ist unumstritten. Die spezielle Anlage des Pflegeversicherungsgesetzes, das nicht nur mit seinem Vorrang für die häusliche Pflege, sondern ebenfalls mit der Institutionalisierung einer bescheidenen Dienstleistungsrolle, die die Pflegeperson in hohem Maße von den Experten abhängig macht, zur innerfamilialen Isolation der pflegenden Frauen beiträgt und die gerechtere Verteilung der Verantwortung unter Geschwistern und Schwiegerkindern erschwert, verschärft die Dilemmata der pflegenden Frauen. Die Pflegeversicherung fördert die Kultur der Alleinverantwortung der Hauptpflegpersonen und verstärkt damit eine Tendenz der Dualisierung und Totalisierung des Pflegeverhältnisses. Die Gegenleistung der Pflegeversicherung – Pflegegeld, Beiträge zur Alterssicherung, Urlaubsanspruch – wiegen die Rollenkonstruktion der Hauptpflegepersonen hinsichtlich ihrer Benachteiligung nicht auf.

In der feministischen Sozialpolitikanalyse spielen Motive und Absichten der Handelnden eine geringere Rolle. Die Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit zwischen Männern und Frauen werden vor allem in den Logiken der Institutionen, wie zum Beispiel der Pflegeversicherung, liegend gesehen. Aufgrund der institutionellen Ordnung entstände auf die jeweilig Handelnden ein großer Rollendruck. Insgesamt stehen bei der sozialpolitischen Argumentation zur häuslichen Pflege aus der Perspektive der Geschlechterforschung drei Dimensionen der Pflege im Vordergrund. Zuerst einmal

wird auf der Ebene von Aggregaten argumentiert: die Frauen und die Alten. Es ist also nicht die Mutter, die z.B. von der Tochter gepflegt wird, sondern Frauen pflegen Alte. Mit dieser Anonymisierung der praktischen sozialen Verhältnisse und Beziehungen zwischen Pflegebedürftiger und Pflegenden ist dann der nächste Schritt in der Argumentation einfach: Pflege und Fürsorge sind vor allem nützliche Arbeit. Bindungen aller Art geraten unter Ideologieverdacht. Und drittens gilt die Argumentation der Rückverlagerung sozialstaatlicher Leistungen in der Familie. Damit bleibt die feministische Sozialpolitikanalyse aber staatszentriert. Sie diskutiert zum Staat und zur staatlichen Versorgung alter Menschen keine Alternativen, wie zum Beispiel das Konzept des Wohlfahrtsmix bzw. Wohlfahrtspluralismus. Insgesamt klärt die sozialpolitische Analyse in der Frauen- und Geschlechterforschung wichtige Aspekte des Pflegeverhältnisses auf, aber eben nicht alles. Warum sich trotz der materiell ungünstigen Bedingungen der Pflege so viele Frauen zur Pflege und familialen Altenfürsorge bereit erklären, kann nicht beantwortet werden.

Pflege als Resttraditionalität: modernisierungs- und rollentheoretische Perspektiven

Ausgangspunkt modernisierungstheoretischer Positionen ist die These der „halbierten Moderne“, der Disparität zwischen der „Männerwelt Beruf“ und der „Frauenwelt des Hauses“. Vor allem aus einer historischen Perspektive wird die Herausbildung der Idee des Hauses als „Gegenwelt zu den Gesetzen des Marktes“ (vgl. Beck-Gernsheim 1993) als dem kapitalistischen Modernisierungsprozess innewohnende Struktur analysiert. Den Frauen sei im Modell der halbierten Moderne das Dasein für Andere zugedacht worden. Von der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ seien sie ausgeschlossen. Mit zunehmender Modernisierung zerbräche die Kopplung von Geschlechter- und Generationenvertrag. Auch wenn Frauen heute noch die Fürsorge für die Alten weitgehend leisteten, gelte für die künftigen Frauengenerationen, dass die Mehrheit von ihnen kein Modell des Daseins als Hausfrau und Mutter anstrebe. Was Frauen wollten – Beruf und Familie –, ließe sich aber in der gegenwärtigen Gesellschaft schwerlich verwirklichen. Sie würden aufgerieben im täglichen Kleinkampf der Vereinbarkeit der beiden Seiten des Lebens.

Elisabeth Beck-Gernsheim (1993) bezweifelt, ob es da noch möglich sei, auch für alte Menschen zu sorgen und prognostiziert Unsicherheit, ob sich das Dasein für Alte in die weibliche Normalbiografie einfügen ließe. Sie fordert aber eine Neubestimmung des Geschlechtervertrages, um den Generationenvertrag zu erhalten. Von verschiedenen Forscherinnen werden solche Bestrebungen, d.h. die Aktivitäten von politischer Seite zur Unterstützung der häuslichen Pflege und familialen Altenfürsorge, als Retraditionalisierung gewertet. Neben Modernisierungsprozessen seien in der Gesellschaft zunehmend Prozesse einer Wiederaufrichtung tradierter Rollen, Normen und Institutionen zu beobachten. In dieser Forschungsperspektive fehlen weitgehend Überlegungen zu den moralischen Motiven und zur Fürsorge als ethische Praxis. Der Ansatz geht weiterhin von einer großen Funktionalität und einer relativen Macht gesellschaftlicher Normen auf die innere Realität einzelner Menschen aus. Dies widerspricht gleichzeitig der Theorie der Individualisierung.

Pflege als Ausdruck von zunehmend verinnerlichten Strukturen im Lebenslauf

Aktuelle Ansätze in der Frauenforschung berücksichtigen bei der Frage, warum so viele Frauen zur Pflege bereit sind, Forschungsansätze des Lebenslaufs. Ausgegangen wird davon, dass Mädchen und Jungen zunächst Gleichheitserfahrungen im Bildungssystem machen. Mit dem Verlassen des Bildungssystems endet aber die Gleichberechti-

gung und Gleichbehandlung. Zunehmend greifen vor allem im Berufsleben strukturelle Diskriminierungen. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung setzt sich im weiblichen und männlichen Lebenslauf durch und spült Frauen in tiefere soziale Positionen als Männer. Die zunehmende rationale Planung der Lebensläufe lässt aufgrund der am Arbeitsmarkt herrschenden Ungleichheit Gleichberechtigung als ökonomisch riskant und irrational erscheinen: Frauen verzichten auf Aufstiegschancen und begeben sich zunehmend in die Sphäre des privaten Haushaltes und der Familie, während Männer Karriere machen. So entwickelt sich der Lebenslauf von Frauen als Abfolge eines scheinbar rationalen Verzichts auf Beruf und Karriere. Mit der Pflegeverantwortung wird in der Lebensmitte die letzte Chance auf Anschluss an das Erwerbsleben aufgegeben. Dieser Ansatz ist durch empirische Studien und Untersuchungen gut belegt und verweist auf die Notwendigkeit, das Thema Pflege im Rahmen von Gleichstellungspolitik und Frauenförderung politisch aufzugreifen.

Pflege als Doing Gender: handlungs- und sozialisationstheoretische Perspektiven

Im Mittelpunkt handlungstheoretischer feministischer Reflexionen zur häuslichen Pflege steht vor allem die Frage nach den sozialen und psychologischen Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit durch die Pflege und Fürsorge. Pflege gilt als der gesellschaftliche Ort, in dem sich die Reproduktion von „männlich“ und „weiblich“ immer wieder vollzieht und institutionalisiert. Das Erkenntnisinteresse handlungstheoretisch begründeter feministischer Arbeiten zur häuslichen Pflege richtet sich vor allem auf die sozialen und psychischen Mechanismen, die zu einer Bereitschaft bei Frauen führen, die Pflege alter Eltern und weiterer Angehöriger zu übernehmen.

Gesellschaftliche Normen und rollenimmanentes Verhalten (BMFSFJ 2002, S. 195), das Aufrechterhalten einer Tradition oder eines Familienmythos und auch Ideologiebildung wie christliche Nächstenliebe (Hedtke-Becker 1990, S. 20) – gelten in den handlungstheoretischen feministischen Ansätzen als wichtiges Motiv von Frauen, sich um ihre alten Eltern zu kümmern. Bedeutend ist die theoretische Folie des *doing gender*, d.h. anders als bei der feministischen Sozialpolitikanalyse wird nicht der Rollendruck für das Verhalten und die Entscheidung von Frauen verantwortlich gemacht, sondern die innere Bereitschaft von Frauen, sich in ihre Rolle zu fügen und diese eigenständig zu reproduzieren.

So bezieht sich Dörr (1993) zunächst auf die Pflege älterer Angehöriger als normative Verpflichtung. Frauen müssten für gesellschaftliche Probleme individuelle Lösungen suchen und handelten im Rahmen einer klassischen Frauenrolle. Gleichzeitig würde die Fürsorge für die Alten verdeckt und unsichtbar gemacht und nicht zuletzt von den Frauen selbst gering geschätzt. Diesem *doing gender* des „Verdeckungszusammenhanges Pflege“ stehen Ansätze gegenüber, die eher annehmen, dass die pflegenden Frauen die Pflegesituation für sich selbst narzisstisch ausbeuten und aus der Abhängigkeit des pflegebedürftigen Menschen narzisstischen Gewinn ziehen. „Einerseits glauben sie, dass ihre Arbeit selbst etwas Einmaliges darstellt, auch im Hinblick auf den Mythos der Großfamilie, der übertragen auf die heutige Zeit, ihre Arbeit als anachronistische Leistung erscheinen lässt, andererseits machen sie aber die Erfahrung, dass dies für andere wenig bedeutet und so selbstverständlich ist, dass man darüber am besten nicht spricht.“ (Hedtke-Becker/Schmittke 1985, S. 166). Allein die erfolgreiche Gestaltung der Pflegesituation stärke das Selbstwertgefühl, insofern würde Unterstützung zur Bedrohung. Durchhalten, laut Dörr (1993) eine wichtige weibliche Bewältigungsstrategie würde zum identitätsstabilisierenden Mechanismus. Das Gefühl der Macht stünde in engem Zusammenhang mit dem Gefühl der Unentbehrlichkeit. Laut Rommelpacher (1992) werden Frauen für die Pflege von der Gesellschaft funktionalisiert und

funktionalisieren wiederum die Pflege, die vor allem dann identitätsstabilisierende Funktionen besitzt, wenn Frauen in keinem anderen Bereich ihres Lebens Autonomie erfahren.

Pflege als Schuld: therapeutische und psychologische Sichtweisen auf die häusliche Pflege

Ein ähnliches belastendes und belastetes Bild der familialen Altenfürsorge zeichnen Vertreter und Vertreterinnen eines therapeutischen Diskurses, der sich einerseits auf die Stresstheorie, andererseits auf die klinische Familienforschung stützt. Neben der Theorie der reflexiven Moderne, die im Zusammenhang mit der Freisetzungsdimension des Modernisierungsprozesses annimmt, dass Frauen als care giver künftig nicht mehr zur Verfügung stehen, weil sie aus ihren tradierten Rollen freigesetzt werden, stellen therapeutische Sichtweisen auf die Pflegeverhältnisse zunehmend bedeutende Definitionsquellen dar. Mit dem doing gender Ansatz in der Frauenforschung haben sie gemein, dass Hilfe und Pflege nicht als Entwicklungsaufgabe im Rahmen des Erwachsenenalters verstanden, sondern vorwiegend als narzisstisches oder neurotisches Tun qualifiziert werden. Nicht Anerkennung und Gerechtigkeit für die pflegenden Frauen, sondern individuelle Befreiung von der Verantwortung für die alten Eltern oder für andere Angehörige erscheinen so als Lösung aus Dilemmata und Belastungen. Eine im therapeutischen Diskurs verwendete bedeutende Theorie ist die Theorie der Parentifizierung, das heißt des frühen Erwachsenmachens von Kindern: Aus Kindern, insbesondere Töchtern wird ein „Elternkind“ oder eine „Muttertochter“. In ihrer Dissertationsschrift geht Christina Geister (2002) zum Beispiel der Frage nach, inwieweit die Pflege der Mutter nicht bereits schon früh durch besondere moralische Verpflichtungen in der Persönlichkeit der Tochter verankert worden ist. Geister argumentiert, dass sich die pflegenden Töchter nicht von ihren Eltern haben ablösen dürfen, sondern dass ihnen immer vermittelt wurde, dass sie Verantwortung vor allem für die alte Mutter zu übernehmen hätten. Häusliche Pflege wird so zu einem „System“. Die in kindlichen Konflikten und Schuldgefühlen verstrickte Tochter pflegt und verlängert auf diese Weise ihre Abhängigkeit. Geister legt dar, dass die Antwort auf die Frage nach dem Warum der Pflegemotivation und der häuslichen Pflege im Tatbestand der Biografie zu suchen ist. Nicht die Geschlechterrolle, nicht lediglich der Abschnitt der frühen Kindheit, sondern die signifikanten und einmaligen Erfahrungen mit der Mutter im eigenen Lebenszusammenhang sind es, die die Bedeutungsstrukturen der häuslichen Pflege erhellen. Dabei richtet Geister (2002) ihr Augenmerk auf das „Amalgam von Altem und Neuem im weiblichen Lebenszusammenhang“, auf die „Weitergabe einer intergenerationalen Kontinuität weiblicher Anspruchslosigkeit“ (ebd., S. 199).

Mit ihrer biografieorientierten Sichtweise auf die Pflege gelingt es Christina Geister, Motive und Kulturen in der Beziehung zwischen Mutter und Tochter im Hinblick auf die familiäre Altenfürsorge genauer herauszuarbeiten als das die Ansätze des „doing gender“ oder auch strukturalistische Ansätze bisher konnten. Das auf der Schnittstelle von Pflege- und Sozialwissenschaft angesiedelte Buch zeigt, mit welcher Komplexität und Dichte die häuslichen Pflegebeziehungen aufgeladen sind. Wie schon Simone de Beauvoir in „Ein sanfter Tod“ von der Intensität ihrer eigenen Beziehung und Bindung zu ihrer Mutter überrascht ist, so ist auch die Verfasserin überrascht von der emotionalen Bedeutung der Mutter für die Tochter – und belegt dieses Phänomen dann mit dem Etikett aus der Familientherapie: Parentifizierung. Mit der klinischen Deutung der Mutter-Tochter-Pflege wird Leserinnen und Lesern aber nicht nur die historische Dimension der einzelnen Lebensgeschichten vorenthalten, was insbesondere in einer Geschichte deutlich wichtig und in die Analyse einzubeziehen gewesen wäre.

Die Tochter-Mutter-Beziehung scheint auch unter bindungstheoretischen Gesichtspunkten eine lohnende Beziehung und schließlich sollte der guten Ordnung halber die moraltheoretische Perspektive nicht vernachlässigt werden. Die psychologisierende Engführung mag zwar in den Zeitgeist passen. Sie erklärt die Bindung zwischen Töchtern und Müttern aber ebenso wenig wie die Pflegebereitschaft. Parentifizierung kann allenfalls als Sonderfall die Fürsorge von Töchtern gegenüber ihren Müttern erklären.

Abschließende Thesen

Eine systematische Geschlechterforschung zum Verhältnis von Geschlecht und demografischen Wandel hat bisher nicht stattgefunden. Die quantitative Zunahme der alten und hochaltrigen Bevölkerung wird gesellschaftlich bisher eher apokalyptisch diskutiert – als Alterslast, Krieg der Generationen, Kollaps der sozialen Sicherungssysteme etc. In der Regel wird auf den demografischen Wandel mit „mehr Markt“ und „mehr Eigenfürsorge“ geantwortet. Eine Positionsfindung der Geschlechterforschung ist hierzu überfällig.

Die feministische Sozialpolitikanalyse als eines der wichtigsten Instrumente der feministischen Gesellschaftsanalyse ist immer noch an einem Modell des traditionellen Sozialstaates orientiert. Das Instrument ist zu Gunsten von wohlfahrtspluralistischen Ansätzen neu zu bestimmen.

Gleichzeitig stellen Bindungstheorie und Anerkennungstheorie Herausforderungen für die Geschlechterforschung dar, die bisher kaum aufgegriffen worden sind.

Gemeinsame Literaturliste

- Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen: Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung, Frankfurt a.M. 1993.
- Becker, Regina: Häusliche Pflege von Angehörigen. Beratungskonzeptionen für Frauen, Frankfurt a.M. 1997.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Familie und Alter. Neue Herausforderungen, Chancen und Konflikte, in: Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter (Hgg.): Lebenslagen und Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik, Opladen 1993, S. 158-169.
- Brömme, Norbert: Eine neue Kultur des Helfens und der mitmenschlichen Zuwendung? Über die sozialen Auswirkungen des Pflegeversicherungsgesetzes. Veröffentlichungsreihe des Instituts für Pflegewissenschaft an der Universität Bielefeld, P 99-106, 1999.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Vierter Bericht zur Lage der älteren Generation: Risiken, Lebensqualität und Versorgung Hochaltriger – unter besonderer Berücksichtigung demenzieller Erkrankungen, Berlin 2002.
- Büschges, Günter: Pflegeberatung zur Sicherung der Pflegequalität im häuslichen Bereich. Ergebnisse der Begleituntersuchung eines Modellprojekts der Techniker Krankenkasse zur Beratung von Schwerpflegebedürftigen und ihren Pflegepersonen. Schriftenreihe des Instituts für empirische Soziologie Nürnberg, Bd. 13, Nürnberg 1995.
- Dörr, Beate: Die unsichtbare Pflege. Gesellschaftliche und individuelle Verdeckungen im Umgang mit der häuslichen Pflege-Arbeit von Frauen, in: Widersprüche, 13. Jg., Heft 48, 1993, S. 17-28.
- Fischer, Gisela C. u. a.: Die Situation über 60 Jahre alter Ehefrauen mit einem pflegebedürftigen Ehemann. Schlußbericht zum interdisziplinären Forschungsprojekt an der medizinischen Hochschule Hannover. Schriftenreihe des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugendliche, Bd. 49, Stuttgart 1995.
- Fuchs, Judith: Ressourcen für die Pflege im häuslichen Bereich: Pflegebereitschaft von Personen, die selbst nicht pflegen, in: Gesundheitswesen, 60/1998, S. 392-398.
- Geister, Christina: „Von da an wusste ich, dass ich Verantwortung gegenüber meiner Mutter hatte“. Transition von der Tochter zur pflegenden Tochter, Bielefeld 2002.

- Gröning, Katharina/Kunstmann, Anne-Christin/Rensing, Elisabeth/Röwekamp, Bianca (Hgg.): Pflegegeschichten. Pflegenden Angehörige schildern ihre Erfahrungen, Frankfurt a.M. 2004.
- Gröning, Katharina/Kunstmann, Anne-Christin/Rensing, Elisabeth: In guten wie in schlechten Tagen. Konfliktfelder in der häuslichen Pflege, Frankfurt a.M. 2004.
- Gröning, Katharina/Kunstmann, Anne-Christin/Rensing, Elisabeth: Handbuch: Häusliche Pflege im Blick, Düsseldorf 2005 (Erscheint in Kürze).
- Hedtke-Becker, Astrid/Schmidtke, Claudia: Frauen pflegen ihre Mütter. Eine Studie zu Bedingungen häuslicher Altenpflege, Frankfurt a.M. 1985.
- Hedtke-Becker, Astrid: Die Pflegenden pflegen – Gruppen für Angehörige pflegebedürftiger alter Menschen. Eine Arbeitshilfe, Freiburg i.B. 1990.
- Rommelspacher, Birgit: Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz der weiblichen Moral, Frankfurt a.M. 1992.
- Schultheis, Franz: Genealogie und Moral: Familie und Staat als Faktoren der Generationsbeziehungen, in: Lüscher, Kurt/Schultheis, Franz (Hgg.): Generationsbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften, Konstanz 1993.
- Schütze, Yvonne: Ethische Aspekte von Familien- und Generationsbeziehungen, in: Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie, 8. Jg., Heft 1/2, 1995, S. 31-38.

Prof. Dr. Katharina Gröning
Dipl.-Päd. Anne-Christin Kunstmann
Universität Bielefeld
Fakultät für Pädagogik
AG 7: Diagnose und Beratung
Postfach 100131, 33501 Bielefeld
Email: katharina.groening@uni-bielefeld.de
Email: anne-christine.kunstmann@uni-bielefeld.de

Svenja Ruhrberg

„[...] er entschied lebhaft, unmittelbar und auf immer“

Zur geschlechtlichen Dimension sprachlicher Muster und narrativer Strategien in historiographischen Texten

Der Aufsatz geht dem Zusammenhang von Geschichtsschreibung, Narrativität und Geschlecht exemplarisch anhand einer Textanalyse von Leopold von Ranke's „Zwölf Bücher Preussischer Geschichte“ (1874/78) nach. Die Analyse der Struktur-, Text- und Wortebene verdeutlicht, wie im historiographischen Text ein kohärentes Geschichtsbild erzeugt wird, in dem narrative Muster und gesellschaftlich verankerte Geschlechterbilder ineinander greifen.

Geschichtsschreibung bedeutete im Zeitalter des Historismus Gegenwartsbestimmung und Zukunftsorientierung: Vergegenwärtigte Vergangenheit vermittelte nicht nur eine Vorstellung von dem Woher der Nation, sondern gab auch Antworten auf die Frage nach deren Wohin und dem dazu angebrachten Wie. Geschichtserzählungen erfüllten sinn- und identitätsstiftende Funktionen bei der „Erfindung der Nation“ sowie im Rahmen der politischen (Selbst)Verortung der (männlichen) Bürger. Dabei kam es nicht nur darauf an, worüber inhaltlich geschrieben wurde, sondern auch auf die Art und Weise der Darstellung, auf die sprachlich-narrativen Konstruktionsprinzipien der historiographischen Texte. Die geschlechtliche Dimension der narrativen Strategien historiographischer Darstellungen ist aber bisher noch zu wenig untersucht worden. Stefan Berger konstatiert, dass es „nach wie vor weitgehend ein Derivat der Forschung (bleibt), im Einzelnen aufzuzeigen, wie die Historiker verschiedener Länder Geschlechterunterschiede konstruierten, um die Handlungsmacht innerhalb der Nation weitgehend männlich besetzen zu können.“ (Berger 2002, S. 65f). Insbesondere ist die Frage nach dem Zusammenhang von Geschichtsschreibung, Nationenbildung und der Kategorie Geschlecht bislang selten gestellt worden (Ausnahmen sind: Hausen 1997; Schulte 1998; vgl. auch Hausen 1998). Auch neuere Studien zum Themenkomplex Geschichtsschreibung und Narrativität lassen einen geschlechterorientierten Zugriff vermissen (Fisch 1993; Fulda 1996; Middell u.a. 2000; Rösen 2001; vgl. allerdings jetzt Epple 2003). Wie Daniel Fulda in einem kürzlich erschienenen Aufsatz betont, hat der Gender-Aspekt zwar bisher Aufnahme in Studien zur *Praxis* und zu den *Institutionen* der Geschichtswissenschaft gefunden (vgl. z.B. Smith 1998), die Betrachtung von Geschichte „(a)ls *Konzept*, als Erfahrungs-, Denk- und Schreib*struktur* bleibt [...] in all den genannten Betrachtungsweisen hingegen geschlechts*neutral*.“ (Fulda 2003, S. 187, Hervorhebung im Original).

Gerade der Geschlechter-Aspekt des historiographischen *Schreibens* aber bildet den zentralen Schwerpunkt eines laufenden Dissertationsprojektes an der Universität Bielefeld: Ziel des Projektes ist es, am Beispiel der deutschsprachigen Historiographie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts fundierte Einblicke in die geschlechtliche Dimension sprachlicher Muster und narrativer Strategien zentraler Geschichtswerke zu erhalten sowie aufzuzeigen, mit welchen diskursiven Repräsentationen bekannte Historiker verschiedene Akteure und Handlungsmuster als aktiv und passiv, politisch oder unpolitisch entwarfen. Konkret geht das Projekt der Frage nach, mit welchen narrativen Strukturen, symbolischen Codierungen und geschlechterspezifischen Konnotationen zentrale Werke der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft unterschiedliche historische Räume als politisch konstituierten und Individuen, Gruppen und Nationen Politikfähigkeit, Sprachmächtigkeit und Handlungskompetenz zuschrieben. Dabei geht es da-

rum, wie weibliche und männliche Herrscherfiguren, Familienmitglieder, aber auch miteinander in Konflikt geratende Staatswesen oder gesellschaftliche Gruppen positioniert und wie über diese Positionierung spezifische Besetzungen von innen/außen, politisch/unpolitisch, oben/unten selbstverständlich wurden.

Anhand der folgenden exemplarischen Textanalyse (vgl. hierzu Mills 1990; Landwehr 2001, S. 113ff.), einem Vergleich der Darstellung von Friedrich II. und Maria Theresia in Leopold von Rankes *Zwölf Bücher Preußischer Geschichte* (1874/1878; zitiert aus: Ranke 1930; in den folgenden Anmerkungen aufgeführt als PG I-III), soll hier dargelegt werden, wie auf sprachlich-narrativer Ebene einer spezifischen Darstellung der Vergangenheit Sinnhaftigkeit verliehen wird. Die narrative Sinnbildung erfolgt auf verschiedenen Ebenen: über die strukturelle Anlage der Geschichte (I), über innertextuelle Kohärenzbildung und Fragmentarisierung (II) und schließlich über geschlechtlich konnotierte Deutungsmuster und Dichotomisierungen auf Wortebene (III), die zur Naturalisierung und Legitimierung der von Ranke gewählten Erzählstrategie beitragen. In einem abschließenden Ausblick (VI) auf das weitergehende Forschungsvorhaben wird dann danach gefragt werden, inwieweit das Medium Geschichtswissenschaft möglicherweise Entwürfe von Männlichkeit vermittelte, die sich mit dem heute noch immer vorherrschenden Interpretationsmuster der Polarisierung der Geschlechtscharaktere (Hausen 1976) nicht restlos aufschlüsseln lassen.

I. Textstruktur

Leopold von Rankes *Preußische Geschichte* zeichnet sich strukturell durch ein genealogisches Zeitschema aus, in dem die Abfolge der Hohenzollerndynastie die inhaltliche und chronologische Textfolge gliedert (Pomata 1991, S. 25f.). Gleichzeitig erfährt die Darstellung eine lineare Ausrichtung auf die Person Friedrichs II. Der Monarch steht zwar nicht im wörtlichen Sinne im Zentrum von Rankes Geschichte, doch läuft die gesamte Erzählung sowohl strukturell als auch inhaltlich auf Friedrich zu: Dessen erste fünf Herrschaftsjahre umfassen in sechs Büchern die gesamte zweite Hälfte der *Preußischen Geschichte*. Friedrich II. ist die Hauptperson dieser Geschichte Preußens, er verkörpert den vollkommenen absoluten Herrscher, den Prototypen des Monarchen und zugleich den preußischen Staat.

Schon allein durch die strukturelle Anlage der Geschichte und die Ausrichtung an der Folge der Hohenzollernherrscher sind gewisse Weichen für die erzählerische Darstellung gestellt: „Im patrilinearen Modell wird das Verhältnis zwischen den Generationen in der Praxis strukturiert und bildlich als geordnete Weitergabe von Namen, Besitz und Rang vom Vater auf den Sohn dargestellt. Es ist ein Modell der Sukzession, in der die männliche Linie als Garantie des Überlebens und der Kontinuität der Familienidentität gilt, und in dem Frauen zu bloßen Randfiguren der Genealogie verkommen.“ (Pomata 1991, S. 25) Dennoch erfüllt die österreichische Monarchin Maria Theresia, die sowohl in quantitativer Hinsicht¹ als auch qualitativ in Hinblick auf ihre Erzählfunktion unter allen Frauenfiguren in der Darstellung eine Ausnahmeposition einnimmt, erzählerisch die Funktion der Gegenspielerin Friedrichs II.: in ihr ist der Antagonismus zu Preußen verkörpert, der in Gegensatzpaaren wie alt – neu (die Dynastien betreffend), katholisch – protestantisch, Süden – Norden, Frau – Mann seinen sprachlichen Ausdruck findet. Die Darstellung der Regierungsantritte der beiden Herrscher dient Ranke zur Herausstellung der im Gegensatz zu Österreich natürlichen, geordneten, rechtmäßigen und männlichen Nachfolge in Preußen, die ihre organische Fortsetzung in der schlesischen Eroberungspolitik Friedrichs II. findet.

Wenngleich also nach Anlage und Ausrichtung der *Preußischen Geschichte* im Prinzip alle darin auftauchenden Personen an Friedrich II. gemessen werden, so ist doch der Vergleich von Maria Theresia mit dem preußischen Herrscher bei Ranke besonders

1 Mit 67 Nennungen ist Maria Theresia die mit Abstand meist erwähnte Frau in der „Preußischen Geschichte“. Die Registeranalyse ergab insgesamt 41 Frauen, welche damit in einem Verhältnis von etwa 1 zu 16 zu den genannten Männern stehen (675 Registerinträge). Knapp die Hälfte der 41 Frauen (19) verzeichnet nur einen Eintrag im Register, während 15 nur zwei- bis viermal erwähnt werden. Nur etwa ein Sechstel aller im Werk erwähnten Frauen, nämlich sieben, treten mehr als viermal und damit ausführlicher im Text in Erscheinung. Hierbei reicht die Spannweite von 5 bis 12 Nennungen, die 67 Einträge für Maria Theresia sind also „einsame Spitze“. Die Registerauswertung muss allerdings kritisch eingeschätzt werden, da nicht alle Stellen, an denen Frauen im Fließtext genannt werden, im Register verzeichnet sind. Als Erklärung kommt hier u.a. in Betracht, dass die Frauen häufig nicht mit ihrem vollen Namen, sondern vielfach mit relationalen Bezeichnungen benannt werden, also als Tochter, Ehefrau oder Schwester eines männlichen Protagonisten. Obwohl das Register demnach die Anzahl der Nennungen der einzelnen Personen im Text nicht ganz korrekt verzeichnet, kann man dennoch davon ausgehen, dass die Gesamtrelation von Männern und Frauen im Text sowie die Unterschiede in der Anzahl der Nennungen insgesamt zutreffen.

deutlich. Im Falle ihres Regierungsantritts wird dem Leser die vergleichende Lesart der beiden Herrscherpersönlichkeiten durch die Parallelgestaltung der jeweiligen Textstellen besonders nahe gelegt. Ranke beschreibt beide als emotional berührt und in Tränen: Friedrich wird am Morgen nach dem Tode seines Vaters von Baron Pöllnitz in seinem Zimmer aufgefunden „halb unangekleidet, in fliegenden Haaren, beinahe [!] außer sich, aufgelöst in Tränen“⁴²; Maria Theresias Worte, als sie von ihren Ministern die Huldigung als Königin von Ungarn und Böhmen erfährt, „waren von Schluchzen unterbrochen“⁴³. Abgesehen davon, dass der frischgebackene preußische König seine „Auflösung“ nur vor einem Minister in der Stille seines Gemaches zeigt, während die junge ungarisch-böhmische Königin vor dem versammelten Ministerkollegium im Rahmen einer offiziellen Huldigungsfeier in Tränen ausbricht, fassen sich beide im nächsten Moment wieder und treten ihre Regierungs- und Herrscherpflichten an. Während aber der unmittelbare Moment des Regierungsantritts deutliche Parallelen aufweist, so könnte doch der narrative Kontext, in den Ranke die Szenen jeweils stellt, unterschiedlicher nicht sein.

II. Narrativer Kontext – Kohärenzbildung und Fragmentarisierung

Der Tod des Vaters leitet bei beiden Herrscherpersönlichkeiten den Regierungswechsel ein. Friedrich eilt auf die Nachricht über die Verschlimmerung des Zustands seines Vaters zu diesem nach Potsdam⁴. Das Zusammentreffen von Vater und Sohn steht im Zeichen gegenseitiger Zuneigung und Harmonie: „Friedrich Wilhelm, sehr befriedigt durch die herzliche Teilnahme des Kronprinzen an seiner Krankheit und die guten Entschlüsse, die er in allen seinen Briefen an den Tag legte, empfing ihn mit dem Ausdruck eines reinen väterlichen Gefühles [...]“⁴⁵. Der König wechselt nun nicht nur ein letztes Wort mit Friedrich: In Anwesenheit des Ministers Podewils „stellte der König dem Nachfolger sein Verhältnis zu den verschiedenen europäischen Mächten in sehr bestimmten Ausdrücken dar.“⁴⁶ Doch wichtiger als dieses politische Vermächtnis ist für Ranke in dieser Szene die Darstellung des Vater-Sohn-Verhältnisses, das, endlich bar jeglicher Missverständnisse, auf gegenseitigem Verstehen beruht und in Einklang erscheint: „Nicht allein, daß jeder Hauch von Unmut zwischen ihnen verschwunden war, die Genugtuung Friedrich Wilhelms lag in einem Gefühl [...]; er fühlte, er habe nicht umsonst gearbeitet, sondern ein Werk gegründet, welches Bestand haben werde.“⁴⁷ Scheinbar ohne Worte verstehen sie sich, zumindest interpretiert Ranke so das Fehlen tradierter Aussagen Friedrichs. Dieser bleibt zwar stumm, aber nicht aus mangelndem Verständnis: Er „wird nur gehört und gezeigt haben, daß er verstand und beistimmte; seine Haltung erfüllte den König mit unendlicher Befriedigung.“ Frühere Besorgnisse, die der Vater gegenüber dem Weg, den der Sohn wohl einmal einschlagen möge, hegte, sind aus dem Weg geräumt: „[...] jetzt nahm er wahr, daß derselbe seine Ideen von dem Wesen der wahren Macht nicht allein begriff, sondern darauf einging und alle Fähigkeit, allen guten Willen zeigte, dabei zu bleiben und sie durchzuführen.“⁴⁸ Der sterbende König sieht seinen Sohn beglückt als würdigen Nachfolger vor sich und kann in diesem Bewusstsein zufrieden sterben.⁹ Nicht nur durch das persönliche Gespräch über die Grundzüge der Außenpolitik und die durch Friedrichs „Haltung“ versicherte würdige Nachfolge, die der Vater dem Sohn in eigenen Worten attestiert, wird die Kontinuität der Regierung und der Vater-Sohn-Folge verdeutlicht: Der Vater übergibt noch lebend „Staat, Land und Leute, volle Gewalt und Souveränität“ seinem Nachfolger und ruht nicht, „ehe derselbe mit dem anwesenden [Minister] Boden in das Kabinett zurücktrat, wo er mit den Ministern zu arbeiten pflegte [...]. Es war zu seiner vollkommenen Beruhigung im Tode erforderlich, daß er gleichsam noch selber die neue Ordnung der Dinge beginnen sah.“⁴⁹

Friedrich Wilhelm wird hier als sorgender Landesvater dargestellt, dem das Heil

und die Zukunft seines Landes am Herzen liegt und der die Dinge in geordneten Verhältnissen zurücklässt: Bis ins letzte Detail kontrolliert der Vater die Übernahme der Regierung durch den Sohn und kann erst beruhigt sterben, als noch vor seinen Augen die Arbeit und Regierung des Landes in seinem Sinne fortgesetzt wird. Enger als dieser fließende Übergang kann sich eine Thronfolge kaum gestalten, auch ist der Zeitpunkt der Nachfolge ein „natürlicher“, denn der König ist „müde, zu leben“ und würde, selbst wenn er doch noch nicht sterben sollte, nicht weiter regieren wollen¹¹. Der Zeitpunkt für den Wechsel ist also gekommen, ein organischer Übergang vom Alten auf das Neue findet statt.

Wie anders dagegen gestaltet sich die Situation beim Tod Kaiser Karls VI. Nachdem dieser „seinen sechsundfünfzigsten Geburtstag am 1. Oktober 1740 in anscheinend guter Gesundheit begangen“ hatte, stirbt er schon am 20. desselben Monats unerwartet: „Ein leichtes Unwohlsein, das ihn auf der Jagd überraschte, ohne daß man hätte sagen können, woher es eigentlich rühre, gab ihm binnen wenigen Tagen den Tod [...]“¹². Über die Sterbeszene berichtet Ranke nichts, doch so unerwartet, wie der Tod des Kaisers, so unvorbereitet ist seine Nachfolgerin.

Ihren ersten Auftritt in Rankes Erzählung hat Maria Theresia anlässlich des schon erwähnten kaiserlichen Geburtstags: „In seiner [Karls VI.] Familie feierte man den Tag mit einem kleinen Singspiel, in welchem Maria Theresia, die noch als Tochter vom Hause erschien, viel bewundert worden ist; niemand dachte daran, welche ganz anderen Fähigkeiten man in kurzem in ihr suchen und bedürfen würde.“¹³

Von einer Vorbereitung, einer wohlbedachten, überlegten Nachfolgeregelung wie im Falle Preußens, kann hier augenscheinlich keine Rede sein: Ganz unbedacht, aus heiterem Himmel ereilt das Haus Habsburg die Katastrophe.¹⁴ Kein liebender Sohn wacht hier am Sterbebett des Vaters, keine letzten Worte und Ermahnungen werden dem würdigen Thronfolger ans Herz gelegt. Nachdem der Kaiser gestorben ist, schildert Ranke nicht etwa den Übergang der Regierung auf Maria Theresia, was sich als dramatische Fortführung dieser unerwarteten Einleitungs- und Sterbeszene ja durchaus angeboten und erzählerisch erneut parallel zur Schilderung der preußischen Thronfolge gestanden hätte. Statt dessen schließt Ranke in seiner Darstellung einen zweiseitigen Abgesang auf die Habsburgerdynastie an: „Mit ihm [Kaiser Karl VI.] ging der Mannestamm desjenigen deutschen Fürstenhauses zu Ende, das von allen sich zu der größten Macht in der Welt erhoben hat. [...] ein halbes Jahrtausend hindurch haben diese Habsburger erworben, erobert, behauptet, die Welt [...] in Bewegung gesetzt [...]: jetzt, indem diese Zeiten zu Ende gingen, und sich in andere Weltbestrebungen umsetzten, war auch die Epoche des Hauses vorüber; der letzte männliche Sproß von beiden Linien ging zu seinen Vätern.“¹⁵ Im Zusammenhang mit dem nun folgenden Rückblick auf den Verfall des Hauses Habsburg¹⁶ wird auf den nächsten Seiten nicht nur Karl VI., sondern auch die gesamte Familiengeschichte der Habsburger, die Ungewissheit der Nachfolge Karls VI., die Unsicherheiten und Unwägbarkeiten der Pragmatischen Sanktion noch einmal evoziert. Sowohl aus der konkreten Textstelle, aber auch aus diesem dem Leser mittlerweile bekannten Stilmittel Rankes, sich mittels eines arienhaften Rückblicks von wichtigen Persönlichkeiten zu verabschieden, geht deutlich hervor, dass das Kapitel der Habsburger nunmehr abgeschlossen ist („war auch die Epoche des Hauses vorüber“¹⁷). Eine Kontinuität, wie Ranke sie im Falle von Friedrich II. ausdrücklich betont, wird bei der Thronfolge Maria Theresias erzählerisch ausgeschlossen.

Von den Überlegungen, die er anlässlich des Abganges des Hauses Habsburg anstellt, kommt Ranke dann zunächst wieder auf Preußen zu sprechen. Der „Ursprung der schlesischen Unternehmung“ wird erläutert, überhaupt der Tod des Kaisers in erster Linie im Zusammenhang mit seiner Bedeutung für Preußen gesehen. Die Darstel-

11 PG II, S. 310.

12 PG II, S. 355.

13 Ebd. *Von finden spricht Ranke hier sicherlich bewusst nicht.*

14 *Und auch später trifft Maria Theresia der Angriff Preußens auf Schlesien wie „aus heiterer Luft“ (PG II, S. 418), wobei Friedrich II. hier natürlich den „Blitzstrahl“ (ebd.) darstellt, also assoziativ gleichgesetzt wird mit dem blitzeschleudernden, allmächtigen Göttervater Zeus (Österreich dagegen mit dem naiv überraschten Hirtenvolk der Griechen) als auch der Zielstrebigkeit, Schnelligkeit und Gewalt dieses Naturereignisses.*

15 PG II, S. 355f.

16 *Denn ganz so unerwartet, wie Ranke das Ende der Habsburgerdynastie hier schildert, ist es denn doch nicht gekommen: Als Historiker und Historist ist auch dieses für die Zeitgenossen und Familienangehörigen so plötzliche Ereignis, für Ranke natürlich aus der Geschichte erklärbar und ganz organisch entstanden: Schon „[...] war die Lebenskraft des Kaisers, und zwar fast noch mehr die geistige als die körperliche, in sich selbst gebrochen.“ Die Wurzel des Übels lag also im Innern, im Kern dieser alten Dynastie (vgl. PG II, S. 355ff).*

17 PG II, S. 356.

lung all der Unwägbarkeiten der österreichischen Thronfolge dient Ranke dazu, die besondere historische Situation herauszuarbeiten, die sich im Jahr des Regierungsantritts Friedrichs II. ergab: „Denken wir uns den Fürsten [...], einen jungen Mann, den nach Taten dürstete, nach einem großen Namen, und der sich im Besitz einer unwiderstehlichen Kriegsmacht sah! Am 28. Oktober gelangte die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Rheinsberg. Man sagt, Friedrich erblaßte, als er sie vernahm; es war, als fühle er, daß sein Schicksal ihn rufe.“¹⁸ Anstelle einer ‚natürlichen‘ Thronfolge Maria Theresias erweist sich also aufgrund ihrer erzählerischen Sukzession, Friedrichs „Schlesische Unternehmung“ als die „natürliche“ Folge des Herrscherwechsels in Österreich.

18 PG II, S. 366.

Maria Theresia taucht als Handelnde erst knapp 60 Seiten später wieder auf. Zwischen den Tod des Vaters und ihren Regierungsantritt schiebt Ranke die eben erwähnte Erörterung der Ursachen des ersten Schlesischen Krieges sowie den Beginn der Kriegshandlungen¹⁹. Der Regierungsantritt Maria Theresias eröffnet dann nicht, wie bei Friedrich, ein eigenes Kapitel, sondern wird von Ranke erzählerisch eingebettet in das Kapitel „Der Bruch mit Österreich“²⁰: „An die Stelle des Kaisers trat nun *zwischen* ihnen [sic!] [den Ministern] dessen dreiundzwanzigjährige Tochter, an der man bisher besonders jugendlich aufblühende Frauenschönheit und eine ruhig fortschreitende Bildung nach dem Maße des ihr zuteil gewordenen Unterrichts bewundert hatte.“²¹ Maria Theresia tritt nicht nur *zwischen* statt an die *Spitze* ihrer Minister, Ranke betont auch nochmals ausdrücklich, dass ihre Eigenschaften und bisherigen Erfahrungen sie nicht gerade auf die Regierungspflichten vorbereitet haben.

19 Im Kapitel fünf „Besitzergreifung von Schlesien“, PG II, S. 384-399.

20 PG II, S. 403-424; Regierungsantritt Maria Theresias: ebd., S. 413ff.

21 PG II, S. 413; meine Hervorhebung.

Ohne weiter auf einen engen Vergleich der beiden Thronwechsel einzugehen, lässt sich bemerken, dass im Falle Friedrichs großer Wert gelegt wird auf die Tradition, Kontinuität und Kohärenz der vielfältigen zwischen-männlichen Beziehungen: dem eher emotionalen Verhältnis zwischen Vater und Sohn sowie dem politischen, Machtfragen und -auffassungen einbeziehenden, zwischen dem Herrscher und seinem Nachfolger. Dies wird deutlich nicht nur in der erzählerischen Ausschmückung der Abschiedsszene zwischen Friedrich Wilhelm und Friedrich, die auch reich mit wörtlicher Rede gespickt ist, dem Lesenden also den Moment möglichst lebhaft und damit einprägsam vor Augen führen möchte, sondern auch in der Komposition des nahtlosen erzählerischen Übergangs vom Tod des Vaters zu den ersten Regierungshandlungen des Sohnes. Durch wörtliche Rede werden diese Szenen der Leserin deutlich vor Augen geführt, die dadurch bewirkte Nähe und Anschaulichkeit verankern sie nachhaltig im Leserbewusstsein.²² Zugleich sprechen diese Abschieds- und Sterbeszenen den Leser auf emotionaler Ebene an (der Sterbende, der selbst in seinen letzten Augenblicken das Wohl des Staates im Auge hat, der gefasste Sohn). Im Vergleich dazu wird der Thronwechsel der österreichischen Regierung nicht im Zusammenhang dargestellt, sondern kompositorisch auseinandergerissen und fragmentarisiert.

22 Lämmert (1993, S. 87) bemerkt zur szenischen Darstellung: „Sie vermag Details zu geben und versucht in der Nachbildung ‚natürlicher‘ Sukzession größte Wirklichkeitsnähe zu erreichen.“ Zur Rolle der Rede im weitesten Sinn (bis hin zum Literaturzitat) in der Geschichtsschreibung vgl. Ginzburg (1998).

III. Wortebene

Die Gegensätzlichkeit der beiden Herrscherpersönlichkeiten kennzeichnet deren Darstellung auch in der weiteren Erzählung. Friedrich streift im Moment des Regierungsantritts seine momentane Schwäche wie eine alte Hülle ab und schlüpft nahtlos in die neue Rolle des regierenden Monarchen: „Es war der letzte Augenblick, wo er noch einmal das Gefühl eines Prinzen haben durfte. Indem er noch mit Pöllnitz redete, traten die in Berlin anwesenden Generale der Armee bei ihm ein. Er begegnete ihnen nicht allein im vollen Gefühle des Königtums, das ihm heimgefallen, sondern auch mit der Ankündigung eines vom bisherigen Gebrauch doch einigermaßen abweichenden Willens.“²³ Innerhalb eines Augenblicks wird der weinende Thronfolger Herr der Lage und kommt seinen Herrscherpflichten ohne Anfangsschwierigkeiten und sogar vergnüglich nach: „unmittelbar an die Regententätigkeit des Vaters schloß sich die des

23 PG II, S. 313.

Sohnes an⁴²⁴, „der neue König genoß das Vergnügen...“⁴²⁵, „der neue Fürst“⁴²⁶ handelt „unverzüglich“⁴²⁷ und „ohne Bedenken“⁴²⁸. „Wir können sagen, in dem ganzen Innern des Staates nehmen wir drei gewaltige Kräfte wahr: die aufgerichtete Ordnung, die Ideen des Jahrhunderts und den selbständigen Geist des Fürsten, der beide kombiniert, um die eine zu fördern und den anderen Raum zu machen.“⁴²⁹

Maria Theresia dagegen übernimmt zwar auch „unverzüglich“⁴³⁰ ihre Herrscherpflichten, doch während Friedrich im vollen Gefühle des Königtums steht, übt sie nur „ihr Amt“ aus und nimmt an den Konferenzen „tätigen Teil“⁴³¹, nicht jedoch deren Leitung in die Hand. Ihre Entscheidung, trotz aller Unkenntnis die Herrscherbefugnisse selbst auszuüben, verstrickt sie bald in ein Netz von Abhängigkeiten und Ungewissheiten:

„Das von Jugend auf in ihr genährte Bewußtsein, daß sie die geborene Herrin sei, empfing in ihr überdies durch eine gewisse Pietät eine bestimmte Farbe und Richtung: sie wollte selber regieren, wie ihr erlauchter Vater; aber dieser selbst hatte sie von den Staatsangelegenheiten entfernt gehalten, und aus Ehrfurcht vor ihm hatte sie es vermieden, sich um sie zu kümmern; sie war derselben vollkommen unkundig, als sie zur Leitung des Staates berufen wurde. Ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, suchte sie sich zuerst nur zu unterrichten. Sinzendorf übernahm es, sie zu informieren; sie war von dem Mißtrauen ergriffen, das alle Welt gegen ihn hegte, und zog ihm Starhemberg bei weitem vor. Bald nach ihrem Regierungsantritt hören wir sagen, der führe das Ruder.“⁴³²

Die Schwierigkeiten ihres Regierungsantritts – will sie doch „selber regieren“, obwohl sie in den Staatsangelegenheiten „vollkommen unkundig“ ist und sich auf wechselnde Berater verlassen muss³³ – führen ins Chaos: Sie gerät „gleichsam wie in ein Labyrinth von Unschlüssigkeit, Mißtrauen gegen sich selbst und andere, verlegener Zaghaftigkeit“⁴³⁴. Der Retter in der Not ist ein ehemaliger Berater ihres Vaters, auf den Maria Theresia „von ihrem Oberhofmeister und Starhemberg selbst [...] aufmerksam gemacht wurde [...]“: Johann Christoph von Bartenstein.⁴³⁵

Während Friedrich vom ersten Augenblick an alles unter Kontrolle hat, geraten bei Maria Theresia die Dinge erst in dem Moment wieder in ihre Bahn, als ein fähiger Mann das Ruder übernimmt. Wo in Preußen die Thronfolge auf natürliche, organische Weise erfolgt, der Thronfolger wohl vorbereitet auf seine Aufgabe unmittelbar an den Vorgänger anschließt, herrschen in Österreich Verwirrung und Chaos vor: „Die kaiserlichen Minister waren [...] von den düstersten Ahnungen über die Zukunft ihres Hauses erfüllt.“⁴³⁶ Nichts ist hier wohlbedacht und geordnet, die unvorbereitete Thronfolgerin muss sich erst einmal „unterrichten“.

In der Ausübung ihrer Herrscherpflichten unterscheiden sich die beiden Herrscher durch die Selbstverständlichkeit, mit der Friedrich „gebietet“, „droht, auch die Chefs [...] auf das schärfste anzusehen“ und „ernstlich bestrafen“⁴³⁷ lässt, während Maria Theresia ihrem Mann „nicht ohne Zärtlichkeit“⁴³⁸ Vorwürfe macht, Minister Bartenstein ihre Gnade dadurch gewinnt, „daß er den Ausbruch offenen Streites nicht allein zwischen ihnen [den anderen Ministern], sondern auch mit ihr selbst verhinderte, so daß sie nicht genötigt wurde, zu gewaltsamen Maßregeln zu schreiten, die ihr sehr schwer geworden sein würden.“⁴³⁹ Wo Friedrich im wahrsten Sinne des Wortes auch von der „Gewalt“ seiner Position „natürlicherweise“ Gebrauch macht, scheint bei Maria Theresia stets eine Abmilderung ihrer Durchsetzungsfähigkeit nötig zu sein („nicht ohne Zärtlichkeit“, „gewaltsame Maßregeln“, „die ihr sehr schwer geworden sein würden“). Hat sie tatsächlich einmal ein Machtwort gesprochen, so fühlt sich Ranke bemüßigt zu vermerken, dass sie „dieses herben Wortes [...] nach ihrer eigenen Erzählung sich bedient (hat)“⁴⁴⁰.

Friedrich handelt vollkommen eigenverantwortlich und nach seinem eigenen Ur-

24 PG II, S. 315.

25 Ebd.

26 PG II, S. 316.

27 PG II, S. 317.

28 PG II, S. 318.

29 PG II, S. 326.

30 PG II, S. 414.

31 Ebd.

32 PG II, S. 415.

33 PG II, S. 414.

34 PG II, S. 415.

35 Ebd.

36 PG II, S. 411.

37 Alle Zitate PG II, S.

316.

38 PG II, S. 511.

39 PG II, S. 417.

40 PG II, S. 416.

- teil: „Einen Eckart, der moralischen Anstoß gab, ließ er fallen; einen Mann von Verdienst wie Boden, den die Menge von jenem nicht zu unterscheiden verstand, wußte er vollkommen zu würdigen.“⁴⁴¹ Dagegen trifft Maria Theresia keine selbständige Entscheidung: „Überhaupt aber entsprach die Resolution der Königin [Friedrich II. in der Schlesischen Angelegenheit nicht nachzugeben] der in Wien vorherrschenden Stimmung; der abweichenden Meinungen hat man kaum jemals gedacht: so ganz wurden sie in den Hintergrund gedrängt. Die Animosität gegen Preußen waltete in den Gemütern vor.“⁴⁴² Noch nicht einmal einer begründeten „Meinung“ schließt sich die Königin an, sondern einer „Stimmung“ die die „Gemüter“ in Wien beherrscht, also von der Allgemeinheit geteilt wird, die durchaus als uninformiert anzusehen ist. Friedrich II. sieht dagegen gerade im Gegensatz zur „Menge“ die Vorzüge seines Ministers Boden!
- Unverzüglichkeit, Schnelligkeit, Weitblick kennzeichnen den preußischen König: Friedrich ist „im demselben Augenblick [...] schon mit sich im reinen“⁴⁴³, er sieht Gefahren schon „von fern“ kommen und geht ihnen „mit kühnem Mute“ entgegen⁴⁴, er handelt „unmittelbar“⁴⁴⁵ und „unverzüglich“⁴⁴⁶; „am dritten Tage seiner Regierung“⁴⁴⁷ und „ohne lange wegen der Schwierigkeiten Rat zu pflegen“⁴⁴⁸. Er ergreift die „erste Gelegenheit“⁴⁴⁹, arbeitet „vom ersten Augenblick an“ mit „angestrenghem Eifer“⁴⁵⁰, entscheidet „lebhaft, unmittelbar und auf immer“⁴⁵¹ und ist sogar „sein eigener General und sein eigenes geheimes Ratskollegium“⁴⁵².
- Bei Maria Theresia zeigen sich dagegen im Zusammenhang mit dem ersten Schlesischen Krieg bald „die unerwünschtesten Folgen ihres Entschlusses, die höchste Gewalt nach eigenem Ermessen auszuüben“⁴⁵³: „Um selbst zu regieren, ist guter Wille und ein gewisses Maß von Talent noch lange nicht hinreichend, am wenigsten in stürmischen und bewegten Zeiten; dazu gehört alsdann eine Schärfe und Übung des Verstandes, eine Kenntnis der Welt und der eigenen Lage, die man bei einer jungen Dame nicht suchen darf. Maria Theresia glaubte, was ihrem Gefühle entsprach; noch immer hielt sie die von ihrem Vater geschlossene Allianz für die beste; sie überredete sich noch, bei Fleury etwas auszurichten, wenn sie ihn an das Vertrauen erinnerte, welches Karl VI. zu ihm gehabt habe. Wie sie aber verehrte, vertraute, liebte, so war sie auch fähig, zu hassen; wie hätte ihr Haß nicht auf einen Fürsten fallen sollen, der eine ihrer schönsten Provinzen mitten im Frieden mit einem Kriegsheer überzogen hatte, von dessen Berechtigung ihr keine Idee kam, den man ihr als einen Mann ohne Religion und ohne Treue schilderte?“⁴⁵⁴ Im Gegensatz zu Friedrich II. erscheint Maria Theresia hier als abhängig von Beratern, ihre Auffassungen sind irrational. Unentschlossenheit, eine gewisse Unbeweglichkeit und Kurzsichtigkeit kennzeichnen ihr (Nicht)Handeln: Sie „glaubte, was ihrem Gefühle entsprach“, „verharrt“ auf ihrer Meinung, hat „keine Idee“ von Friedrichs „Berechtigung“ Schlesien in Besitz zu nehmen, hält „noch immer [...] die von ihrem Vater geschlossene Allianz für die beste“⁴⁵⁵, sie „meinte noch immer, alles könne sich ändern“⁴⁵⁶, zeigt eine „sehr persönliche, sehr weibliche Auffassung der Sache“⁴⁵⁷. Sie „verharrt“ bei einer einmal gefassten Meinung⁴⁵⁸, handelt „zögernd, zurückhaltend, wider Willen“⁴⁵⁹ und mit „innere(m) Widerstreben“⁴⁶⁰, so dass Ranke sich mehrfach zu einem seufzerartigen „endlich“⁴⁶¹ veranlasst sieht. Dem schnellen, beweglichen, jungen Staat Preußen steht das alte Österreich gegenüber: ein passives Objekt der männlich-preußischen Aktivität.
- Letztlich steht diese kontrastierende Schilderung der beiden Herrscher im Zusammenhang mit dem österreichisch-preußischen Antagonismus: „Wie wir aber bemerkt haben, jener Hof und dieses Lager waren zwei verschiedene Welten.“⁴⁶² Der träge, festgefügte „Hof“ steht für Österreich, das schnell abbaubare, bewegliche Militärlager dagegen für Preußen, was wiederum Rankes polarisierende Darstellung der beiden Staaten deutlich macht. Die Gegenüberstellung des geordneten, zielstrebigen, männlichen Preu-

ßens und des chaotischen, verwirrten, weiblich regierten Österreich dient anschaulich zur erzählerischen Legitimierung von Friedrichs Angriff auf Schlesien.

Während Maria Theresia im weiteren Verlauf der Geschichte sich zwar teilweise aus ihrer ursprünglichen Abhängigkeit herausbewegt, wird sie auch als gereifte Herrscherin von Ranke weiterhin in relationalen Begriffen (Gattin, Mutter) beschrieben und bleibt immer eine „Frau auf dem Throne“⁶³. Dagegen löst sich Friedrich im Verlaufe der weiteren Darstellung zunehmend von solchen, nicht nur familiären, Bindungen. Nachdem anfangs noch die familiären Streitigkeiten zwischen Friedrichs Vater und Mutter, die Konflikte zwischen Vater und Sohn, gescheiterte Heiratspläne und Fluchtversuche Teil der Erzählung waren, werden Familie und insbesondere die Frauen aus der weiteren Geschichte exkludiert: Friedrich „verwahrt“ nach seinem Regierungsantritt seine Mutter in Monbijou und die ungeliebte Ehefrau an einem nicht genannten Ort. Durch eine narrative Trennung von Verstand und Emotion, Preußisch-Eigenem und Fremdem, Mann und Frau wird er selbst zum „Abt“⁶⁴, die ihn umgebende Gesellschaft durch die Bezeichnung „Konventualen“⁶⁵ zu einer rein männlichen Gemeinschaft. Dadurch wird zunächst eine geradezu klösterliche, asexuelle Vorstellung vom Staat evoziert. Die eigentliche Verkörperung Preußens in Friedrich, das Verschmelzen der Person des Monarchen mit seinem Staat wird nur so möglich, sie bedingt die mönchshafte Gestalt, die Ausmerzungen des Privatlebens, das völlige Aufgehen in den Staatsangelegenheiten, den öffentlichen Dingen: Nichts Privates, Bindendes, Hemmendes darf hier mehr dazwischen stehen. Schon eingehend bemerkt Ranke hierzu: „Und niemand tadle, daß ich das persönlich Denkwürdige in die Geschichte des Staates gezogen habe: es ist der Geist der Epoche, daß eins mit dem anderen auf das genaueste zusammengreift. *Erst nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. hebt sich die Beschränkung, die allerdings darin liegt.*“⁶⁶ Die Trennung der Geschlechter, der privaten und öffentlichen Sphäre scheint also am Ende der Geschichte zu stehen, wobei die weibliche Seite der Geschichte aus der Erzählung ausgeblendet, die vorgängige Trennung damit unsichtbar gemacht wird.

63 PG III, S. 218.

64 PG II, S. 329.

65 Ebd. *Ein Konventuale ist ein sitz- und stimmberechtigtes Mitglied eines Mönch- oder Bettelordens.*

66 PG I, S. 4*; *Hervorhebung der Verfasserin.*

IV. Ausblick

Nationalgeschichten sind selten bewusst geschlechterspezifisch organisiert, aber das historiographische Schreiben der Nation ist zutiefst geschlechterspezifisch geprägt, am sichtbarsten dann, wenn die „Feinde“ der Nation feminisiert und dergestalt abgewertet werden. Relativ geläufig ist auch, dass allegorische Repräsentationen der Nation als weiblich, die Akteure des Staates dagegen meist als männlich dargestellt werden. Das hier besprochene Beispiel zeigt, dass auch auf den Ebenen der Narration und bis herunter auf die Wortebene geschlechtlich dichotomisiert wird und polarisierte Deutungs- und Sinnmuster wirksam werden. Kontinuität und Fragmentarisierung auf narrativer Ebene gehen mit inhaltlichen Aussagen und Geschlechtervorstellungen Hand in Hand, um die inhaltlichen Grundaussagen der Erzählung auch sprachlich zu verfestigen. Geschlechtliche Polarisierungen stützen die Erzählung zudem noch auf der Wortebene. Im Wechselspiel struktureller und kontextueller Sinnbildungen sowie von Verben und Adjektiven, die zur Beschreibung der Handlungsträger verwendet werden, erzeugt ein kohärentes Geschichtsbild, in dem narrative Muster und gesellschaftlich verankerte Geschlechterbilder ineinandergreifen.

Doch deutet sich am Ende auch eine Erweiterung der dichotomisch gedachten Geschlechterkategorie an: Die Einheit Preußens, die bei Ranke zentral über die Darstellung einer „einheitlichen“ Herrscherfigur Friedrichs läuft, wird zwar in einem ersten Schritt durch narrative Exklusionen herbeigeführt. Es bleibt jedoch noch zu erforschen, mit Hilfe welcher narrativer Techniken Friedrich dann zum Repräsentanten eines Staates Preußen werden kann, der zu sich selbst kommt, Autonomie erlangt und

zu einer unabhängigen Einheit wird; welche narrativen Inklusionsprozesse Friedrich also zu einer Subjekteinheit formen, die möglicherweise all die Elemente vereint, die im Vorfeld narrativ-strukturell exkludiert wurden.

In der weiteren Forschung wird das Projekt sich daher der Frage widmen, mit welchen Erzählmustern die Geschichtswissenschaft dazu beitrug, gerade in einer Zeit, in der Kontroversen um die geschlechterspezifische Hierarchisierung politischer Räume gesellschaftsweit aufbrachen, eine Geschichte denk- und sagbar zu machen, die ausschließlich männlich zu imaginieren bzw. über eine als völlig „unabhängig“ gedachte Männlichkeit strukturiert war. Zu fragen ist also, ob die gängige Definition der Kategorie Geschlecht als eines polarisierten Deutungs- und Sinnmusters „rationaler“ Männlichkeit und „emotionaler“ Weiblichkeit ausreicht, um ihre historische Bedeutung zu erfassen. Betrachtet man Selbstbeschreibungen der Moderne, dann überrascht, wie einerseits die Ausdifferenzierung der Sphären als zentrales Entwicklungsmoment betont, andererseits aber die Einheit des männlichen Subjekts geradezu obsessiv beschworen wird: Der „ganze Mann“ wurde als „intelligent, leidenschaftlich und handlungsfähig sowie als sexuell kontrolliert aktiv“ entworfen, integrierte demnach sowohl „männliche“ als auch „weibliche“ Eigenschaften, die im polaren Geschlechtermodell getrennt gedacht werden (Kessel 2001, S. 159f, S.332, Zitate S. 159 und Kessel 2003). Ein Vergleich zentraler Werke der Nationalgeschichtsschreibung soll zeigen, in welchen Beschreibungen spezifischer als historisch-politisch entworfener Situationen das polarisierte Muster auftauchte oder aber Ganzheitskonstruktionen die Texte strukturieren, die die implizite Abhängigkeit, welche Gegensatzpaare immer auch mit sich bringen, nicht auflöste, aber narrativ noch eindeutiger verschwinden ließ. So erscheint Friedrich II. z.B. bei Johann Gustav Droysen als derjenige, der auch widersprüchliche Elemente der „deutschen Nation“ und seines Zeitalters in sich vereinen und somit zum narrativ-imaginären Ausgangspunkt der nationalen Einigungsbestrebungen im 19. Jahrhundert werden kann (Droysen 1874, S. 36; vgl. allgemein Baumgartner 1997). Konkret geht es um die Frage, über welche sprachlichen Inklusions- und Exklusionsverfahren die Historiographie, die auf die Herstellung nationaler Einheit orientiert war, Geschichte, Staat und vor allem das männliche Subjekt als einheitlich-ganzheitliche und gerade deshalb politisch effektive Einheit herstellte.

Literatur

- Baumgartner, Hans Michael: *Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft*, Frankfurt a.M. 1997.
- Berger, Stefan: *Geschichten von der Nation. Einige vergleichende Thesen zur deutschen, englischen, französischen und italienischen Nationalgeschichtsschreibung seit 1800*, in: Conrad, Christoph/Conrad, Christoph (Hgg.): *Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich*, Göttingen 2002, S. 49-77.
- Droysen, Johann Gustav: *Geschichte der Preußischen Politik*, 5. Teil: *Friedrich der Große*, 1. Band, Leipzig 1974.
- Epple, Angelika: *Empfindsame Geschichtsschreibung. Eine Geschlechtergeschichte der Historiographie zwischen Aufklärung und Historismus* (= *Beiträge zur Geschichtskultur*, Bd. 26), Köln u.a. 2003.
- Fisch, Stefan: *Erzählweisen des Historikers. Heinrich von Treitschke und Thomas Nipperdey*, in: Hardtwig, Wolfgang/Brandt, Harm-Hinrich (Hgg.): *Deutschlands Weg in die Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur im 19. Jahrhundert*, München 1993.
- Fulda, Daniel: *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung, 1760-1860* (= *European Cultures. Studies in Literature and the Arts*, Bd. 7), Berlin/New York 1996.

- Fulda, Daniel: Hat Geschichte ein Geschlecht? Gegenderte Autorschaft im historischen Diskurs, in: Deines, Stefan/Jaeger, Stephan/Nünning Ansgar (Hgg.): Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte, Berlin/New York 2003, S. 185-201.
- Ginzburg, Carlo: Veranschaulichung und Zitat. Die Wahrheit der Geschichte, in: Wie Geschichte geschrieben wird. Mit Beiträgen von Fernand Braudel, Lucien Febvre, Arnaldo Momigliano u.a., Berlin 1998, S. 85-102.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 21), Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Hausen, Karin: Geschichte als patrilineare Konstruktion und historiographisches Identifikationsangebot. Ein Kommentar zu Lothar Gall, Das Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989, in: L'Homme, Jg. 8, Nr. 1, 1997, S. 109-131.
- Hausen, Karin: Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: Medick Hans/Trepp Anne-Charlott (Hgg.): Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 5), Göttingen 1998, S. 17-55.
- Kessel, Martina: Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. zum frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2001.
- Kessel, Martina: The „Whole Man“: The Longing for a Masculine World in Nineteenth-Century Germany, in: Gender & History, Jg. 15, 2003, S. 1-31.
- Landwehr, Achim: Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse (= Historische Einführungen, Bd. 8), Tübingen 2001.
- Lämmert, Eberhard: Bauformen des Erzählens, 8. unveränderte Auflage, Stuttgart 1993 (1. Aufl. ebd., 1955).
- Middell, Matthias/Gibas, Monika/Hadler, Frank (Hgg.): Zugänge zu historischen Meistererzählungen (= Comparativ, Jg. 10, H. 2.), Leipzig 2000.
- Mills, Sara: Feministisches Close Reading, in: Feministische Studien, Jg. 2, 1990, S. 71-87.
- Pomata, Gianna: Partikulargeschichte und Universalgeschichte – Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte, in: L'Homme, Jg. 2, Nr.1, 1991, S. 5-44.
- Ranke, Leopold von: Zwölf Bücher Preussische Geschichte (= Gesamtausgabe der Deutschen Akademie. Leopold von Ranke's Werke, hg. von Paul Joachimsen), hg. von Georg Kuntzel, Band I-III, München 1930.
- Rüsen, Jörn: Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte, Köln/Weimar/Wien 2001.
- Schulte, Regina: „Der Aufstieg der konstitutionellen Monarchie und das Gedächtnis der Königin“, in: Historische Anthropologie Jg. 6, Nr. 1, 1998, S. 76-103.
- Smith, Bonnie G.: The Gender of History. Men, Women, and Historical Practice, Cambridge, London 1998.

Svenja Ruhrberg

Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie,

Arbeitsbereich Geschlechtergeschichte

Postfach 100131, 33501 Bielefeld

Email: svenja.ruhrberg@uni-bielefeld.de

Ein Viertel Jahrhundert interdisziplinäre Gender-Seminare an der Fakultät für Pädagogik von Ruth Großmaß und Christiane Schmerl

Wie es anfing: eine Philosophin und eine Psychologin werden durch einen jener seltenen Männer, die Geschlechterfragen für ernstzunehmende Themen halten (ja, es gibt sie!), zusammen gebracht, um einer für Geschlechterfragen recht blinden Wissenschaft – hier der Philosophie – auf die Füße und zu ersten Gebversuchen zu helfen: nämlich den Studierenden des Faches Philosophie Lehrangebote zu Geschlechterperspektiven der eigenen Disziplin zu machen.

Im Wintersemester 1978/79 begann die Zusammenarbeit von Ruth Großmaß und Christiane Schmerl mit der Lehrveranstaltung „Beiträge der Philosophie zur Geschlechterideologie“ – eine Kooperation, die sich als erfolgreich, kontinuierlich und ständig nachgefragt erweisen sollte.

Studentinnen der Abteilung Philosophie der damaligen PPP-Fakultät (Pädagogik, Philosophie, Psychologie) hatten kritisiert, dass das Verhältnis der Geschlechter in Forschung und Lehre nicht thematisiert wurde und hatten Veranstaltungsangebote eingefordert, in denen die wissenschaftlichen Interessen der Studierenden zum Thema „Geschlecht“ Berücksichtigung finden. Jürgen Frese, in jenem Semester Vorsitzender des Abteilungsausschusses Philosophie, machte sich auf die Suche nach möglichen Veranstalterinnen, die zu diesem Zeitpunkt nur außerhalb der Abteilung Philosophie zu finden sein würden. Er sprach Ruth Großmaß und Christiane Schmerl an, die sich dieser Aufgabe gemeinsam annahmen.

Mit den für das Seminarprojekt gewonnenen Veranstalterinnen war von Anfang an Interdisziplinarität gegeben – Ruth Großmaß, Fachphilosophin und den Studierenden der Abteilung Philosophie bereits durch mehrere Lehraufträge bekannt, war an der Universität Bielefeld hauptamtlich in der Beratung tätig und von daher auch mit gruppenpädagogischen und therapeutischen Konzepten vertraut; Christiane Schmerl, Hochschullehrerin an der Abteilung Pädagogik mit dem Schwerpunkt „Sozialisationsforschung“ brachte einen Forschungshintergrund aus Psychologie und Soziologie mit. Beide waren zudem frauenpolitisch engagiert – Ruth Großmaß verantwortlich für den Arbeitsschwerpunkt „Frauen“ in der Zentralen Studentenberatung und in den Fachverbänden um die Etablierung des Themas bemüht; Christiane Schmerl Mitbegründerin und Vorstandsfrau des Bielefelder Frauenhauses.

Dieser personelle Hintergrund des Seminarprojektes – engagierte Studentinnen und Veranstalterinnen, die ähnliche Interessen und sich ergänzende Kompetenzen verbanden – führte relativ schnell dazu, dass in diesen Seminaren nicht nur gelehrt und gelernt, sondern forschend gelernt und lehrend geforscht wurde. Obwohl zunächst nicht mit Langzeitperspektive geplant, wurde schnell deutlich, dass Anschlussveranstaltungen naheliegend, interessant und nachgefragt waren. In den ersten Semestern ergaben sich die Themen eines folgenden Seminars aus den Fragen, die im vorhergehenden entstanden waren; später etablierte sich ein Rhythmus aus einführenden Veranstaltungen (für die nachwachsenden Studiengenerationen) und dem Aufgreifen aktueller Kontroversen in sozialwissenschaftlicher Theorie und pädagogischer Praxis. Nicht nur das Lehrkonzept der Veranstalterinnen war interdisziplinär angelegt, auch auf Seiten der Teilnehmerinnen waren die Seminare interdisziplinär: sie wurden von Philosophie- und Pädagogik-

studentinnen besucht, aber auch von Studentinnen der LiLi-Fakultät, von Soziologinnen, Psychologinnen und Historikerinnen; Lehramtsstudentinnen verschiedener Fachrichtungen und auch einzelne Naturwissenschaftlerinnen nahmen regelmäßig teil. Ab Mitte der 1980er Jahre kamen interessierte männliche Studierende hinzu, die aber in der Minderheit blieben.

Da die Abteilung Philosophie sehr schnell das Interesse an dem Unternehmen verlor bzw. sich in ermüdender Beharrlichkeit damit beschäftigte, ob dies Philosophie sei, gaben die Veranstalterinnen die Anbindung an die Abteilung auf. Die Seminare bezogen dennoch weiter philosophische und kulturtheoretische Aspekte ein und das Projekt entwickelte sich wegen anhaltender Nachfrage und der Aktualität der behandelten Geschlechterthemen zu einer festen Institution der – inzwischen – Fakultät für Pädagogik. An der interdisziplinären Zusammensetzung der Teilnehmerinnen änderte die institutionelle Zuordnung zur Pädagogik nichts.

Blickt man auf die nebenstehende Übersicht der Seminarthemen aus 25 Jahren, dann sind vor allem drei Punkte hervorzuheben:

Die bearbeiteten Themen zeichnen sich durch eine große Vielfalt aus; sie reichen von der Kritik einzelner Wissenschaftsdisziplinen über die Reflexion pädagogischer Praxis bis zur Untersuchung gleichstellungspolitischer Strategien – das große Spektrum von Fragestellungen, die durch „Gender“ berührt und gestaltet, durch feministische Kritik und frauenpolitische Arbeit verändert wurden, lässt sich hier ablesen.

Die Übersicht zeigt auch, dass es Themen gibt, die sich mit leicht geänderten Akzenten wiederholen und offenkundig in der Arbeit mit aufeinander folgenden Generationen von Studentinnen immer wieder erneut bearbeitet werden müssen: die lange Entstehungsgeschichte des „feministischen Bewusstseins“ (seit dem 12. Jahrhundert); die

Die Titel der Seminare von 1979 - 2004 waren:

- WS 1979/80: Beiträge der Philosophie zur Geschlechterideologie
- SS 1980: Beiträge der Philosophie zur Geschlechterideologie II
- WS 1980/81: Feministische Utopien und alternative Kulturkonzepte aus der neuen Frauenbewegung
- SS 1981: Frauenbilder in der klassischen Mythologie: Ideologie kritische Analysen zur philosophischen Anthropologie
- WS 1981/82: (zusammen mit Cordula Ritter) Sozialisationsprozesse aus der Sicht der Kulturanthropologie
- WS 1982/83: (zusammen mit Cordula Ritter) Anthropologische Grundlagen des therapeutischen Menschenbildes
- SS 1983: Beiträge der Philosophie zur Geschlechterideologie I
- WS 1983/84: Beiträge der Philosophie zur Geschlechterideologie II
- WS 1984/85: (zusammen mit Jürgen Frese und Hilge Landweer) Die Absenz des Geschlechterdimorphismus in anthropologischen Theorien
- SS 1985: (zusammen mit Jürgen Frese und Hilge Landweer) Neuere Beiträge zur Kritik des Androzentrismus in Sozialwissenschaften und Philosophie
- WS 1985/86: (zusammen mit Jürgen Frese und Hilge Landweer) Androzentrismus in Sozialwissenschaften und Philosophie II
- SS 1986: (zusammen mit Jürgen Frese) Familie und Geschlechterideologie in soziologischen und psychologischen Forschungsprogrammen
- WS 1986/87: (zusammen mit Jürgen Frese) Androzentrismuskritik (Kolloquium über laufende Forschungsarbeiten)
- SS 1987: Neuere Beiträge zur Geschlechteranthropologie
- WS 1987/88: Geschlecht und Wissenschaft
- SS 1988: Denktraditionen der Frauenbewegungen
- WS 1988/89: Gleichheit versus Differenz in den Bildungs- und Emanzipationskonzepten der Frauenbewegung
- SS 1989: Alternative Kulturkonzepte des Feminismus
- WS 1989/90: Alternative Kulturkonzepte des Feminismus II
- SS 1990: Kulturanthropologische Beiträge zur Geschlechterdifferenz
- WS 1990/91: Kulturanthropologische Beiträge zur Geschlechterdifferenz II
- WS 1991/92: Feministische Wissenschaftskritik in der Diskussion um Bildung und Forschung
- SS 1992: Zur Orientierungsleistung von Bildern I
- WS 1992/93: Zur Orientierungsleistung von Bildern II
- SS 1993: Feminismus und Postmoderne
- WS 1993/94: Feministische Psychologie: Eine Zwischenbilanz
- SS 1994: Feministische Psychologie II
- WS 1994/95: Das Entstehen eines feministischen Bewusstseins in Europa
- SS 1995: Wissenschaft und Geschlecht – methodische Grundlagen der Frauenforschung
- SS 1996: Beiträge der Kulturanthropologie zur Geschlechterdiskussion

WS 1996/97:	Beiträge der Kulturanthropologie zur Geschlechterdiskussion II
SS 1997:	Geschlechtsspezifische Sozialisation: „Sex“ und „Gender“ in der Diskussion
WS 1997/98:	Produktion von Geschlechterdifferenz: Theorieansätze und Alltagskultur
SS 1998:	Frauen- und Mädchenprojekte in pädagogischen Handlungsfeldern
WS 1998/99:	Idole, Ikone, Imagination: Frauenbilder in Sozialwissenschaften und Kulturgeschichte
WS 1999/00:	Das Entstehen eines feministischen Bewusstseins in Europa
WS 2000/01:	Thematisierung von Geschlecht in der 2. Frauenbewegung
WS 2001/02:	Bildung, Rechte, Geschlechteremanzipation – Klassikerinnen des Feminismus im 20. Jahrhundert
SS 2002:	Von der Frauenforschung zu den Gender-Studies: Zum Verhältnis von Wissenschaft und Geschlecht
WS 2002/03:	Wissenschaften als Konstrukteure von Geschlechterbildern
SS 2003:	„Transgender“ im kulturanthropologischen Vergleich
SS 2004:	Gender Mainstreaming in pädagogischen Handlungsfeldern

Analyse, Kritik und Reflexion von Geschlechterbildern in Wissenschaft und kultureller Praxis; sowie die kulturanthropologische Relativierung moderner Geschlechterverhältnisse. – Eine Erfahrung der Ersten Frauenbewegung, die die Vertreterinnen der Neuen Frauenbewegung noch erstaunt zur Kenntnis genommen hatten, wiederholt sich im Kleinen: Erkenntnisse und erarbeitete Wissensstände, die nicht aktiv bewusst gehalten werden, sind nicht etwa, wie man denken könnte, selbstverständlich geworden, sondern stehen nicht mehr zur Verfügung.

Und schließlich belegen die Seminarthemen, die sich an jeweils aktuellen Kontroversen in Sozialwissenschaft und Theoriebildung abarbeiten, dass es sehr wohl möglich ist, auch in grundständigen Seminaren forschungsnah zu lehren und zu arbeiten.

Dass die Kontinuität dieses ehrgeizigen Projektes keine Selbstverständlichkeit akademischen Lehrens darstellt – auch nicht im Bereich engagierter Arbeit an Gender-

themen – zeigt ein Blick in den universitären Alltag. Und so stellt sich die Frage: Gibt es ein Geheimnis in dieser über 25 Jahre reichenden erfolgreichen Kooperation?

Das „Geheimnis“ einer so langen und erfolgreich angebotenen wie nachgefragten Seminarreihe ist nicht besonders mysteriös, sondern scheint in einigen benennbaren Faktoren zu liegen: Die Seminare wurden von Ruth Großmaß und Christiane Schmerl stets im Team-Teaching-Stil durchgeführt, wodurch sich die ideale Ergänzung und

Überschneidung der beiden Veranstalterinnen in ihren Disziplinen wie in ihrem Arbeitsstil für die Teilnehmerinnen als sehr anschaulich, leicht nachvollziehbar und vor allem abwechslungsreich und gut konsumierbar darstellte: Zwei gescheite Frauen kollaborieren mit ihren Talenten öffentlich anschaulich, spielen sich gegenseitig und den Studierenden die Bälle zu, nehmen sie aus dem Plenum wieder auf und bringen mit verteilten Rollen und aus unterschiedlichen Perspektiven die Dinge auf den Punkt. Sie vermitteln somit dem Seminar nicht nur einen furor academicus, sondern auch Freude und Begeisterung an Erkenntnissen und ihrer Bedeutung in den Niederungen der Praxis. Sie inspirieren auf leichthändige Weise die Studierenden dazu, sich Fragen und Stoffe zu eigen zu machen. Nicht zufällig sind aus diesen kooperativen Seminare drei Buchprojekte entstanden, die mit den Studierenden der Seminare gemeinsam verfasst



Die Firma Großmaß/ Schmerl im 20. Jahr (10.02.2000)

Die Firma Großmaß/ Schmerl im 20. Jahr (10.02.2000)

wurden („Philosophische Beiträge zu Frauenforschung“ 1981; „Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck – Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien“ 1989; „Leitbilder, Vexierbilder und Bildstörungen – über die Orientierungsleistung von Bildern in der feministischen Geschlechterdebatte“ 1996).

Christiane Schmerl

Humanistisches Gymnasium in Bremen und Köln;
Psychologiestudium in Bonn und Hamburg,
von 1969-1973 Assistentin am Psychologischen
Institut der Universität Mainz, dort auch Promotion
in Sozialpsychologie; von 1973 – 1978 Assistentin an
der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld;
Habilitation in Sozialpsychologie an der Universität
Osnabrück; von 1978 – 2005 Professorin für den
Bereich allgemeine Pädagogik mit dem Schwerpunkt
außerschulische und defizitäre Sozialisation an der
Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld.
Veröffentlichungen in den Bereichen Einstellungs-
forschung, Massenmedien, Sozialisation, Frauen-
und Geschlechterforschung, Wissenschaftskritik.



Dass dieses Team-Teaching und die dazugehörige arbeitsaufwändige Vorbereitung auch von Seiten der Veranstalterinnen auf Dauer erfolgreich und vergnüglich blieb, hat neben (wachsender) persönlicher Sympathie vor allem die folgenden Gründe: Die Kooperation war und blieb freiwillig (es gab keine institutionellen Abhängigkeiten); die Seminare entstanden aus dem Interesse an der Sache und waren auch für die Veranstalterinnen ein Lernfeld – und dies im doppelten Sinne: durch das immer wieder neue Erarbeiten von Themen und durch das Lernen von einander. Gerade die im Seminar immer wieder gelungene Verknüpfung von Theoriebildung und sozialwissenschaftlicher Empirie hatte ihre Basis auch darin, dass die eine ihre geisteswissenschaftliche Verachtung für die Niederungen des Empirischen aufgab und die andere auch philosophische Texte zunehmend für lesbar hielt.

In den 1980er und 1990er Jahren haben Ruth Großmaß und Christiane Schmerl außer ihren Gender-Seminaren noch andere wissenschaftliche Frauenprojekte gefördert und aktiv begleitet. Christiane Schmerl spielte in den Gründungs-, Start- und Konsolidierungsphasen des IFF (ab 1980 „Universitätsschwerpunkt Frauenforschung“, von 1982 bis 1992 „Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung“) eine zentrale Rolle, weil sie in der kritischen Anfangszeit die einzige Professorin in der IFF-Arbeitsgruppe war und deshalb für Rektorat wie NRW-Wissenschaftsministerium als bevorzugte Ansprechpartnerin fungierte. Sie hat den IFF-Rahmenplan als maßgebliche Autorin gestaltet, als IFF-Vorstandsmitglied (ab 1982) und als Vorsitzende des Senatsausschusses für die/das IFF (ab 1992 „Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum“) oft genug Feuerwehr für „ihr Kind IFF“ gespielt. Ruth Großmaß trat für die/das IFF als gefragte Supervisorin und aktive Beraterin bei internen Konflikten, konzeptionellen Entwürfen und politischen Strategien als Support-Leisterin und erfolgreiche Diplomatin in Aktion.

Dieses Engagement in Form von aktiver Geburtshilfe und kritischer Begleitung brachten beide auch für die 1988 von Ilse Brehmer erkämpften „Frauenstudien“ auf,

die als interdisziplinärer Studiengang mit eigenem akademischen Abschluss seit 1995 unter der interfakultativen Federführung der Fakultät für Pädagogik fest etabliert sind.

Schließlich haben Ruth Großmaß und Christiane Schmerl sich zusätzlich als Redaktionsmitglieder der „Psychologie und Gesellschaftskritik“ amüsiert, indem sie als einzige Redaktionsfrauen diese wissenschaftskritische Zeitschrift in den 1980er und 1990er Jahren entscheidend mitgestalteten und ganz nebenbei fünf Frauen-Schwerpunkthefte herausgaben (1983, 1986, 1989, 1991, 1994), die den innovativen Stellenwert einer



Ruth Großmaß

Neusprachliches Mädchengymnasium in Bochum;
Philosophie- und Germanistikstudium in Bochum
und Marburg; Tutorenausbildung im Studienbüro
der Universität Bochum, Weiterbildung und
Verbandsarbeit im Gruppendynamik-Verband AGiB;
seit 1976 Mitarbeiterin der ZSB Bielefeld
(Schwerpunkte: Frauen, Studientechniken);
1976 Erweiterungsprüfung Pädagogik;
1999 Promotion an der Fakultät für Pädagogik,
Universität Bielefeld über psychosoziale Beratung;
seit 2004 Professorin für Ethik der Sozialen Arbeit
an der Alice-Salomon-Fachhochschule in Berlin.
Veröffentlichungen in den Bereichen
Beratungsforschung, Identitätskonstruktion,
kulturelle Bilder, Frauen- und Geschlechterforschung.

multidisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung anschaulich vorführen.

Ruth Großmaß und Christiane Schmerl werden sich auf ihren Lorbeeren nicht ausruhen, aber sich beruflich verändern, so dass im vergangenen Sommersemester 2004 ihr letztes gemeinsames Seminar stattgefunden hat – zumindest an der Universität Bielefeld.

Ruth Großmaß orientiert ihren wissenschaftlichen Arbeitsschwerpunkt seit 2004 als Professorin nach Berlin; Christiane Schmerl verlagert ihre feministische Giftküche ab November 2005 nach Dresden.

*Prof. Dr. Christiane Schmerl
Fakultät für Pädagogik,
Universität Bielefeld,
Postfach 100131, 33501 Bielefeld,
Email: sigrid.ward@uni-bielefeld.de*

*Prof. Dr. Ruth Großmaß,
Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin,
Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin,
Email: grossmas@asfb-berlin.de*

Neuwahl Gleichstellungsbeauftragte

Uschi Baaken, Veronika Schmidt-Lentzen und Nadine Telljohann bilden das neue Team

Auf Vorschlag der weiblichen Mitglieder der Universität wählte der Senat im letzten Jahr die Gleichstellungsbeauftragte und ihre Stellvertreterinnen für vier Jahre (Studentin zwei Jahre). Weil Uschi Baaken ihre zweite Amtszeit antritt, ist sie inzwischen in der Universität gut bekannt. Deshalb stellen sich im folgenden die Neuen bzw. neu wieder einsteigenden Akteurinnen der Gleichstellungspolitik vor:

Nadine Telljohann

Ich bin 26 Jahre alt und studiere Diplom-Pädagogik an der Universität Bielefeld. Seit ca. 5 Jahren bin ich im Frauencafe Anaconda aktiv und Mitfrau in der Kunst- und Kulturgruppe, die sich vor ca. 4 Jahren gründete und kulturelle Veranstaltungen in den Räumen des Anacondas organisiert.

In meinem Studium habe ich mich mit aktuellen politischen und wissenschaftlichen Diskursen im Bereich der Geschlechterforschung auseinandergesetzt. Seit Mai 2003 arbeite ich im Frauenbüro der Universität Bielefeld als Referentin der Gleichstellungsbeauftragten für studentische Angelegenheiten.



Von links nach rechts: Veronika Schmidt-Lentzen, Uschi Baaken und Nadine Telljohann

Veronika Schmidt-Lentzen

Das Amt und die Aufgaben der Gleichstellungsbeauftragten sind mir nicht ganz fremd. Von 1989 bis 1997 war ich als Frauenbeauftragte der Universität Bielefeld im Amt. Was heute in Gleichstellungsgesetzen, Frauenförderungs- und Gleichstellungsplänen verankert und geregelt ist, verdanken wir zum großen Teil den engagierten, starken, diplomatischen, hartnäckigen, kämpferischen und listigen Frauen der Universität, die durch ihre Mitarbeit in vielen Gremien und in ihren Arbeitsbereichen für eine gerechtere (Uni)-Welt gekämpft haben.

Die Generation meiner Töchter kennt die Kämpfe und Auseinandersetzungen um Gleichberechtigung nur noch aus den Erzählungen. Ganz selbstverständlich gehen sie von ihrer Gleichberechtigung und gleichen Chancen aus. Das faktisch immer noch ein Unterschied besteht, erleben viele erst mit Eintritt in das Berufsleben nach dem Studium.

*Die Gleichstellungsbeauftragten
Universität Bielefeld,
Postfach 100131, 33501 Bielefeld,
Email: frauenbuero@uni-bielefeld.de*

Sandra Glammeier

Gewalt gegen Frauen vor dem Hintergrund traditioneller heterosexueller Paarbeziehungskonstruktionen

Bereits in den 1970er Jahren hatte die zweite Frauenbewegung das Problem „Gewalt gegen Frauen“ öffentlich gemacht und verdeutlicht, dass Gewalt mit Geschlecht im Zusammenhang steht und dass es sich bei Gewalt gegen Frauen eher um eine Normverlängerung als um eine Normverletzung handelt (Hagemann-White 1992, S. 10). Während die Unterstützung betroffener Frauen durch die autonome Frauen(haus)bewegung zunächst noch in Opposition gegen staatliche Institutionen und politische Entscheidungsträger geleistet wurde, entwickelt sie sich seit einigen Jahren mehr und mehr zu einer inter-institutionellen Zusammenarbeit, welche ganz unterschiedliche Institutionen auf verschiedenen Ebenen wie Bundes- und Landesministerien, Polizei, Ämter, Justiz, Frauenprojekte und andere Stellen des psychosozialen Bereichs zusammenführt.¹

1 Vgl. zu den Ergebnisse der Wissenschaftlichen Begleitung der Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt (WiBIG) Kavemann u.a. (2001) und Hagemann-White u.a. (2004).

Neuere Entwicklungen im Hilfe- und Interventionssystem im Bereich häuslicher Gewalt wie der Aufbau von Interventionsprojekten, das Inkrafttreten des Gewaltschutzgesetzes am 1.1.2001, die Möglichkeit eines mehrtätigen polizeilichen Platzverweises des Täters oder eines pro-aktiven Beratungsansatzes für die Opfer in einigen Bundesländern gehen mit einer deutlichen Verbesserung der Unterstützungssituation gewaltbetroffener Frauen einher.

2 Vgl. zu den Ergebnissen Schröttle/Müller (2004), Müller/Schröttle (2004).

Dennoch gilt: Das Ausmaß von Gewalt gegen Frauen ist nach wie vor groß, wie auch in der kürzlich veröffentlichten repräsentativen Hauptstudie² des Projekts „Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland“³ aufgezeigt werden konnte. Das Projekt wurde von 2002 bis 2004 im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Frauen, Senioren und Jugend am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) der Universität Bielefeld durchgeführt. Eine bundesweite Befragung von 10.000 Frauen zeigte, dass jede vierte Frau (25%) schon körperliche oder sexuelle Übergriffe in Paarbeziehungen erlebt hat und jede siebte Frau (13%) sexuelle Gewalt durch Fremde, Bekannte oder Partner. Vor dem Hintergrund der neueren Interventionsentwicklungen einerseits und des Ausmaßes der Gewalt gegen Frauen andererseits wurde mit einem weiteren qualitativen Untersuchungsteil anhand von Gruppendiskussionen (vgl. Glammeier/Müller/Schröttle 2004) eine vertiefende Sicht in den Unterstützungsbedarf gewaltbetroffener Frauen ermöglicht. Im Mittelpunkt dieser qualitativen Teilstudie standen die Fragen, wo die betroffenen Frauen selbst die Schwerpunkte für notwendige unterstützende Veränderungen im Hilfesystem legen und ob ihre Perspektive den Blick auf Bereiche von Unterstützungsbedarf freigibt, die bisher weniger Berücksichtigung fanden.

3 Das Projekt umfasste drei Studienteile (Kurzfassung der Ergebnisse in: BMFSFJ 2004):

In der repräsentativen Hauptuntersuchung wurden in Kooperation mit infas von Februar bis Oktober 2003 auf der Basis einer repräsentativen Gemeindestichprobe über 10.000 Frauen in ganz Deutschland umfassend zu ihren Gewalterfahrungen, zu ihrem Sicherheitsgefühl und zu ihrer psychosozialen und gesundheitlichen Situation befragt.

Zum anderen wurden in Kooperation mit anderen Fachhochschulen und

Um sich diesen Fragen anzunähern, wurden im Rahmen des Forschungsprojektes sieben Gruppendiskussionen mit gewaltbetroffenen Frauen durchgeführt, in denen unter anderem über Schwierigkeiten bei der Beendigung einer gewaltförmigen Beziehung bzw. über Hemmschwellen bei der Unterstützungssuche, über Erfahrungen mit und Wünsche an Unterstützung durch professionelle Stellen oder das soziale Umfeld diskutiert wurde. Im Mittelpunkt standen die Bereiche der Gewalt durch Partner, welche leichte und schwere körperliche, sexualisierte oder psychische Gewalt mit einschloss, und auf sexualisierte Gewalt durch Fremde oder Bekannte. Für alle Diskussionsgruppen wurden sowohl Frauen eingeladen, die bereits institutionelle Unterstützung

erfahren hatte, als auch Frauen, die sich bisher an niemanden gewendet hatten und teilweise noch mit dem gewalttätigen Partner zusammenlebten.⁴ Zusätzlich zu den allgemeinen Fragen wurden gruppenspezifisch bestimmte Zusatzthemen in den Blick genommen und entsprechend Frauen eingeladen, die beispielsweise hauptsächlich psychische Gewalt durch den Partner erlebten, Frauen mit Migrationshintergrund, Frauen mit Kindern, Frauen, die in ländlichen Gebieten lebten, und Frauen, die eine gewaltförmige Beziehung auf Dauer beenden konnten.

In allen Fokusgruppen wurde deutlich, dass traditionelle Geschlechterbilder und Beziehungswünsche einen großen Einfluss auf die Unterstützungssuche und die Möglichkeit bzw. Schwierigkeiten der Beendigung einer gewaltförmigen Beziehung haben. Aufgrund der Bedeutung dieses Aspektes im Hinblick auf Gewaltprävention und Intervention aus der Perspektive der gewaltbetroffenen Frauen wird dieser im Folgenden eingehender dargestellt.

1. Implikationen des heterosexuellen Paarbeziehungskonzepts

Gewalt gegen Frauen innerhalb und außerhalb von Paarbeziehungen findet auf der Basis eines Geschlechterverhältnisses statt, das diese Gewalt ermöglicht und normalisiert.⁵ Die Frage nach der gesellschaftlichen Grundlage von Gewalt, die sich auf die individuelle Biographie auswirkt, wurde von den Teilnehmerinnen der Gruppendiskussionen unter anderem als „Vorbereitung, dass Gewalt möglich ist“ angesprochen. In diesem Zusammenhang thematisierten sie auch die Schwierigkeiten, Gewalt als solche zu erkennen, Grenzen zu setzen und wahrzunehmen:

„(...) die Tragweite der Vorbereitung, dass Gewalt möglich ist! Und dass man es gar nicht schnallt [...] Dass man das überhaupt mal zum Thema macht. Grenzen setzen dürfen. Und zu wissen, wo und wann. Und dass ich da ein Recht habe und ein Gefühl. Und dann kann ich auch erst ein Gefühl für meinen Körper entwickeln.“⁶

Diese „Vorbereitung“ zum Thema zu machen, hielten einige der gewaltbetroffenen Frauen, die in unseren Diskussionsgruppen über Unterstützung für betroffene Frauen diskutierten, für notwendig, um dem Problem zu begegnen. Aus der Forschungsperspektive ist die weitere Analyse der gesellschaftlichen Grundlagen für Gewalt gegen Frauen wichtig, wie sie sowohl auf der Ebene des Individuums und der sozialen Beziehungen als auch auf der Ebene der politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen der Gesellschaft sichtbar werden. Im Rahmen unserer Studie fiel die Bedeutung und die Notwendigkeit einer Thematisierung gewaltbegünstigender Aspekte kultureller Geschlechterkonstruktionen und heterosexueller Paarbeziehungskonzepte besonders ins Auge.

Das traditionelle Konzept heterosexueller Paarbeziehungen⁷ beinhaltet unter anderem die Vorstellung, dass persönliches Glück nur in einer heterosexuellen, monogamen Beziehung gefunden werden kann, andere nicht sexuelle Beziehungen treten dahinter zurück. Der Mann gilt als „Familienernährer“ und damit implizit als berechtigt, Ansprüche zu stellen oder zu verwehren. Für die Beziehungsqualität sind die Frauen zuständig, sie leisten die entsprechende Beziehungsarbeit. Die Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit erfolgt komplementär. Auf verschiedene Weisen und in ganz unterschiedlichen Diskussionsteilen der Fokusgruppen wurden Elemente dieses Konzeptes implizit und explizit aktualisiert. Der Aspekt der Selbstaufgabe der Frau zieht sich dabei wie ein roter Faden durch die Äußerungen der Teilnehmerinnen.

1.1 Die Exklusivität der heterosexuellen Paarbeziehung als Folie für Isolation, Kontrolle und Abhängigkeit

„Am Anfang war das die große Liebe. Und dann waren wir froh, dass wir zusammen waren und haben abends gekocht. Und irgendwann wurde das zur Selbstverständlichkeit. Und irgendwann

Universitäten im Rahmen von Forschungsseminaren kleinere Teilpopulationen-Erhebungen bei Prostituierten, Asylbewerberinnen und inhaftierten Frauen durchgeführt, um auch die Gewaltbetroffenheiten bei diesen möglicherweise besonders gefährdeten Bevölkerungsgruppen zu erfassen.

Die Studie umfasst darüber hinaus einen qualitativen Untersuchungsteil, dessen empirische Basis aus Gruppendiskussionen mit Frauen bestand, die selbst von Gewalt betroffen sind oder waren. In den Gruppendiskussionen wurde der konkrete Unterstützungs- und Hilfebedarf gewaltbetroffener Frauen aus der Betroffenenperspektive thematisiert, um weitergehende Informationen zur (Weiter-)Entwicklung von Prävention, Hilfe und

4 Die Diskussionen mit durchschnittlich sieben Teilnehmerinnen wurden auf Tonband aufgenommen und transkribiert. Unsere inhaltsanalytische Auswertungsmethode lehnte sich an der deskriptiv-reduktiven Analyse der Cut-and-Paste-Technik (Krueger/Casey 2000) an. Dabei ordneten wir dem Datenmaterial Kategorien zu, die wir teilweise aus unseren Forschungsfragen gebildet hatten und teilweise aufgrund des Materials neu entwickelten. Details zur Methode der Datenerhebung und -auswertung sowie zum Sample sind in Glammer/ Müller/Schrötte (2004) dokumentiert.

5 Den Blick auf die Normalisierung zu richten, bedeutet auch, nach der gesellschaftlichen Erlaubnis dieser Gewalt (Hagemann-White 1993), nach der Mittäterschaft von Frauen (Thürmer-Robr 1989) und nach den zugrundeliegenden konstitutiven Normen des Geschlechterverhältnisses (Lundgren 1998) zu fragen. In diesem Sinne kann es sich bei Gewalt gegen Frauen zwar um eine Verletzung von regulativen Normen handeln, beispielsweise eine Verletzung von Gesetzen, von sozialen Konventionen oder ethischen Normen, sie muss jedoch nicht notwendigerweise eine Verletzung von konstitutiven Normen darstellen.

6 Dieses und alle weiteren angeführten Zitate stammen von Teilnehmerinnen aus den durchgeführten Diskussionsgruppen mit gewaltbetroffenen Frauen

7 Zur Konstruktion von Paarbeziehungen vgl. z.B. Koppetsch/Burkart (1999); Minnsen/Müller (1995); Hausen (1976)

8 Vgl. hierzu auch Minnsen/Müller (1995).

hatte ich gar keine Zeit mehr für meine Freunde. Und wenn ich dann mal gesagt habe: ‚Jetzt will ich mal meine Freunde besuchen‘ ‚Ach, komm, da machen wir lieber was anderes.‘ Auch wenn er sonst nie was mit mir gemacht hat. Aber an dem Tag, wo ich was vorhatte, wollte er grad was mit mir machen.“

Eine Teilnehmerin beschreibt in diesem Gesprächsausschnitt ihre Wahrnehmung des Beziehungsverlaufs. Mit leicht selbstironischem Ton bezeichnet sie den Anfang ihrer Beziehung als „die große Liebe“. Über ein ausschließliches Zusammensein mit dem Partner „froh“ zu sein, gehört in dieser Darstellung genauso dazu wie Versorgungsaspekte gemeinsam zu teilen, hier repräsentiert durch das Kochen. Dass dieses Arrangement zur „Selbstverständlichkeit“ wurde, erscheint in ihrer Äußerung mit Hilfe einer Passivkonstruktion als Prozess, der sich ihrer bewussten Entscheidung entzieht und einen Wendepunkt markiert, den sie erst jetzt im Nachhinein als einen solchen benennen kann. Scheinbar schleichend verlief in ihrer Wahrnehmung eine zunehmende Isolierung. Ihrem Wunsch, ihre Freunde zu besuchen, entgegnete ihr Partner stets mit einem Gegenvorschlag einer Aktivität in ausschließlicher Zweisamkeit. Diese Reaktion erscheint hier als systematische Isolation der Teilnehmerin durch den Partner, da sie seinen Wunsch nach einer gemeinsamen Aktivität als ausschließlich geknüpft an ihren Wunsch nach Kontakt zu Freunden beschreibt.

Kontakte zu FreundInnen werden vor dem Hintergrund der Ausschließlichkeit und dem Vorrang der Paarbeziehung gegenüber anderen Kontakten verhindert, was im Rahmen dieser Logik als legitim erscheint. Das gesellschaftliche Konstrukt einer nur auf zwei Personen konzentrierten Liebe beinhaltet unter anderem die Phantasie, wenn man/frau die andere Person liebt, brauche man keine anderen Menschen. Die Vorstellung, die Erfüllung aller Bedürfnisse könne durch die Partnerin oder den Partner geschehen⁸, kann Gewalt begünstigen, da sie soziale Isolation fördert. Das Bedürfnis nach der Pflege eigener Freundschaftsbeziehungen kann als Verrat an dieser exklusiven Paarbeziehung verstanden werden. Unter dem Versprechen, hier und nur hier das wirkliche Glück zu finden, kann die Bereitschaft entstehen, andere zuvor für sie wichtige Beziehungen und Aktivitäten aufzugeben. Das Kriterium der Ausschließlichkeit der Aufmerksamkeit auf den Partner verlangt im Extrem die Aufgabe der eigenen Person, was aufgrund komplementärer Geschlechterkonstruktionen jedoch hauptsächlich von Frauen verlangt wird. Mit dieser (Selbst-)Aufgabe wird Abhängigkeit vorbereitet.

Die Exklusivität der Beziehung geht häufig mit Kontrolle und Eifersucht einher. Selbst extreme Eifersucht kann im traditionellen Beziehungskonzept als ein Zeichen besonderer Liebe gedeutet werden und nicht als Besitzanspruch oder Kontrollversuch (vgl. Hearn 1998), wie das folgende Zitat einer Diskussionsteilnehmerin verdeutlicht: „Ich hab immer gedacht in jungen Jahren, Eifersucht ist Liebe, aber Eifersucht hat mit Liebe nichts zu tun. Und da hatte ich mich eigentlich sehr, sehr getäuscht.“

Die Eifersucht kann sich einerseits auf Kontakte zu anderen Männern beziehen, sich andererseits aber auch auf andere soziale Beziehungen oder Lebensbereiche ausdehnen, beispielsweise auf sportliche Aktivitäten, einen Beruf oder Freundinnen. Die Verbindungslinie zu Gewalt wird deutlich, wenn Eifersucht in extreme Kontrolle und Isolierung übergeht: „Das fing harmlos mit Eifersucht an. Und ging dann in eine permanente ganz üble Kontrolle über.“

Werden andere soziale Beziehungen, Aktivitäten oder Interessen mit oder ohne äußeren Druck durch den Partner von den Frauen aufgegeben, erhöhen sich die emotionalen und materiellen Abhängigkeiten und der Partner wird oftmals zur einzigen Bezugsperson. Dies kann in einer gewaltförmigen Beziehung in Kombination mit Überlebensangst und Täterbindung eine Unterstützungssuche und der Beendigung der Beziehung verhindern. So beschreibt eine Diskussionsteilnehmerin:

„Ich stand wirklich mutterseelenallein da. Er, der mich so fertig gemacht hat, geschlagen hat, hat dafür gesorgt, dass sich alle von mir distanzieren haben. [...] Er war trotz allem der einzige, der noch als Ansprechpartner für mich da war. Egal, wie er mit mir umgesprungen ist. Und ich hing an ihm und war vier Jahre mit ihm zusammen. Diese Hölle hab ich vier Jahre mitgemacht. Und wenn ich, wie gesagt, mal mit andren darüber sprach, dann hieß es, schmeiß ihn raus, geh, tu und mach. Aber die Angst, die Unsicherheit vor der Zukunft! Ich hatte sowieso in den vier Jahren meine ganze Kraft investiert in diese Beziehung. Ich hatte keinen Nerv und ich sah älter aus als meine eigene Mutter. Und dann hieß es, lass ihn gehen oder schmeiß ihn raus. Und ich war so klein mit Hut. [...] Ich konnte überhaupt nichts mehr machen, eigentlich wollte ich schon gar nicht mehr leben. [...] und dann den Gedanken an den allerletzten, für den ich überhaupt noch existiere, den auch noch zu verlieren im Grunde, das wollte ich nicht hören.“

1.2 Verhinderte Autonomie: Die verkindlichte Frau und die Übermutter

„Und mir ist erst viel später klar geworden, dass ich [...] einfach in die Obhut meines Mannes übergegangen bin. [...] Wo er immer gesagt hat: ‚Du, du willst gehen? Wohin willst denn du gehen? Wovon willst denn du leben?‘ Und er wusste ja, da ist ja wirklich nichts.“

Die durch das traditionelle Beziehungskonzept ermöglichte Abhängigkeit der Frau vom Partner kann auch verstärkt werden, indem eine verkindlichte Unselbstständigkeit der Frau konstruiert wird und/oder die sozialen und materiellen Rahmenbedingungen diese begünstigen. Dies kann sowohl für Frauen zutreffen, die noch nie die Möglichkeit sahen, ein eigenständiges Leben zu führen, als auch für Frauen, die erst im Laufe der Beziehung ihre Eigenständigkeit verlieren. Einerseits kann die derart hergestellte Abhängigkeit Gewalt begünstigen, andererseits verstärkt Gewalt diese Abhängigkeit, denn sie beeinträchtigt unter anderem das Selbstbewusstsein der Frauen. Das folgende exemplarische Zitat zeigt dies eindrücklich:

„Ich war mir so unsicher. Schaff ich das [eine Trennung] ? Kann ich das? Was passiert dann? Das war irgendwie unerträglich. Also es wurde [...] auch immer mehr. Und dass man richtig schon Angst hatte, den Weg zu wagen.“

Während in manchen Beziehungen der Aspekt des kindlich Unselbstständigen im Vordergrund stand, wurde in anderen Beziehungen auch der Aspekt der Fürsorglichkeit gegenüber dem Partner sichtbar. Darüber hinaus können innerhalb ein und derselben Beziehung beide Konstruktionsaspekte – die Übermutter oder die kindlich Abhängige – in unterschiedlichen Situationen aktualisiert werden. In beiden Fällen bringt das Beziehungskonzept Positionen hervor, die eine Autonomie der Frau verhindern.

Mehrere Teilnehmerinnen schilderten, dass sich in ihrer Beziehung ein Muster entwickelt habe, in dem sie die Rolle einer mütterlichen, versorgenden Partnerin einnahmen. Eine solche Versorgung kann auch, beispielsweise bei einer Arbeitslosigkeit des Mannes, materielle Versorgung mit einschließen.

Beziehungsmuster, bei denen die Frauen in Abhängigkeitssituationen stehen und zugleich die Rolle der fürsorglichen bzw. versorgenden Partnerin übernehmen, wurden in verschiedenen Diskussionen angesprochen. Wenn die entgegengebrachte Fürsorge nicht dankbar erwidert wird, sondern sich der Partner gewalttätig verhält, widerspricht dies den Erwartungen der Frauen. Sie hatten Liebe und Anerkennung als Reaktion auf ihre Bemühungen erwartet und erleben stattdessen Nicht-Achtung und Gewalt. Dieser Zusammenhang schien mehreren Teilnehmerinnen umso erstaunlicher, als es sich bei dieser „Rolle“ um eine traditionelle Frauenrolle handelt, die in anderen Zusammenhängen positiv bewertet und deren Ausfüllung insbesondere von ihren Partnern auch eingefordert wird.⁹ Die Erwartung, aufgrund von Leistungen für den Partner oder für das gemeinsame Leben respektiert zu werden, wird jedoch enttäuscht. Eine Teilnehmerin äußerte, dass sie es vor diesem Hintergrund nicht für möglich gehalten habe, dass ihr Mann ihr gegenüber gewalttätig werde. Auffällig ist die Tendenz, Respekt

9 Brückner (1993, S. 50) bietet hierzu die These an, dass das Weiblichkeitsideal der Selbstaufgabe („Frauen sollen nicht ihr eigenes Wohlergehen und ihre eigene Weiterentwicklung in den Vordergrund stellen, sondern die Lebenserfüllung darin finden, dass sie für andere – für ihre Familie und damit auch für ihren Mann – ‘da’ und zuständig sind.“; ebd., S. 51) eine wichtige Hemmschwelle darstelle, eine gewaltförmige Beziehung frühzeitig zu beenden.

nicht allein aufgrund der eigenen Person zu erwarten, sondern dass es zusätzlicher Leistungen bedarf, um Respekt zu verdienen:

„Dann kam es eigentlich zum ersten Schlag. Und dann war ich so fassungslos, dass mir das passiert. Da war ich eigentlich erschrockener über mich, als über seine Handlung.“ „In wiefern?“ „Weil ich nie gedacht habe, dass mein Mann wagt, gegen mich eine Hand zu heben. Weil [...] ich kümmere mich um alles, was anfällt im Haushalt: ums Essen, um die ganze Wirtschaft, um den ganzen Schreibkram.“

Die Übernahme einer Fürsorgeverantwortung innerhalb der Konstruktion der „guten Partnerin“, die unbedingt und grenzenlos für ihren Partner „da ist“ und „gebraucht wird“, gewinnt an Bedeutung, wenn der gewaltbereite Partner gesundheitliche (oder psychische) Probleme hat und damit als hilfsbedürftig erscheint. Bei einer Trennung kann dann die Notwendigkeit entstehen, sich immer wieder, auch im Nachhinein, selbst zu überzeugen, den richtigen Schritt gegangen zu sein.

1.3 Heterosexualität und die sexuelle Verfügbarkeit von Frauen

Im Sinne komplementärer und hierarchischer Geschlechterkonstruktionen von beispielsweise Abhängigkeit und Unabhängigkeit oder Selbstaufgabe und Selbstaushandlung wird auch sexuelles Begehren zwischen den Geschlechtern komplementär konstruiert: begehrt werden und begehren. Sexualität im heterosexuellen Beziehungskontext basiert auf der Konstruktion eines männlichen Begehrens (Hagemann-White 1998), für das ein Einverständnis der Frau nur Mittel zum Zweck ist und das gegebenenfalls auch mit Druck oder Gewalt durchgesetzt werden kann. Ihre idealisierte Entsprechung findet diese Konstruktion in der Vorstellung von der „weiblichen sexuellen Hingabe“. Mehrere Teilnehmerinnen beschrieben in diesem Zusammenhang die Erwartung ihrer Partner, deren sexuellen Forderungen – unabhängig von einem eigenen Begehren – nachzukommen. Das folgende Zitat zeigt dies exemplarisch: *„Wo ich zum Beispiel [...] zu Sex gezwungen worden bin, obwohl ich es nicht wollte. [...] er meinte wohl, jetzt wäre der Zeitpunkt gekommen, dass ich dann mal ein bisschen was für ihn tun könnte.“*

Hier und in anderen Beispielen wird Geschlechtsverkehr zu einer Art erwartbarer oder zu erbringender Leistung der Frau.¹⁰ Wie selbstverständlich wird Geschlechtsverkehr unabhängig vom Begehren der Frau erwartet und von den gewalttätigen Partnern auch in den Kontext „ehelicher Pflichten“ gestellt.

Die Erfahrung, in Bezug auf Sexualität psychisch unter Druck gesetzt zu werden, schildert auch folgende Teilnehmerin:

„Und webe dem, man macht nicht immer so mit, wie der Mann das will. (...) Wenn ich am Tag rumgeknurrt und angemekert wurde und abends sollte das losgehen, dann konnte man doch gar nicht mehr. Da ging das nicht (...).“

In den Äußerungen der Teilnehmerinnen deutete sich auch an, dass körperliche Gewalt als Sicherung der sexuellen Verfügbarkeit oder bei einer Verweigerung derselben als Bestrafung angewendet werden kann.

1.4 Die „ideale Familie“ und die „gute Mutter“

Die Selbstaufgabe für die Familie und die Rolle der „guten Mutter“ scheinen in besonderem Maße notwendig, wenn das Ausfüllen eines traditionellen Familienideals gewünscht wird. Eine Diskussionsteilnehmerin beschrieb dies folgendermaßen:

„Also früher hab ich mal gesagt, so Karriere und so, nee, so was möchte ich nicht. Ich möchte eine Familie, die normal funktioniert. Mit Kindern. [...] halt ganz normal alles. Ich wollt ja nicht [...] zu viel, denke ich. Aber, ich hab damals meine Familie aufgegeben, ich hab meinen Beruf aufgegeben, ich hab meine Freunde aufgegeben, ja, und jetzt sitz ich ohne alles irgendwie. Mein Mann ist weg, die Freunde sind weg und da denke ich mir manchmal, selber Schuld! Warum hast du das gemacht? Ja! Weil ich eine Familie haben wollte!“

¹⁰ Für eine Interpretation dieses Beispiels bietet sich die Sichtweise Kellys (1988) auf Gewalt als ein Kontinuum an: *„The concept of a continuum can enable women to make sense of their own experiences by showing how ‚typical‘ and ‚aberrant‘ male behaviour shade into one another.“* (ebd., S. 75)

Insbesondere in den Diskussionsteilen, in denen es um die eigenen Kinder ging, wurde deutlich, dass Frauen in gewaltförmigen Beziehungen die Frage sehr beschäftigt, was eine gute Mutter ist, und dass ihre Vorstellungen von einer „guten Mutter“ auf traditionellen Familienidealen beruhen. Auch hier kommt dem Weiblichkeitsideal der Aufopferung ein wichtiger Stellenwert zu.

Eine gute Mutter zu sein, bedeutet in diesem Sinne, die Familie zusammen zu halten und dafür zu sorgen, dass sich die Situation zum Positiven entwickelt. Wenn die Bemühungen erfolglos bleiben, betrachten es einige Frauen als „besser“ für die Kinder, trotzdem zu bleiben, da innerhalb der Vorstellung von einer idealen Familie auf jeden Fall die Positionen der Mutter und des Vaters besetzt sein müssen. Eine Vorstellung von dem, was für Kinder belastend ist, wird in das Idealbild der „heilen Familie“ eingepasst und die Frauen betonen, den Kindern nicht „den Vater wegnehmen“ zu wollen. Dieses Ideal kann sogar gegen eigene, dem widersprechende leidvolle Kindheits-erfahrungen verteidigt werden, wie der Beitrag einer Teilnehmerin zeigt, die Gewalt durch den Partner und in ihrer Herkunftsfamilie erlebte:

„Weil man es wegen der Kinder auch macht [bleibt]. Bei uns zu Hause, ich hab mir das zwar oft gewünscht, dass meine Mutter geht, aber ich hätte es meinen Kindern nicht zumuten wollen.“

Innerhalb dieses Idealbilds kommen die Belastungen und Gefährdungen der Kinder durch direkte oder indirekte Gewalt des Partners nicht oder zu wenig in den Blick, so dass beispielsweise ein Aufenthalt in einem Frauenhaus als belastender für Kinder betrachtet wird als das Miterleben von Gewalt in der Beziehung:

„Ich mein, Frauenhaus war was für mich, was ich nie meinen Kindern zugemutet hätte, weil ich mich nie getraut hätte wegen der Kinder. Ich denke, die hätten da noch mehr gelitten.“

Etwas zu „ertragen“ oder „auszuhalten“ wird zu einer wichtigen Anforderung und zu einem entscheidenden Aspekt der Konstruktion der guten Mutter. Das scheinbare Wohl des Kindes hat Priorität, wobei eine Trennung in dieser Logik als egoistisch interpretiert werden kann.

Gleichzeitig sind die Kinder häufig diejenigen, denen Frauen, die sich mit Trennungsgedanken tragen, zugestehen, dass sie leiden und dass dieses Leid unzumutbar ist. So äußert eine Teilnehmerin, die sich von dem gewalttätigen Partner getrennt hatte, aus ihrer heutigen Perspektive:

„Das war nur wegen der Kinder. Da hab ich gesagt: ‚Nein. Nicht mehr!‘ [...] Ich kann das ja immer noch aushalten. Da hab ich gemerkt bei den Kindern, die haben soviel Angst. Und die Tochter hat mich immer gefragt, Mama, Papa bringt dich um, oder? Da hab ich gesagt, nein, [...] ich kann nicht mehr so.“

1.5 Grenzen der Selbstaufgabe?

„Und das hätte nie so weit kommen dürfen. Ich hätte schon gleich bei dem ersten Fehltritt sagen müssen, hier, mein Freund, so oder so. Oder hätte mein Kind schnappen sollen und geben sollen. Heute würde ich das machen, aber halt damals nicht.“

Mehrere Teilnehmerinnen, die sich aus einer gewaltförmigen Beziehung befreien konnten, betonten im Nachhinein die Notwendigkeit, frühzeitig Grenzen zu setzen und Konsequenzen zu ziehen. Aber gerade dies fällt vielen Frauen offensichtlich besonders schwer, nicht nur in gewaltförmigen Beziehungen. Zum einen wirkt Gewalt selbst – unabhängig von der Gewaltform – grenzverschiebend, denn sie verletzt und zerstört das Selbstwertgefühl und die Integrität von Menschen. Zum anderen widerspricht das Setzen von Grenzen dem Ideal der weiblichen Selbstaufgabe.

Die Diskussionen machten einerseits die Schwierigkeit deutlich, Grenzen aus einer Position der „Defensive“ heraus zu setzen und inakzeptable Grenzverletzungen überhaupt als solche wahrzunehmen. Im Kontext der Selbstaufgabe kommt noch erschwerend die Frage hinzu, welches Ausmaß an Grenzverletzungen ausgehalten wer-

den muss oder kann. Hier spielt auch die Perspektive von Dritten eine beeinflussende Rolle, wenn beispielsweise das, was eine Frau als Grenzverletzung empfindet, von relevanten Personen des sozialen Umfeldes als akzeptables, berechtigtes oder zu ertragendes Verhalten des Partners betrachtet wird: *„Ich kenn das von meiner Mutti. Die hat eben gesagt, du musst eben bestimmte Sachen ertragen, die ich überhaupt nicht ertragen wollte.“*

In den Gesprächsteilen, die sich mit dem Thema Grenzen beschäftigen, wurden drei Aspekte parallel diskutiert: Einerseits wird dargestellt, was als „schlimm“ empfunden wird. Andererseits wird überlegt, wo Gewalt anfängt und drittens, was frau ertragen kann. Diese Aspekte stimmen nicht notwendigerweise überein. Die scheinbare Parallelität dieser Fragen, die auch mit dem Ideal der weiblichen Selbstaufgabe zusammenhängt, läuft einer klaren Grenzziehung zuwider, da diese Grenzen immer wieder zu verschwimmen scheinen.

Diese Parallelität soll an dem folgenden Beispiel einer zur Zeit der Diskussion in einer gewaltförmigen Beziehung lebenden Teilnehmerin aufgezeigt werden. In einer Diskussion über den Unterschied zwischen einem normalen Streit und Psychoterror wurde die Meinung dieser Teilnehmerin in der Gruppe bestätigt: *„Psychoterror ist, wenn die Person des anderen total angegriffen wird. Also wenn's nicht mehr um die Sache geht.“* Diese Definition bezog die Teilnehmerin auf ihre persönliche Situation, vertrat aber gleichzeitig die Meinung *„es ist in meiner Familie noch nicht so schlimm“*. Ein Verhalten des Partners kann also als „schlimm“ und als Gewalt wahrgenommen¹¹ werden, gleichzeitig aber als noch nicht „so schlimm“, dass die Frau Konsequenzen ziehen müsste. Die Frage ist hier weniger *„Wo fängt Gewalt an?“*, sondern eher *„Was bin ich bereit auszuhalten?“*.

11 Andere Teilnehmerinnen konnten dagegen erst nach einer Trennung das erlebte Verhalten ihres Partners als Gewalt bezeichnen.

Auch der Versuch, die Grenze bei körperlicher Gewalt festzulegen, zeigt Widersprüche auf, da nicht klar festgelegt werden kann, wo körperliche Gewalt anfängt. Auf die Frage, wann es denn „so schlimm“ wäre, antwortete die genannte Teilnehmerin: *„Ja, ich denk mal, wenn wirklich jetzt körperliche Gewalt ins Spiel käme.“* Gleichzeitig ist ihr klar, dass ihre Einteilung von Beschimpfen einerseits und körperlichem Übergriff andererseits nicht „trennscharf“ ist: *„Die Grenzen sind fließend. Denn wenn er mich an den Schultern packt und vor die Tür stellt, ist das ja schon ein körperlicher Übergriff.“* Obwohl sie einerseits sagt, ihr Mann sei nicht körperlich gewalttätig, schilderte sie doch eine Situation während ihrer Schwangerschaft, die eindeutig körperliche Gewalt beinhaltete und ihrer Meinung nach *„wirklich ein Anlass gewesen“* wäre, Konsequenzen zu ziehen: er habe ihr einmal in Anwesenheit der ganzen Familie während einer Feier *„den Hintern versohlt“* [...] *„Na, das war total peinlich auch noch. [...] Vor allem das ist so erniedrigend auch!“*

Angesichts der Einbettung der Gewalt in die von der Familie akzeptierten Verhaltensweisen des Mannes, war es ihr nicht möglich, hier eine Grenze zu ziehen, *„denn die ganze Familie hatte da ja zugeguckt und fand das so offenbar auch noch berechtigt.“* Ihre Übernahme einer verharmlosenden Außenperspektive wird hier in der Formulierung *„den Hintern versohlt“* besonders deutlich und das Bild der potentiell zu bestrafenden Frau durch die Perspektive der Familie gestützt. Innerhalb dieser verkindlichten Position erlebt die Teilnehmerin Hilflosigkeit durch die Angst *„vor irgendwelchen Veränderungen“* und vor einer *„wirtschaftlichen Unsicherheit“*. Aus dieser Angst heraus verschiebt sie ihre Grenzen in Bezug auf das, was sie bereit ist auszuhalten: *„Aber was soll man denn machen. [...] Um diesen Schritt zu gehen, sag ich mal, muss es wirklich sehr schlimm sein.“*

Dass etwas als schlimm empfunden wird, ist jedoch nicht unbedingt das ausschlaggebende Moment für eine Trennung oder das Ergreifen anderer Konsequenzen, wie auch an anderen Diskussionsstellen deutlich wurde. Als sehr schlimm und teilweise schlimmer oder genauso schlimm wie körperliche Gewalt benannten die Teilnehmerinnen allgemein psychische Gewalt:

„Die körperliche Gewalt [...] hab ich immer so ausgehalten [...] Aber der psychische Terror war das Schlimmste für mich.“

Auch Psychische Gewalt bot jedoch nur sehr selten den Anlass für eine Trennung. Psychische Gewalt scheint nicht als ausreichende „Legitimation“ für eine Trennung, als aner kennenswerte Rechtfertigung, den Partner zu verlassen, empfunden zu werden. Dies illustriert auch das folgende Beispiel einer Teilnehmerin, die ihre Erfahrungen als psychische Gewalt bezeichnete, die Beziehung aber erst beendete, als körperliche Gewalt hinzukam:

„Also ich habe mir eigentlich diese körperliche Gewalt auch nicht antun lassen. Ich habe wirklich im letzten Moment die Notbremse gezogen. [...] Mein damaliger Partner, das waren 13 Jahre. Der hat mich auch immer so mehr oder weniger entmündigt. Hat mich kontrolliert nach Strich und Faden.“

Auch bei dieser Teilnehmerin ist der Aspekt des Aushaltens von Bedeutung. Die Grenze scheint dann erreicht, wenn die Frau „nicht mehr kann“:

„Und da hatte ich gesagt: ‚Jetzt reicht’s. Jetzt kann ich nicht mehr.‘ Ich konnte körperlich nicht mehr, ich konnte psychisch nicht mehr. Ich konnte gar nichts mehr.“

Die Grenzziehung findet also nicht mit Blick auf das Verhalten des Partners statt, sondern erst unter dem Aspekt der eigenen „Belastungsgrenze“. Vor dem Hintergrund des Ideals der Selbstaufgabe, das dazu angelegt ist, Belastungsgrenzen zu ignorieren, und der Zuständigkeit der Frauen für die Beziehungsarbeit wird deutlich, wie schwer es Frauen fällt, aus dieser Perspektive heraus Konsequenzen zu ziehen.

Die Grenze des Erträglichen ist sicherlich individuell für jede Frau eine andere und nicht von außen festzulegen. Bedenklich, weil gewaltfördernd, erscheint jedoch die Perspektive an sich, dass eigene Erwartungen an eine Partnerschaft im positivem Sinne hinter der Frage zurücktreten „Was kann ich aushalten?“: *„Ich musste ja überhaupt nicht, dass man auch was wollen darf.“*

1.6 Heterosexuelles Glücksversprechen und Enttäuschung

Von welcher großen Bedeutung der Wunsch ist, das heterosexuelle Glücksversprechen möge sich mit diesem Mann erfüllen, wird in den Diskussionen sehr deutlich. Teilweise hielten die Frauen – entgegen ihrer Erfahrungen – ihre Hoffnung auf eine Verbesserung der Beziehungsqualität lange Zeit aufrecht. Manche Teilnehmerinnen wiesen darauf hin, dass sie den Entschuldigungen und Versprechungen der Täter in der Hoffnung¹² auf eine Veränderung seines gewalttätigen Verhaltens immer wieder geglaubt hätten. Um einen Verlust der Beziehung nicht zu riskieren, werden insbesondere bei psychischer Gewalt „WahrnehmungsfILTER“ eingesetzt, die vor einer Enttäuschung schützen sollen.

„Aber das fällt einem oft in dieser Situation gar nicht auf. Man hat seinen Filter eingeschaltet [...] und hört diese Sachen gar nicht. Das dauert richtig lange, bis man die auch wahrnimmt.“¹³

In diesem Sinne erklärt eine andere Teilnehmerin, dass ihr die Gewalt ihres Ex-Partners erst jetzt nach der Trennung wirklich bewusst werde, erst jetzt merke sie: *„was überhaupt passiert ist. Und dass ich das schon traurig finde, dass ich das als normal empfunden habe.“* Eine weitere von dem gewaltbereiten Partner getrennte Teilnehmerin erläutert, dass sie nun erst die widersprüchlichen Botschaften ihres Partners als solche erkennen kann:

„Ich sag, all die Worte, die du jetzt zu mir sagst, die würde ich nicht mal zu meinem Feind sagen. Und du sagst mir, du liebst mich. Das passt ja irgendwo nicht zusammen. Ich sag, eigentlich, wenn ich die Worte höre, würde ich denken, du hasst mich. Oder verachtest mich.“

Mehrere Frauen gaben an, viel in die Beziehung investiert und sich auf unterschiedliche Weise bemüht zu haben, die Beziehungsqualität zu verbessern. Als sie darüber sprachen, dass diese Bemühungen gescheitert sind bzw. in den Augen des Partners nie ausreichen werden, schien die Enttäuschung darüber fast größer zu sein als über die Gewalt des Partners. Nicht bei der Schilderung von körperlichen Brutalitäten kam es

12 Bereits Brückner (1991) stellt heraus, dass eine spezifisch weibliche Verknüpfung von Phantasie und Realität zur Aufrechterhaltung traditioneller Lebenszusammenhänge beitrage, nämlich zum Glauben an die große Liebe und zur klaglosen Ergebenheit in den Ehealltag. Sie erklärt diesen Zusammenhang mit der Erfahrung von Frauen, dass ihnen das Ausleben von Wünschen stärker verwehrt sei als Männern. Frauen würden daher eher ‚unwirkliche‘ Wunschstrukturen entwickeln (vgl. ebd., S. 120).

13 Zum Verständnis dieses Phänomens kann es hilfreich sein, einen Blick darauf zu werfen, wie Frauen schon in ihrer Kindheit und Jugend lernen, diese Filter einzusetzen. Brown und Gilligan (1997) veranschaulichen beispielsweise in einer Untersuchung zur psychologischen Entwicklung von Mädchen anhand von narrativen Interviews, wie Mädchen ‚Nettsein‘ als Methode verordnet wird, um die Gefühle und Gedanken der Mädchen zu kontrollieren und ihr Verhalten auf diese Weise zu steuern und sie davon abzuhalten, zuviel zu sagen oder zu laut zu sprechen.“ (ebd., S. 64) Sie beschreiben, wie Mädchen ihre ‚eigene Stimme verlieren‘ und wie eine Entwicklung stattfindet weg von ‚echten‘,

„authentischen‘ Beziehungen hin zu idealisierten. In ihren Interviews findet sie eine Tendenz von Mädchen, in Beziehungen zu bleiben, in denen sie verletzt werden, wobei sie eher bereit seien, sich selbst zum Schweigen zu bringen, als den Verlust von Beziehungen durch eine offene Auseinandersetzung zu riskieren (ebd., S. 74f). Mädchen lernen in ihrer Entwicklung Rechtfertigungen dafür, emotionale oder psychische Misshandlungen in bestimmten Situationen zu ertragen und tragen diese Lektion mit in das Erwachsenenalter hinein. Sie lernen „ihre Version der Realität aufzugeben oder über Bord zu werfen, für diejenigen, die die Macht haben, ihre Erfahrung zu benennen oder umzugestalten.“ (ebd., S. 111)

zu Tränen, sondern wenn es um die Verweigerung von Gesprächen durch den Partner ging und um die Nicht-Anerkennung ihrer Person durch einen Menschen, den sie liebten und von dem sie glaubten, dass er sie liebe:

„Aber dieses Psychische, das ist das Schlimmste. Das Nicht-Miteinander-Reden. Dass man nur unterdrückt wird. Du kannst halt 120%ig sein, aber trotzdem reicht es nicht. Das ist [...] nie gut genug. Es ist egal, was ich mache.“

Teilweise kommt es jedoch erst zu einer Distanzierung oder Trennung von diesem Partner, wenn die Hoffnung, dass sich die Beziehungsqualität bessert und die Vorstellung, dass der Partner die Frau trotz seines gewalttätigen Verhaltens liebe, nicht mehr aufrechterhalten werden können. Dies scheint aus der Perspektive der Frauen insbesondere dann der Fall zu sein, wenn der Partner sich anderen Frauen zuwendet, die (sexuelle) Attraktivität der Partnerin und die monogame Ausschließlichkeit der Partnerschaft in Frage stellt. Eine Teilnehmerin beschrieb dies folgendermaßen:

„Ich war auch nicht die Frau, die er sich vorgestellt hat. Er hat eben auf kleine, zierliche, schlanke gestanden. [...] Und das war dann letztendlich auch ausschlaggebend, dass ich gegangen bin. [...] Es war sogar eine weitläufige Freundin von mir. Von der er da gesprochen hatte. In die wäre er verliebt gewesen. [...] Und: ‚Hast du dich schon mal angeguckt, wie du aussiehst?‘ So nach dem Motto. Und das war es dann.“

2. Schlussfolgerungen für eine mutige Öffentlichkeitsarbeit

In den Gruppendiskussionen wurden sehr unterschiedliche Aspekte für eine Verbesserung und Weiterentwicklung der Interventionsmaßnahmen und der Unterstützung gewaltbetroffener Frauen angesprochen, die sich sowohl auf den Bereich der Polizei, der Justiz, den psychosozialen Bereich als auch auf das soziale Umfeld beziehen (vgl. hierzu Glammerier/Müller/Schrötte 2004). An dieser Stelle soll es vor allem um mögliche Schlussfolgerungen aus den aufgezeigten Verbindungslinien zwischen dem traditionellen heterosexuellen Beziehungskonzept mit den entsprechenden komplementären Geschlechterkonstruktionen und Gewalt gegen Frauen gehen und um ihre Bedeutung für die Präventions- und Öffentlichkeitsarbeit.

Eine intensive gesellschaftliche Auseinandersetzung mit problematischen Aspekten der Normalität heterosexueller Beziehungskonstruktionen und mit deren Auswirkungen auf die Entstehung von Gewalt steht noch aus. Wie können Männer und Frauen in Partnerschaften zusammenleben, die auf Respekt und Achtung der anderen Person beruhen und in denen beide Beziehungspartner aufeinander bezogen sind, ohne abhängig zu sein? Diese Auseinandersetzung, die auch Fragen des gesellschaftlichen Wandels und der eigenen Lebensrealitäten berührt, dürfte bei der Prävention von Gewalt eine Aufgabe mit hoher Priorität darstellen. Sie nicht nur zu postulieren, sondern auch aktiv in die Präventions- und Interventionskonzepte einfließen zu lassen, könnte ein wichtiger Baustein in der Anti-Gewalt-Arbeit sein.

Diese Anti-Gewalt-Arbeit sollte sowohl Zukunfts- als auch Gegenwartsbezug haben und unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche einbeziehen, um nicht Gefahr zu laufen, die Verantwortung an einzelne Institutionen, wie beispielsweise Familie, Kindergarten oder Schule, abzugeben, die zu zukünftig „besseren Menschen“ erziehen sollen. Um geschlechtsbezogene Gewalt als gesamtgesellschaftliches und nicht nur individuelles Problem zu bekämpfen, könnte es hilfreich sein, zwar die Auseinandersetzung mit der „Normalität“ geschlechtsbezogener Gewalt auch in die konkreten Unterstützungsangebote für gewaltbetroffene Frauen einfließen zu lassen, gleichzeitig aber einer allgemeineren Öffentlichkeitsarbeit einen größeren Stellenwert als bisher einzuräumen. Die Entwicklung einer mutigen Öffentlichkeitsarbeit sollte zwei Perspektiven vereinbaren: Zum einen die Perspektive auf Gewalt in ihrer Alltäglichkeit und in ihrer Verwobenheit mit der Normalität und zum anderen eine kritische Auseinandersetzung mit eben dieser

„Normalität“ in den Konstruktionen heterosexueller Beziehungen.

Im Rahmen einer engagierten Öffentlichkeitsarbeit wären das Zusammenleben und die Beziehungen von Männern und Frauen in und außerhalb von Paarbeziehungen zu hinterfragen. Mädchen und Frauen könnten ermutigt werden, darüber nachzudenken, was sie konkret von einer Partnerschaft erwarten. Was sind ihre Qualitätsmaßstäbe? Was umfasst für sie ein liebevolles Verhalten? Woran messen sie, dass ihnen Respekt entgegen gebracht wird? Was wollen sie in ihrem Leben und von ihrem Partner? Diese Fragen könnten dazu anregen, Grenzen nicht nur aus der Defensive zu formulieren, sondern aktiv und positiv formuliert „etwas zu wollen“ und dies umzusetzen.

In diesem Kontext sollte auch die Konstruktion von Sexualität und Begehren im heterosexuellen Beziehungskontext stärker beleuchtet werden. Wenn die komplementäre Geschlechterkonstruktion von „begehren“ und „begehrt werden“, von Jäger und Beute eine Basis für (sexualisierte) Gewalt gegen Frauen darstellt, stellt sich die Frage, wie eine positive Alternative zu traditioneller Heterosexualität aussehen könnte, die auf einem respektvollem Umgang und auf gegenseitigem Begehren beruht (vgl. Hagemann-White 1998).

Einer ähnlichen Kritik bedarf das heterosexuelle Familienideal der „heilen“ (Klein) Familie, innerhalb dessen die Frage, was eine „gute Mutter“ ist, an der Stabilität der vorgegebenen Familienstrukturen festgemacht wird. Welche Werte können dem entgegen gesetzt werden? Was macht einen „guten Vater“ aus? Wie sieht ein positives Verständnis von Familie aus?

Mit Blick auf die Problematik unzureichender Grenzziehung sollte auch die Frage berücksichtigt werden, wo Gewalt in Familien- und Paarbeziehungen anfängt und wie diese (frühzeitig) als solche erkannt werden kann. Hier stellt sich die Frage, wie eine gezielte Aufklärung für Frauen geleistet werden kann, die ein frühzeitiges Erkennen von Warnsignalen für ein Gewaltpotential des Mannes ermöglicht.

Da das (frühzeitige) Setzen von Grenzen mit dem Weiblichkeitsideal der Selbstaufgabe kaum vereinbar ist, müsste auch dieses Ideal konsequent in Frage gestellt und eine Diskussion zu Alternativen angeregt werden. Wie können die scheinbaren Gegensätze von Frau-Sein in dieser Gesellschaft und Selbstrespekt bzw. Wahrung der körperlichen und seelischen Integrität vereinbart werden? Hier kann es auch hilfreich sein, immer wieder die Frage zu stellen, wie Frauen im Mädchenalter und später im Verlauf von Familien- und Paarbeziehungen lernen, ihre Grenzen zugunsten anderer zu verschieben, ohne auf diese Weise alle Frauen zu pathologisieren.

Eine Öffentlichkeitsarbeit, die gewaltbetroffene Frauen unterstützt und präventiv wirksam ist, sollte Gewalt in ihren Verbindungen zur Normalität und in ihrer Alltäglichkeit zeigen. Hier könnte es ebenfalls hilfreich sein, die konkreten Handlungen gewaltbereiter Männer aus der Perspektive der betroffenen Frauen zu benennen, anstatt abstrakt von „Gewalt“ zu sprechen. Zu dieser Alltäglichkeit kann auch die thematische Integration psychischer Gewalt gezählt werden und ein Aufgreifen der Stereotype, die dazu dienen, das Thema an den Rand der Gesellschaft zu drängen, um es sich „vom Leib zu halten“. In diesem Sinne sollte immer wieder deutlich werden: Nicht die Ausnahme von der Normalität, sondern die „Normalität“ selbst könnte das Problem sein.

Literatur

- Brown, Lyn/Gilligan, Carol: Die verlorene Stimme. Wendepunkte in der Entwicklung von Mädchen, Frankfurt a. M. 1997.
- Brückner, Margrit: Gewalt gegen Frauen: Verstrickungsprobleme und Aufbruchschancen, in: Eifler, Christine (Hg.): Ein bisschen Männerhass steht jeder Frau: Erfahrungen mit Feminismus, Berlin 1991.

- Brückner, Margrit: Einbettung von Gewalt in die kulturellen Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit. (Diskussion Geschlechterverhältnisse und Gewalt gegen Frauen und Mädchen), in: Zeitschrift für Frauenforschung, Jg.11, Nr. 1+2, 1993, S. 47-56.
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend) (Hg.): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Zusammenfassung zentraler Studienergebnisse, Berlin 2004.
- Glammeier, Sandra/Müller, Ursula/Schröttle, Monika: Unterstützungs- und Hilfebedarf aus der Sicht gewaltbetroffener Frauen, September 2004. (Internetveröffentlichung: www.bmfsfj.de Stichwort > Forschungsnetz > Forschungsberichte)
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit, Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Hagemann-White, Carol: Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bestandsanalyse und Perspektiven, Pfaffenweiler 1992.
- Hagemann-White, Carol: Geschlechterverhältnisse und Gewalt gegen Frauen und Mädchen. Das Ziel aus den Augen verloren?, in: Zeitschrift für Frauenforschung, Jg. 11, Nr. 1+2, 1993, S. 57-62.
- Hagemann-White, Carol: Was tun? Gewalt in der Sexualität verbieten? Gewalt entsexualisieren?, in: Wildwasser Berlin: Input. Aktuell zum Thema sexualisierte Gewalt, Ruhnmark 1998.
- Hagemann-White, Carol u.a.: Gemeinsam gegen häusliche Gewalt. Kooperation, Intervention, Begleitforschung. Forschungsergebnisse der Wissenschaftlichen Begleitforschung der Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt (WiBIG), 2004 www.bmfsfj.de (Stichwort > Forschungsnetz > Forschungsberichte)
- Hearn, Jeff: The Violences of Men, London 1998.
- Kavemann, Barbara/ Leopold, Beate/ Schirmacher, Gesa/Hagemann-White, Carol: Modelle der Kooperation gegen häusliche Gewalt. „Wir sind ein Kooperationsmodell, kein Konfrontationsmodell“. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Berliner Interventionsprojekts gegen häusliche Gewalt, BIG. (hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), Stuttgart/Berlin/Köln 2001.
- Kelly, Liz: Surviving Sexual Violence, Minneapolis 1988.
- Koppetsch, Cornelia/ Burkart, Günter: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999.
- Krueger, Richard A./ Casey, Mary Anne: Focus Groups. A Practical Guide for Applied Research, London u.a. 2000.
- Lundgren, Eva: The Hand that Strikes and Comforts. Gender Construction and the Tension Between Body and Symbol, in: Dobash, R. Emerson/Dobash, Russel, P. (Eds.): Rethinking Violence Against Women, London u. a. 1998.
- Minssen, Angela/ Müller, Ursula: Psycho- und Soziogenese männlicher Gewaltbereitschaft gegenüber Frauen. Eine Literaturobwohlwertung, Düsseldorf: Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen 1995.
- Müller, Ursula/Schröttle, Monika: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland, in: IFF Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung, 21. Jg., Nr. 28, 2004, S. 95-114.
- Schröttle, Monika/Müller, Ursula: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland, September 2004. (Internetveröffentlichung www.bmfsfj.de Stichwort > Forschungsnetz > Forschungsberichte)
- Thürmer-Rohr, Christina: Frauen in Gewaltverhältnissen: Opfer und Mittäterinnen, in: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 2, Nr. 1, 1989, S. 1-13.

Sandra Glammeier
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF),
Universität Bielefeld,
Postfach 10013,
33501 Bielefeld
Email:
sandraglammeier@hotmail.com

Von der direkten zur indirekten sozialen Schließung? Zur Reproduktion asymmetrischer Geschlechterverhältnisse in mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Fächern an Hochschulen

Das Geschlechterverhältnis im deutschen Hochschul- und Wissenschaftssystem ist nach wie vor durch eine horizontale und vertikale Ungleichheit zu charakterisieren, wobei sich offensichtlich asymmetrische Geschlechterverhältnisse in mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen bis heute hartnäckiger halten als in anderen Disziplinen. In dem Forschungsprojekt soll - ausgehend von der Habitus-Feld-Konzeption von Pierre Bourdieu - durch eine quantitative und eine qualitative Untersuchung den Fragen nachgegangen werden, welche Faktoren zur Reproduktion dieser Geschlechterverhältnisse beitragen und inwieweit diese Reproduktion als ein bis heute anhaltender Prozess der sozialen Schließung beschrieben werden kann, der vor allem auf den mittleren Status- bzw. Qualifikationsebenen an Hochschulen wirksam wird.

Die Ausgangsthese ist, dass die Reproduktion asymmetrischer Geschlechterverhältnisse durch das Wechselspiel zwischen den institutionellen Rahmenbedingungen an Hochschulen und der männlichen Kultur der mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen einerseits und den Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmustern der Akteure (Männer und Frauen) andererseits erklärbar wird. Im Vordergrund stehen daher nicht allein objektive strukturelle Momente von sozialer Schließung, sondern auch die auf der subjektiven Ebene wahrgenommenen Schließungsmechanismen bzw. -prozesse.

Nur wenn die „objektive“ und die „subjektive“ Ebene gemeinsam und in ihren gegenseitigen Wechselbeziehungen betrachtet werden, so die weitere These, können Ansatzpunkte für umfassende und ggf. neue geschlechter- und bildungspolitische Maßnahmen benannt werden. Die Erarbeitung und mögliche Umsetzung dieser Maßnahmen kann als weiterer Mosaikstein in der Realisierung des gesellschaftspolitischen Ziels einer Steigerung des Frauenanteils in Führungspositionen der Wissenschaft (und der Wirtschaft) in den entsprechenden Berufsfeldern gesehen werden. Damit besitzt dieses Forschungsvorhaben neben einem eigenständigen wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse auch eine wissenschafts- und gleichstellungspolitische Relevanz.

Zentrale Forschungsfragen des Projekts sind:

- Inwieweit sind die von Bourdieu beschriebenen Kapitalformen, insbesondere das für den Hochschulbereich relevante kulturelle und soziale Kapital, sowie deren von Bourdieu für das universitäre Feld spezifizierte Unterformen, d.h. das akademische/universitäre und das intellektuelle/wissenschaftliche Kapital geschlechtlich konnotiert und zwar sowohl hinsichtlich des Kapitalvolumens, der Kapitalstruktur als auch der wissenschaftlichen Laufbahn (als zeitliche Entwicklung von Kapitalvolumen und -struktur)?
- Welche Wechselwirkungen bestehen zwischen einer möglichen geschlechtlichen Konnotation und einer möglichen fachkulturellen Konnotation der von Bourdieu beschriebenen Kapitalformen, insbesondere bei deren Transformation in das symbolische Kapital?
- Inwieweit ist der mathematisch-naturwissenschaftliche und/oder der technische „Habitus“ vergeschlechtlicht und bringt somit auch vergeschlechtlichende alltagskulturelle bzw. soziale Praktiken im sozialen Feld Hochschule, genauer in den ausgewählten Disziplinen hervor, welche die Reproduktion asymmetrischer Geschlechterver-

hältnisse „gewährleisten“ und damit Frauen den „Qualifikations- und Karriereweg“ innerhalb der Hochschulen (und damit in der Folge zumeist auch außerhalb der Hochschulen) zumindest erschweren, wenn nicht sogar „verschließen“?

Untersuchungsdesign und Untersuchungsmethoden

Das Forschungsvorhaben ist als Triangulationsstudie konzipiert. Anders als in den meisten Multi-Methodenstudien in der angewandten empirischen Sozialforschung soll hierbei die qualitative Studie auf den Ergebnissen der quantitativen aufbauen, d.h. eine systematische Verknüpfung der quantitativen und der qualitativen Untersuchung



Das Projektteam (von links nach rechts): Dipl.-Päd. Kerstin Petersen (wiss. Hilfskraft), Jasmin Lehmann M.A. (wiss. Mitarbeiterin), Michelle Oberle (stud. Hilfskraft), Dipl.-Inform. Sonja Neuß (wiss. Mitarbeiterin) und Dr. Anina Mischau (Projektleitung)

erfolgen. Der Ansatz der Methodentriangulation findet nicht nur bei der Datengewinnung, sondern auch in der Datenauswertung Anwendung, indem durch die Verknüpfung und Integration der durch die quantitativen Analysen gewonnenen Ergebnisse einerseits und der durch die inhaltsanalytischen Auswertungen gewonnenen qualitativen Ergebnisse andererseits eine kombinierte Ergebnisinterpretation angestrebt wird. Darüber hinaus soll der kombinatorische Ansatz auch in Bezug auf die methodologische Konzeption gelten, da in dem Forschungsvorhaben sowohl in der quantitativen wie in der qualitativen Erhebung theoriegeleitet wie exploratorisch vorgegangen wird.

Im Rahmen des Projekts wird einerseits eine quantitative Online-Befragung durchgeführt. Zielgruppe der Befragung sind Frauen und Männern des wissenschaftlichen

Mittelbaus an deutschen Hochschulen aus folgenden Disziplinen: Mathematik, Chemie, Physik, Informatik, Elektrotechnik und Maschinenbau. Gegebenenfalls wird die Online-Befragung zusätzlich um eine Zielgruppe von Frauen aus diesen Disziplinen erweitert, die nach der Promotion die Hochschule verlassen haben. Für die quantitative Online-Befragung wird das UNIPark Programm der Globalpark GmbH genutzt.

Andererseits umfasst das Forschungsprojekt eine qualitative Erhebung in Form von teilstrukturierten Leitfadeninterviews mit Männern und Frauen aus der bereits in der Online-Befragung integrierten Zielgruppen, sowie mit Frauen der entsprechenden Disziplinen, die außerhalb der Hochschule beschäftigt sind.

Das Projekt, das im November 2004 begonnen hat, wird vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen aus Mitteln des HWP-Programms gefördert.

Entsprechend dem interdisziplinären Ansatz des Forschungsprojekts setzt sich das Projektteam aus Mitarbeiterinnen der Disziplinen Soziologie, Informatik, Pädagogik und Mathematik zusammen.

Kontakt: Jasmin Lehmann und Sonja Neuß

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

Universität Bielefeld, Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld, Tel: 0521-1064570

Email: jasmin.lehmann@uni-bielefeld.de, sonne.neuss@uni-bielefeld.de

Projekthomepage: <http://www.uni-bielefeld.de/IFF/for/projekte/BefragungNW>

Susann Fegter

Gender-Wissen und Gender-Kompetenzen in der Berufspraxis.

Im November 2004 veranstaltete das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) an der Universität Bielefeld in Kooperation mit der Fakultät für Soziologie, der Fakultät für Pädagogik, der Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaften sowie der Fakultät für Gesundheitswissenschaften ein Expertinnen-Hearing zum Thema „Gender-Wissen und Gender-Kompetenzen in der Berufspraxis: Berichte aus verschiedenen Berufs- und Tätigkeitsfeldern.“ Insgesamt sieben Vertreterinnen aus den Bereichen Wirtschaft, Verwaltung, Gesundheitsförderung, Entwicklungszusammenarbeit, Gleichstellungspolitik und Sport referierten über die Bedeutung und den Bedarf von Gender-Wissen in ihren beruflichen Feldern, über Einstellungschancen und -voraussetzungen sowie über die Bekanntheit genderbezogener Studiengänge bei den jeweiligen ArbeitgeberInnen.

Den Hintergrund dieser Veranstaltung bildet die geplante Einrichtung eines neuen interdisziplinären Masterstudiengangs „Gender-Wissen in Organisationen - Forschung, Bildung, Beratung, Entwicklung“ (Arbeitstitel), der von der Universität Bielefeld vorbereitet wird. Ziel dieses Masterstudiengangs ist es, seine AbsolventInnen zu befähigen, Theorien, Methoden und Erkenntnisse der Frauen- und Geschlechterforschung für die Analyse und Gestaltung von Organisationsprozessen zu nutzen sowie zum Abbau von Geschlechterungleichheit beizutragen.

Die Beiträge der Expertinnen unterstrichen einhellig die besondere Relevanz des geplanten Studiengangs und gaben wichtige Hinweise für seine inhaltliche Ausgestaltung und den strukturellen Aufbau. Zahlreiche ZuhörerInnen folgten mit großem Interesse einer differenzierten Bestandsaufnahme gegenwärtiger Professionalisierung von Genderkompetenz und ihrer spezifischen Integration in verschiedene Organisationstypen. Als Gemeinsamkeiten konnten dabei folgende Punkte identifiziert werden:

1. Alle Praxisfelder verzeichnen gegenwärtig eine steigende Bedeutung von Gender-Wissen; genderkompetente BewerberInnen verfügen über eine wichtige Berufsqualifikation.
2. Einen großen Anteil an dieser Entwicklung trägt die EU-Richtlinie zur Gleichstellung der Geschlechter im Sinne des Gender Mainstreaming, die gegenwärtig in allen staatlichen und staatlich geförderten Organisationen als Querschnittsaufgabe umgesetzt wird und Gender-Wissen voraussetzt. Auch Wirtschaftsunternehmen müssen sich mit deren Vorgaben auseinandersetzen, wenn sie staatliche Zuschüsse beantragen oder bei Ausschreibungen den Zuschlag erhalten wollen, die mit öffentlichen Geldern finanziert werden.
3. Zusätzlich setzt sich in vielen Organisationen die Einschätzung durch, die Organisationsziele besser unter Berücksichtigung einer Gender-Perspektive verwirklichen zu können, seien es Umsatzsteigerungen oder Verteilungsgerechtigkeit, die Verbesserung der Gesundheit oder eine weltweite Verringerung von Armut.
4. Gleichzeitig wiesen die ReferentInnen auf Widerstände in den Organisationen gegen Gender Mainstreaming hin und bezeichneten die Akzeptanz von Genderansätzen als noch ausbaufähig. Wiederholt wurde angeraten, angehende GenderexpertInnen bereits im Rahmen ihres Studiums auf diese Widerstände vorzubereiten und Möglichkeiten ihrer Analyse und des Umgangs mit ihnen zu vermitteln.
5. Ein zentrales Ergebnis der Vorträge war zudem die von allen Referentinnen geteilte Einschätzung, dass Gender-Wissen für sich genommen in keinem Praxisfeld als

Rückblick auf ein Expertinnen-Hearing

- Einstellungsvoraussetzung ausreicht. Erst in Verbindung mit einer weiteren Fachqualifikation werde Gender-Wissen zur entscheidenden und aussichtsreichen Qualifikation.
6. Im Hinblick auf die Einstellungsvoraussetzungen wurde zudem die große Bedeutung der so genannten Softskills hervorgehoben: Didaktische Fähigkeiten, Projektpräsentation, Vortragsgestaltung, Moderation, Teamfähigkeit und Selbstmarketing (gerade auch im Hinblick auf die eigene Genderkompetenz) gelten als wichtige Erfolgsfaktoren. Auch betriebswirtschaftliche und juristische Module sollten in das Curriculum integriert werden.
 7. Als besondere Stärke des geplanten MA „Gender-Wissen“ bezeichneten die Expertinnen dessen interdisziplinäre Verankerung in der Vielzahl gender-(teil-)denominierter Lehrstühle an der Universität Bielefeld. Diese Ressource wurde als besonders positiv und attraktiv für potentielle BewerberInnen bewertet.
 8. Bezogen auf die ArbeitgeberInnen konstatierten die Referentinnen eine noch ungenügende Bekanntheit genderbezogener Studiengänge. Es sollte deshalb große Aufmerksamkeit auf die Schaffung einer erweiterten Nachfrage gerichtet werden.
- Die Beiträge der einzelnen Expertinnen ermöglichten zudem differenzierte Einblicke in die jeweiligen Praxisfelder.

Monika Hünert, Referatsleiterin bei der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), unterstrich in ihrem Statement die große Bedeutung von Gender-Wissen sowohl für den Bereich gesundheitlicher Prävention als auch für die Gesundheitsforschung. Eine geschlechterdifferenzierte Perspektive auf das Thema „Verhütung“ sowie Hintergrundwissen zur unterschiedlichen Reaktion von Jungen und Mädchen auf bestimmte Präventivmaßnahmen seien beispielsweise zentrale Kompetenzen zur Qualitätssteigerung gesundheitsbezogener Arbeit. Zusätzlich stehe die BZgA als Behörde vor der aktuellen Aufgabe, Gender Mainstreaming umzusetzen und habe auch vor diesem Hintergrund einen großen Bedarf an genderkompetenten MitarbeiterInnen. Mit Neueinstellungen sei wegen der angespannten Haushaltslage jedoch nicht zu rechnen. Voraussetzung für eine Beschäftigung bei der BzGA sei in jedem Fall eine „solide“ Basisqualifikation z.B. als ÄrztIn, PsychologIn, Gesundheits- und SozialwissenschaftlerIn oder PädagogIn. „Gender-Kompetenz allein reicht nicht aus. Sie kann allenfalls als Zusatzqualifikation eingesetzt werden“, betonte Hünert den großen Wert, den die BZgA diesem Aspekt beimisst. Trotz des politischen Willens und der Notwendigkeit, das Prinzip Gender Mainstreaming umzusetzen, brauche es dazu noch viel Überzeugungsarbeit im Berufsalltag. Die Bekanntheit genderbezogener Studiengänge bezeichnete Hünert als eher gering. Hier bedürfe es gezielter Werbemaßnahmen, die die Praxisrelevanz dieser Abschlüsse ins Blickfeld rückten.

Barbara Haeming von der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) skizzierte anschließend mit der Entwicklungszusammenarbeit einen Bereich, in dem Gender seit über 20 Jahren eine zentrale Kategorie bei der Projektplanung darstellt. Mit Gender Mainstreaming sei dieser Ansatz verstärkt und die Berücksichtigung von Genderaspekten in allen Projektphasen verpflichtend geworden. Haeming verwies auf eine gegenwärtig vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) durchgeführte Untersuchung zur Verankerung von Genderaspekten in der deutschen Entwicklungshilfe, die aller Wahrscheinlichkeit nach einen Optimierungsbedarf belegen werde. Gegenwärtig sei Genderkompetenz somit sehr relevant, die zukünftigen Berufschancen hingen von der weiteren Entwicklung des internationalen Diskurses um die Bedeutung von Genderaspekten (z.B. für das Ziel der Agenda 21, Armut bis 2015 zu halbieren) ab. Auch wie das BMZ mit den Ergebnissen der Evaluierung umgehe, könne den Stellenwert von Genderkompetenz beeinflussen. Wie Haeming ausführte, wird bei der GTZ gegenwärtig auf zwei Ebenen Genderkom-

petenzen nachgefragt: Einerseits bei Fachleuten im Auslandseinsatz mit Schwerpunkten wie z.B. Wasserwirtschaft, Bildung, Beschäftigungsförderung, Verwaltungsmodernisierung oder Aidsbekämpfung. „Wer da Gender-Wissen einfließen lassen kann, hat gute Chancen“. Besonders die Verknüpfung ingenieurwissenschaftlicher Kenntnisse mit genderbezogenem Wissen ergebe ein interessantes Profil für die technische Entwicklungszusammenarbeit. Explizite Genderprojekte der GTZ benannte Haeming beispielhaft für die Bereiche Beschäftigungsförderung und Ausbildung von Frauen, Förderung des Gender Mainstreaming und Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt (z.B. durch Unterstützung entsprechender Gesetzgebungsprozesse). Auch viele Projekte im Gesundheitsbereich seien im Prinzip Genderprojekte. Als weiteres Einsatzfeld für AbsolventInnen genderbezogener Studiengänge beschrieb Haeming die Fachabteilungen in der GTZ-Zentrale: „Hier brauchen wir Leute, die Genderwissen bei der Konzeption von Projekten und deren Evaluierung integrieren sowie Themenfelder entsprechend weiterentwickeln können.“

Ebenso wie zuvor Hünert unterstrich auch Haeming die notwendige Verknüpfung von Genderwissen mit zusätzlichem Fachwissen als zentrale Einstellungsvoraussetzung. Als weitere Voraussetzungen für eine Einstellung bei der GTZ oder anderen entwicklungspolitisch engagierten Organisationen benannte Haeming ein ausgeprägtes Wissen um entwicklungspolitische Kontexte sowie interkulturelle Kompetenz und Auslandserfahrung. Zudem verwies sie auf die Bedeutung spezifischer Beratungskompetenzen: Während die GTZ ihr Wissen zunehmend auf der Makroebene nationaler Regierungen vermittele, arbeiteten andere Institutionen wie z.B. der DED oder auch „Ärzte ohne Grenzen“ stärker auf Zielgruppenebene. Die Bekanntheit genderbezogener Studienangebote bei der GTZ beschrieb Haeming als gegenwärtig auf jene Personen beschränkt, die mit Genderprojekten beschäftigt sind oder die als Gleichstellungsbeauftragte arbeiteten.

Friedel Schreyögg, seit zwanzig Jahren Leiterin der Gleichstellungsstelle der Stadt München, nahm schließlich den Bereich kommunaler Verwaltung in den Blick. Sie zeigte auf, dass Gender Mainstreaming hier zwei Perspektiven umfasst, sowohl den Blick nach innen auf die Kommunikations- und Personalstrukturen der Behörde als auch nach außen auf die Wirkung der Arbeit in den Kommunen unter dem Stichwort Verteilungsgerechtigkeit. Schreyögg verwies dabei auf eine Vielzahl von Bereichen innerhalb der kommunalen Verwaltung, in denen Gender-Wissen eine wichtige Zusatz-



*Die Veranstalterinnen der Tagung mit den Referentinnen:
In der hinteren Reihe von links: Christa Kleindienst-Cachay (Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft), Monika Hünert (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung), Birgitta Wrede (IFF), Barbara Haeming (Deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit), Regina Frey (Gender Büro Berlin), Pia Zufall (Deutscher Sportbund), Mechthild Oechsle (IFF, Fakultät für Soziologie), Ulla Reißland (IFF). In der vorderen Reihe von links: Friedel Schreyögg (Leiterin der Gleichstellungsstelle der Stadt München), Ulla Müller (IFF, Fakultät für Soziologie), Claudia Hornberg (IFF, Fakultät für Gesundheitswissenschaften), Carola Busch (Total Equality e.V.), Dr. Birgit Riegraf (Fakultät für Soziologie).*

qualifikation bedeute: von der Finanzplanung über die Fortbildungs- und Personalabteilungen bis hin zu den einzelnen Fachbereichen (Jugendhilfe, Stadtplanung, Gesundheitsamt etc.). In München sei die Notwendigkeit von Gender-Wissen mittlerweile auf zentralen Ebenen verankert: So werde in Assessment Centern auf Genderkompetenz getestet und TrainerInnen für den Fortbildungsbereich nur eingestellt, wenn sie eine Gender-Perspektive in ihrer Arbeit nachweisen könnten. Auch die Verwaltungsreform nach dem neuen Steuerungsmodell sei um das Reformziel Gleichstellung ergänzt worden: Nachdem dadurch zunächst die innerbetriebliche Kommunikation unter Genderperspektive in den Blick geraten sei, werde nun auch bei der Zielgruppenorientierung der Behörde verstärkt auf Geschlechteraspekte geachtet. Zudem etabliere sich aktuell – auch unter dem Druck der EU – eine geschlechtergerechte Haushaltsplanung (Gender Budgeting) mit entsprechendem Gleichstellungscontrolling.

Deutlich wurde an Schreyögg differenzierten Ausführungen, dass umgesetztes Gender Mainstreaming in allen Bereichen zu einem erhöhten Bedarf an genderkompetenten MitarbeiterInnen führt. „Der Bedarf stellt sich ein und das wird in den nächsten Jahren steigen, weil wir im Moment einen starken Druck aus Brüssel in Richtung Gender Mainstreaming haben.“ Nur dürfe diese Kompetenz nicht alleine stehen. Gerade mit Blick auf den unkündbaren Status von BeamtInnen betonte Schreyögg den besonderen Wert, der auf eine zusätzliche Qualifikation gelegt werde. „BeamtInnen müssen langfristig und vielfältig einsetzbar sein“.

Des Weiteren ging sie auf die Voraussetzungen für eine Arbeit in ihrem Bereich der kommunalen Gleichstellungspolitik ein: Wichtig seien Kenntnisse in den Bereichen Datenanalyse und -interpretation, Evaluation, Controlling und Organisationsanalyse: „Man muss wissen, wie Organisationen laufen und in welcher politischen Arena man sich befindet“. Ebenfalls existentiell seien didaktische Fähigkeiten, um Sachverhalte für die jeweiligen AdressatInnen in der Verwaltung entsprechend aufzubereiten. Zuletzt betonte Schreyögg die für alle Bereiche unerlässliche Kompetenz des Selbstmarketing: „Gender Kompetenz kann ein Anreiz sein, die Person einzustellen, aber dafür muss man selbst Werbung machen können.“

Besonders sensibel muss ein solches Selbstmarketing in der Freien Wirtschaft entwickelt werden. Wie *Carola Busch*, Mitbegründerin und langjährige Vorsitzende von Jury und Beirat der Initiative „TOTAL E-QUALITY“ ausführte, wirkt das Stichwort „Gender“ in Wirtschaftskreisen nicht als Türöffner, obwohl Gender-Wissen inhaltlich zunehmend gefragt ist. Busch belegte diese steigende Bedeutung an vier Bereichen: der EU-Förderung, der Personalentwicklung, der Imagepflege und der Produktentwicklung. Öffentliche Förderung komme auch vielen Unternehmen zugute. Hierzu müssten deren Projektanträge jedoch den Kriterien des Gender Mainstreaming entsprechen und dafür brauche es kompetente MitarbeiterInnen. In der Personalentwicklung wiederum spiele das Thema Vereinbarkeit und Work-Life-Balance eine zunehmende Bedeutung als Standortvorteil, um qualifizierte MitarbeiterInnen sowohl zu gewinnen als auch halten zu können. Gender werde hier von einigen Firmen als Imagefaktor genutzt: „Der zentrale Bereich, in dem Firmen das E-QUALITY-Logo einsetzen, sind ihre Stellenanzeigen.“ Damit sollten sowohl qualifizierte Frauen als auch Männer angesprochen werden, die sich der Familienfrage stellen wollten. Neben der Personalgewinnung verwies Busch auf die Bedeutung von Gender-Wissen im Kontext von Effizienzsteigerung und Produktentwicklung. So ergab eine von TOTAL E-QUALITY Deutschland e.V. durchgeführte Evaluation, dass Unternehmen sehr gezielt geschlechtergemischte Teams bilden, um eine höhere Arbeitseffizienz zu erzielen. Darüber hinaus werde auf die Weise bewusst die „weibliche Sicht“ auf Technik oder Dienstleistungen in Produktentwicklungen einbezogen und zur Umsatzsteigerung genutzt. „Gender-Wissen muss die Effizienz- und Umsatzsteigerung fördern“, resümierte Busch

ihre Ausführungen, „dann ist es auch für die Wirtschaft interessant“. Sehr gute Einstellungschancen attestierte Busch den zukünftigen AbsolventInnen eines MA „Gender-Wissen“ in Personal- und Sozialabteilungen von Unternehmen sowie der Organisationsentwicklung. Wichtige Grundqualifikationen hierfür sei ein Studium in Betriebswirtschaft, Soziologie, Pädagogik oder Psychologie.

Obwohl Gender-Wissen somit für Unternehmen durchaus interessant ist, riet Busch zu einem vorsichtigen Umgang mit dem Begriff „Gender“. Dieser werde häufig mit Gender Mainstreaming verknüpft und dem stehe die Wirtschaft skeptisch bis ablehnend gegenüber. Der Begriff wird verknüpft mit viel Bürokratie und Reglementierung. „Die wollen sich von der EU nicht ihre Personalpolitik vorschreiben lassen“, erklärte Busch. Bei vielen klein- und mittelständischen Unternehmen seien Begriffe wie „Gender“ oder entsprechende Studienangebote gänzlich unbekannt, stattdessen würden die Themen hier unter dem Stichwort „Mitarbeiterförderung“ behandelt. Inhaltlich sei der Bedarf an Gender-Wissen jedoch gerade bei kleineren Unternehmen groß, da diese viel stärker als Global Player gezwungen seien, langfristig mit ihren MitarbeiterInnen zusammenzuarbeiten und sich vor diesem Hintergrund mit Fragen der Vereinbarkeit und der Work-Life-Balance auseinanderzusetzen.

Busch benannte zwei Alternativen, das inhaltlich gefragte Gender-Wissen begrifflich zu präsentieren: Eine Möglichkeit sei das Label „Qualitätsmanagement“, die andere eine Subsumierung unter den Begriff „Diversity“. Letzterer sei besonders bei größeren und mit US-Konzernen kooperierenden Unternehmen bekannt und wesentlich besser attribuiert als Gender Mainstreaming. Andererseits drohe auch hier die Gefahr der begrifflichen Übersättigung: „Diversity ist möglicherweise das nächste, was bald kein Mensch mehr hören kann“, warnte Busch. Wichtig sei, die Inhalte stark zu machen und präzise in ihrem Nutzen für die Organisationen zu benennen.

Unterstützung erfuhren diese Ausführungen durch *Dr. Monika Goldmann* vom „Forum Frau und Wirtschaft e.V. Dortmund“, die ihre Teilnahme kurzfristig absagen musste, deren Statement jedoch schriftlich vorlag und verlesen wurde. Auch Goldmann wies darauf hin, dass die Hervorhebung von Gender-Kompetenz den Zugang zu Profit-Unternehmen häufig erschwere, ungeachtet der Tatsache, dass die inhaltlichen Kenntnisse durchaus gefragt seien. Sie bezog sich hierbei sowohl auf den Bereich der Arbeitsorganisation und Sozialpolitik als auch auf die Zielgruppenorientierung bei Produktentwicklung und Marketing. „Gender Kompetenz wird in den letzten Jahren in vielen Bereichen zunehmend bedeutsamer.“ Dazu trügen auch die vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) betriebenen Kampagnen „Bündnis für Familie“ und „Familienfreundliche Unternehmen“ bei, die bei Unternehmen zunehmend auf Resonanz stießen. Häufig fehle bei der Auseinandersetzung mit Vereinbarkeitsfragen und Work-Life-Balance jedoch eine gendersensible Perspektive, so dass auch eine Verfestigung traditioneller Geschlechterarrangements die Folge sein könne. Als weiteren Hintergrund für die zunehmende Bedeutung von Gender-Wissen benannte Goldmann eine zu erwartende Sogwirkung vom halböffentlichen in den rein privatwirtschaftlichen Sektor: Unternehmen mit öffentlichem Auftrag wie z.B. gesetzliche Krankenkassen, Sparkassen oder Versicherungsanstalten des Bundes und der Länder stünden ebenso wie öffentliche Einrichtungen in der Pflicht, Gender Mainstreaming zu implementieren. Den damit verbundenen Veränderungen könnten sich wegen der Außenwirkung auch private Unternehmen im Konkurrenzkampf um qualifizierte Arbeitskräfte nicht entziehen.

Trotz dieser Entwicklungen konstatierte auch Goldmann eine fehlende explizite Nachfrage nach GenderexpertInnen. Vielmehr müssen diese als betriebswirtschaftliche, juristische oder personalentwicklungsbezogene ExpertInnen auftreten und in der Lage sein, ihr Gender-Wissen je nach Kontext offensiv oder zurückhaltend einzubringen.

Goldmann verwies auf Erfahrungsberichte von UnternehmensberaterInnen, die erst im konkreten Zusammenhang einer auf aktuelle Unternehmensprobleme gerichteten Organisations- oder Personalberatung die Gender-Thematik behandeln konnten. Als Voraussetzungen für GenderexpertInnen, in der freien Wirtschaft Fuß zu fassen, benannte Goldmann folgende Punkte: Erstens brauche es ein fachspezifisches Know-how auf betriebswirtschaftlicher oder juristischer Basis. Dies sei auch der Grund, warum gegenwärtig viele GenderberaterInnen mit pädagogischem Hintergrund keinen Zugang zur Wirtschaft fänden. „Sie haben meist nur geringe Kompetenzen in betriebswirtschaftlicher Organisations- und Personalentwicklung und auch nur wenig betriebswirtschaftliches oder juristisches Know-how erworben.“ Wichtig sei, den ganz konkreten Nutzen und die Handlungsmöglichkeiten für die Organisationen aufzeigen zu können. Dazu brauche es die Verknüpfung von fachlichen, genderbezogenen und organisatorisch-methodischen Kompetenzen. Zu letzterem zählte Goldmann auch die reflektierende Kompetenz der Selbstpräsentation. Um der Diskrepanz zwischen Bedarf und expliziter Nachfrage nach Gender-Wissen entgegenzuwirken, mahnte Goldmann grundsätzlich an, große Aufmerksamkeit auf die Schaffung einer erweiterten Nachfrage in Wirtschaftskreisen zu richten.

Mit *Dr. Regina Frey* vom „Gender Büro Berlin“ skizzierte anschließend eine Freiberuflerin ihre Tätigkeit als Beraterin für Gender Mainstreaming-Prozesse in Nonprofit-Organisationen. In Abgrenzung zum „Managing Diversity“ stellte sie eingangs den emanzipativen Anspruch heraus, der Gender Mainstreaming aus seinem Entstehungskontext heraus kennzeichne, auch wenn Institutionalisierungsprozesse diesen Anspruch gegenwärtig zu verwischen drohten. Als Voraussetzung für ihr Berufsfeld beschrieb sie anders als die bisherigen Referentinnen nicht eine Kombination aus Gender- und Spezialwissen, sondern im Gegenteil eine möglichst generalistische Aufstellung. Da die AuftraggeberInnen von Organisationen der Entwicklungshilfe über Landesregierungen bis hin zu Jugendämtern reichten, müsse man sich in deren verschiedene Fachbereiche schnell und gründlich einarbeiten können. Grundvoraussetzung seien solide Kenntnisse im Bereich der Geschlechtertheorien sowie der Analysemethoden und Implementierungsverfahren von Gender Mainstreaming. Auf dieser Basis könnten dann Aufgaben wie Genderkompetenztrainings, Genderanalysen von Organisationen, Studien über Genderimplikationen von Projekten, deren Evaluation oder Antragstellung erfüllt werden. Als wichtige zusätzliche Qualifikationen für solche Tätigkeiten beschrieb Frey folgende Kompetenzen: 1. Organisationswissen über Abläufe und Kulturen in großen Einrichtungen und Verwaltungen. 2. Genderbezogene Selbstkompetenz im Hinblick auf eigene Geschlechterdarstellungen und Interaktionsmuster mit Frauen und Männern. 3. So genannte Softskills wie Moderations- und Präsentationskenntnisse, didaktische Kompetenzen und Teamfähigkeit sowie Erfahrungen im Umgang mit Störungen und Widerständen.

Von den Beschäftigungschancen zeichnete Frey ein eher pessimistisches Bild. Die Situation von FreiberuflerInnen ist demnach prekär. Professionalisierungsprozesse haben zu steigender Konkurrenz unter den AnbieterInnen geführt, die sich in Preisdumping niederschlägt. Abhängig sei das Arbeitsfeld zudem von der politischen Konjunktur: „Es kommt sehr darauf an, welcher Stellenwert Gender Mainstreaming in seiner praktischen Umsetzung tatsächlich eingeräumt wird.“

Im Bereich des Sports ist dieser Stellenwert gegenwärtig hoch: Wie *Pia Zufall*, Ressortleiterin „Frauen im Sport“ beim Deutschen Sportbund (DSB) ausführte, beschlossen das Präsidium und Mitgliedsverbände 2003 die flächendeckende Umsetzung von Gender Mainstreaming. Auch wegen ihres Angewiesenseins auf öffentliche Gelder seien schon heute einige Sportverbände auf die Einhaltung entsprechender Kriterien angewiesen. Die Nachfrage nach Gender-Wissen sei daher gegenwärtig sehr hoch. Der DSB

hat relativ viel Geld für diese Aufgabe bereitgestellt. Zufall zufolge sind dennoch nur wenige Mitarbeiterinnen hauptamtlich mit Gleichstellungsfragen befasst (bundesweit insgesamt 18 Stellen), die zudem zusätzlich oft noch für andere Aufgaben wie etwa den Breitensport zuständig sind. Insgesamt schätzte Zufall die Beschäftigungschancen im Sport als eher schlecht ein, da Stellen in den nächsten Jahren eher abgebaut würden. Auch sei nicht absehbar, wie lange Gender Mainstreaming noch solche Bedeutung zugewiesen werde. Den grundsätzlichen Bedarf an Gender-Wissen im Bereich beschrieb Zufall dennoch als hoch: „Viele meinen, weil es im Sport Männer- und Frauenteam gibt, würde beiden Geschlechtern gleichermaßen Rechnung getragen, doch tatsächlich ist der Sport stark männerdominiert.“ So seien Frauen beispielsweise in den Führungspositionen deutlich unterrepräsentiert, obwohl sie bereits 40 % der Vereinsmitglieder ausmachten.

Als Grundvoraussetzung, um im Sport auf hauptamtlicher Ebene Karriere machen zu können, benannte Zufall ein Sportstudium oder eine andere Fachqualifikation mit deutlicher Affinität zum Sport in der eigenen Biographie. Dies könne ein ehrenamtliches Engagement oder eine leistungssportliche Karriere sein; ohne solche Qualifikationen habe man selbst als fachlicher Profi in Sportverbänden keine Chance.

Zusammenfassend entwickelte sich das Expertinnen-Hearing zu einem großen Erfolg für den geplanten Masterstudiengang. Es lieferte wichtige Anregungen für Curriculum und Aufbau und eröffnete einen breit gefächerten Einblick in mögliche Berufsfelder angehender AbsolventInnen. Die erfahrungsreichen Berichte der Referentinnen dokumentierten darüber hinaus eindrucksvoll eine gegenwärtig stattfindende Integration von Gender-Wissen in Institutionen und Organisationen, die bislang kaum systematisch erfasst wurde. Auch dies machte das Expertinnen-Hearing zu einer besonderen und bislang in dieser Form einzigartigen Veranstaltung. Vor allen Dingen aber verdeutlichte dieser Dialog zwischen Expertinnen der außeruniversitären Praxis und der Wissenschaft den Grundgedanken des MA „Gender-Wissen“, die Anforderungen der Praxis und den wissenschaftlichen Forschungsstand unmittelbar aufeinander zu beziehen und zukünftigen AbsolventInnen damit optimale Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu eröffnen.

Die hier aufgezeigten Perspektiven wurden durch ein weiteres Expertinnen-Hearing mit Vertreterinnen anderer Gender-Studiengänge um vorliegende Erfahrungen mit Studienangeboten und Studierenden erweitert. Die Ergebnisse dieses Hearing werden in Kürze veröffentlicht.

Susann Fegter

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld

Email: sfegter@uni-bielefeld.de

Ursula Müller

Erster Workshop zur Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld

Lange geplant, nun in die Tat umgesetzt:

Das IFF veranstaltete am 8.2.2005 zusammen mit Kolleginnen aus der Soziologie, der Pädagogik, den Gesundheitswissenschaften und der Sportwissenschaft einen ersten Workshop zur Geschlechterforschung mit dem Titel „Geschlecht im Kontext“. Dieser Workshop war der Anfang eines längerfristig angelegten Programms, die vielfältigen Potentiale zur Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld deutlicher sichtbar zu machen und stärker miteinander zu verknüpfen. Unser Workshop, dem weitere folgen sollen, diente dazu, detaillierter über Forschungsgebiete und -interessen der beteiligten Wissenschaftlerinnen zu informieren und die Perspektiven gemeinsamer Forschungsschritte, wie die Planung von Forschungsverbänden, weiter zu entwickeln. Um diesen Zielen Raum zu geben, beschränkte sich die Programmgestaltung auf zunächst vier Themengebiete.

Prof. Dr. Claudia Hornberg, Gesundheitswissenschaften, stellte in ihrem Vortrag „Exposition und Prävention – Zur Notwendigkeit der Vernetzung von Umwelt und Gesundheit“ die interdisziplinären Bezüge der gesundheitswissenschaftlichen Perspektive dar. Gesundheitswissenschaften als Querschnittsfach integrieren eine Vielzahl von Fachdisziplinen, die es als ihre gemeinsame Aufgabe begreifen, die Bedingungen zu erforschen, an die Gesundheit geknüpft ist bzw. die Gesundheit ermöglichen und stabilisieren. Durch die Zunahme anthropogen bedingter Umwelteinflüsse in Verbindung mit demographischen Veränderungen und gesellschaftlichen Umbrüchen etablierte sich die ökologische Perspektive in den zurückliegenden Jahren als fester Bestandteil der Gesundheitswissenschaften. Umwelt und Gesundheit werden hier als untrennbares wissenschaftliches Themenpaar wahrgenommen, in dessen Schnittpunkt Prävention und Gesundheitsförderung anzusiedeln sind. Der Forschungsschwerpunkt „Umwelt und Gesundheit“ ist Ausdruck des erweiterten Blickwinkels, der die zentralen Determinanten von Gesundheit (z.B. sozioökonomische und umweltbedingte Verhältnisse, Lebensweise) überall dort verortet, wo sich ökologische, soziale, medizinische, ökonomische und technische Fragestellungen miteinander verbinden. Das Aufgabenspektrum reicht von der Grundlagenforschung im Bereich umweltbezogener Erkrankungen über problemorientierte Analysen z.B. umweltmedizinischer Beratungs- und Behandlungsangebote, bis hin zur Evaluation von gesundheitsbezogenen Interventionen. Hier finden geschlechterspezifische Gesundheitsstörungen, Krankheitshäufigkeiten und ihre biologischen Ursachen (z.B. Schadstoffmetabolismus, genetische Polymorphismen) sowie gesellschaftliche Ursachen und deren gesellschaftliche Wahrnehmung besondere Berücksichtigung.

In der angeregten Diskussion spielten die Möglichkeiten, Notwendigkeiten und Begrenzungen der gegenwärtigen Thematisierung von Geschlecht in der naturwissenschaftlichen Forschung im Vergleich zur sozialwissenschaftlichen Forschung eine prominente Rolle. Die Notwendigkeit, eine Geschlechterdichotomie voranzusetzen, die in der feministischen Erkenntniskritik erfolgreich dekonstruiert wurde, und die hieraus resultierende Spannung anzuerkennen und zu reflektieren, wurde als ein relevantes metatheoretisches Problem festgehalten.

Im Anschluss referierte *Prof. Dr. Katharina Gröning*, Pädagogik, zum Thema „Frauen und familiäre Pflege“ und nutzte diesen Anlass zunächst zu einer Einordnung von Pflegearbeit in Modernisierungsdiskurse und eine kritisch-konstruktiven Auseinanderset-

zung mit feministischen Diskursen zur Pflege (Perspektive der Reproduktionsarbeit, Interessenkonflikt „Frauen“ gegen „Alte“) sowie dem Belastungs- und dem therapeutischen Diskurs. Ferner beleuchtete sie die Verschränkung dieser Problemanalysen mit institutionellen Praktiken wie beispielweise der Pflegeversicherung, die als Rahmung eines doing gender in der Pflege fungiert.

Nach dem Mittagsimbiss mit angeregten Gesprächen referierte *Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay*, Sportwissenschaft, zum Thema „‘Männlicher’ Sport – ‘weibliche’ Identität? Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten“.

Anhand dieses nunmehr abgeschlossenen Projekts, das im Rahmen eines Projektverbundes vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW gefördert wurde, konnte ein differenzierter Einblick in gegenwärtige Praktiken des Umgangs mit Geschlechterdifferenz im Leistungssport gewonnen werden. Praktiken der Differenzauf- und -minimierung sind gleichzeitig beobachtbar, und Spitzensportlerinnen entwickeln Strategien des „Identitätsmanagements“. Geschlechterkonstruktionen im männlich dominierten Sport sind ambivalent. Die Relevanz von Geschlecht, so ein wichtiges Ergebnis, verliert in dem Maße an Bedeutung, in dem der sportliche Erfolg im Interaktionssystem an Bedeutung gewinnt. Zu den Strategien des Identitätsmanagements, die Spitzensportlerinnen entwickeln, gehören die gezielte Nutzung personaler und sozialer Ressourcen zur Ausbildung einer individuellen Identität „Spitzensportlerin“: gezielte Zuwendung zu unterstützenden und anerkernden sozialen Kontexten gehört ebenso dazu wie subjektive Abschwächung oder auch Verdrängung von Abwertung, aktives „Gendering“, Stolz auf die eigene Leistung und die Konstruktion persönlicher Besonderheit und Einzigartigkeit. Aber auch das Sich-unabhängiger-machen von Anerkennung kann dazu beitragen, trotz widersprüchlicher Botschaften im Leistungssport als Frau spezifische Identitätsgewinne zu erzielen.



Von links nach rechts: *Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay*, *Prof. Dr. Ursula Müller*, *Prof. Dr. Katharina Gröning* und *Prof. Dr. Claudia Hornberg*

Die Thematik des Relevant-Bleibens oder Irrelevant-Werdens von Geschlechterdifferenz wurden weiter aufgegriffen im Beitrag von *Prof. Dr. Ursula Müller*, Soziologie, die anhand eines soeben abgeschlossenen DFG-Projekts zum Thema „De-Institutionalisierung und Reformulierung von Geschlecht am Beispiel Polizei“ vortrug. In der Kontrastierung von Strukturen in der Polizei und Diskursen über diese Strukturen zeigen sich widersprüchliche Thematisierungsweisen von Geschlecht und Geschlechterdifferenz, die teils die polizei-offizielle These der Geschlechtergleichheit im Polizeidienst belegen, teils aber auch Re-Thematisierungen zutage treten lassen, die eine Differenzierung von Arbeitseinsatz nach Geschlecht nicht nur als funktional, sondern auch als zeitgemäße Professionalisierung polizeilicher Arbeit behaupten. Auf einer Metaebene wurde sodann diskutiert, wie unterschiedliche theoretische Zugänge zur Ge-

schlechterthematik unterschiedliche Deutungsangebote für die aufgefundenen Ergebnisse bereithalten.

Auf diesen ersten Workshop soll im Sommersemester 2005 ein weiterer folgen, dessen Programm rechtzeitig bekannt gegeben wird. Mittelfristig ist die Herausgabe eines Sammelbandes geplant, der einen aktuellen Überblick über geschlechterbezogene Forschung an der Universität Bielefeld gibt (analog zum sehr erfolgreichen Sammelband „Erkenntnisprojekt Geschlecht“ von 1999).

Prof. Dr. Ursula Müller

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

Universität Bielefeld

Postfach 100131, 33501 Bielefeld

Email: ursula.mueller@uni-bielefeld.de

Bettina Roß (Hg.): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Perspektiven für eine antirassistische und feministische Politik und Politikwissenschaft, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, 232 Seiten, 39.90 €, ISBN 3810040789



Der von Bettina Roß herausgegebene Sammelband versammelt aktuelle Ansätze, sowohl aus dem feministisch-politikwissenschaftlichen Bereich als auch aus der feministischen und antirassistischen Praxis, die sich mit dem komplexen Verhältnis von Geschlecht, Ethnizität, Migration und Klasse aus-

einandersetzen. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben, die Lücke zwischen Theorie und Praxis, die Uta Ruppert in ihrem Vorwort konstatiert, zu schließen, sondern der Band wird vielmehr als ein Angebot zu einem „kritisch-solidarischen Dialog über Verhältnisse von Rassismus und Feminismus in Deutschland“ verstanden (S. 8).

Dass dieser Dialog auf verschiedenen Ebenen geführt werden muss, spiegelt sich schon in der Gliederung der Themenbereiche wider. Der erste beschäftigt sich mit der Verschränkung von Geschlecht und Ethnizität in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten, der zweite thematisiert die geschlechtsspezifischen Auswirkungen der bundesdeutschen Migrationspolitik und des Staatsbürgerschaftsrechts und im dritten Themenbereich werden politische Perspektiven auf einen nicht-rassistischen Feminismus und eine solidarische Interkulturalität eröffnet und bisherige politische Strategien reflektiert.

Den Aufsätzen geht eine Einleitung der Herausgeberin voran, die einen informativen Überblick über die bisherigen Debatten und Erkenntnisse zu der Verknüpfung von Sexismus, Klassismus und Rassismus sowie ihrer Thematisierung in der bundesdeutschen Geschlechterforschung bietet und damit ein Grundverständnis über die Thematik herstellt.

Im ersten Themenblock wird der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Ethnizität durch sehr unterschiedliche Perspektiven kontextualisiert. *Renate Bitzan* beleuchtet anhand von Ergebnissen aus Interviews mit

Industriearbeiterinnen die Mikroebene der Konstruktion von Ethnizität und Geschlecht und zeigt, wie gesellschaftliche Diskurse und Sichtweisen hier zitiert, aber auch gebrochen werden. Die Gruppengespräche zeigen z.B., wie auch hier der bekannte Diskurs dominiert, dass die deutschen Frauen emanzipierter seien als die (vor allem türkischen) Migrantinnen, allerdings werden hier durch das dominante Deutungsmuster emanzipiert/unemanzipiert z.T. andere, rassistische Deutungsmuster nicht rezipiert.

Eine bisher recht wenig im öffentlichen Diskurs bekannte Sichtweise ist die auf den internationalen Frauenhandel als Migrationschance, die *Agnieszka Zimowska* in ihrem Beitrag formuliert. Frauenhandel wird in der offiziellen bundesdeutschen und europäischen Diskussion um Migrationspolitik als zentrale Argumentationsfigur genutzt, in der die betroffenen Frauen ausschließlich als Opfer international agierender krimineller Netzwerke dargestellt werden. Zimowska bestreitet nicht den Zwangscharakter und die Gewaltförmigkeit des Frauenhandels. Sie betont aber die Subjekthaftigkeit der betroffenen Migrantinnen, für die sich die Strukturen des Frauenhandels als eine Chance darstellen zu migrieren und ihre individuellen Ziele, welche im Text skizziert werden, zu verfolgen. Die deutsch-polnische Grenzprostitution, in der sich der Frauenhandel niederschlägt, beschreibt Zimowska als „Machtgefüge des transnationalen sexuellen Marktes“ (S. 53), der durch das komplexe Zusammenwirken verschiedener Faktoren geprägt ist. Einen ganz wichtigen Faktor bilden hier die Gesetzgebungen der Staaten. Für Zimowska sind für den nahezu rechtlosen Status der migrantischen Sexarbeiterinnen vor allem die (trans)nationalen Migrationspolitiken verantwortlich, weswegen sie auch den Schluss zieht, dass die Machtverhältnisse nur mit einer Kritik am Konzept der Nationalstaatlichkeit aufgebrochen werden können.

Der letzte Beitrag des Themenblocks wendet sich weniger dem Thema der Migration zu, sondern setzt den Zusammenhang von Rassismus und Sexismus in den Kontext von Bevölkerungspolitik in den Ländern des Südens und in der BRD. *Antje Schulz* zeigt anhand der Geschichte und der gegenwärtigen Entwicklungen bevölkerungspolitischer Diskurse und Programme auf, dass die Kategorisierung in erwünschte und nicht-erwünschte Geburten entlang von Ethnizität, Geschlecht, Gesundheit und Normalität verläuft.

Der zweite Themenbereich des Sammelbandes setzt sich zum einen mit verschiedenen Aspekten staatlicher Einwanderungspolitik auseinander und analysiert zum anderen juristische Diskurse hinsichtlich ihrer Impli-

kationen. *Veronika Kabis* zeigt u.a., wie in der BRD mit dem Familiennachzugsmodell eine Orientierung an konservativen Familiennormen (etwa der Kernfamilie und der Ehe) stattfindet, in das MigrantInnen dann hineingezwungen werden. Sie kritisiert zudem den normativen Integrationsbegriff, der der Lebensrealität von MigrantInnen nicht entspricht. *Susanne Köbring* stellt in ihrem Beitrag die geschlechtsspezifischen Auswirkungen (z.B. häusliche Gewalt) der Residenzpflicht dar, die AsylbewerberInnen an den Bezirk der jeweils zuständigen Ausländerbehörde bindet. Sie zeigt aber auch Widerstandspraktiken von Flüchtlingen auf.

Bemerkenswert ist der Beitrag von *Heike Brabandt*, die nachweist, dass sich Grundannahmen der klassischen liberalen Theorie (Hobbes, Locke, Rousseau), wie die Konzeption des geschlechtsneutralen Individuums und die Trennung zwischen öffentlicher und häuslicher Sphäre, im deutschen Recht erhalten haben. Nach dem bundesdeutschen Asyl- und Ausländerrecht und der praktizierten Rechtssprechung war die Anerkennung geschlechtsspezifischer Fluchtgründe deshalb bisher nahezu unmöglich. Die rechtliche Trennung zwischen politischer und „privat“ motivierter Verfolgung, hatte für Frauen in den meisten Fällen zur Folge, dass ihr Fluchtgrund selbst bei Vergewaltigungen durch Bedienstete des Staates nicht als staatliche Verfolgung anerkannt wurde, weil erst der fehlende Schutzwille des Staates nachgewiesen werden musste. Auch bei den Neuregelungen durch das Zuwanderungsgesetz wurden nach Brabandt letztlich deutliche Abstriche bei nicht-staatlicher und geschlechtsspezifischer Verfolgung gemacht.

Stephanie Schmoliner richtet den Blick auf die rechtliche Kriminalisierung von MigrantInnen mittels der juristischen Definition der „Ausländerkriminalität“ und stellt heraus, wie ungenau und vorurteilsbelastet diese Kategorie und wie verzerrt deshalb die Kriminalstatistik ist. Die spezifische Situation von weiblichen Migrantinnen findet sich hier überhaupt nicht wieder und wird damit unsichtbar gemacht, was sich vor allem in fehlenden Präventionsangeboten für Migrantinnen niederschlägt.

Der letzte Themenblock wendet sich den anti-rassistischen und feministischen politischen Perspektiven auf verschiedenen Ebenen zu. *Birgit Seemann* beschäftigt sich mit der Frage nach einer Forschungsperspektive, die den Blick stärker auf Minoritäten lenken kann. Nach einem Rückblick auf bisherige Ansätze feministischer Staatstheorie resümiert sie, dass diese sich bisher vornehmlich auf die weibliche Bevölkerungsmehrheit, also weiße nicht-jüdische und nicht-migran-

tische Staatsbürgerinnen richtete. Sie schlägt dagegen als feministisch-theoretische Perspektive den Neopluralismus vor, der „emanzipierte gesellschaftliche Sichtweisen gleichrangig behandelt sowie Mehrheits- und Minderheitsinteressen ausbalanciert“ (S. 151). Als konkret zu erforschendes Feld stellt sie historisch und aktuell die Haltungen von Jüdinnen und Nicht-Jüdinnen zum deutschen Staat dar. Sie fordert eine multikulturalistische feministische Politik- und Staatswissenschaft, „die Sichtweisen [...] einheimischer wie zugewanderter Frauen und Frauengruppierungen gleichrangig und differenziert betrachtet“ (S. 157).

Auch *Umut Erel* geht es eher um eine theoretische Verortung, indem sie zunächst Ansätze bisheriger Forschung zu Migration und (Staats-)Bürgerschaft skizziert und anschließend ihr Konzept von Bürgerschaft darstellt. Erel betont die Machtverhältnisse, denen Frauen in ethnischen Gruppen unterliegen und wendet sich deshalb gegen ein multikulturalistisches Kultur- und Gruppenverständnis. Sie plädiert dagegen für die Thematisierung multipler Gruppenidentitäten, die die unterschiedlichen Subjektpositionen von Migrantinnen widerspiegeln.

Beispiele für politische Praxen geben die Beiträge von *Nils Pagel* und *Efthimia Panagiotidis*. Geht es bei Pagel um die organisationale Umsetzung des Diversity Management, reflektiert Panagiotidis die Forderungen der feministischen Kampagne „Lohn für Hausarbeit“ hinsichtlich ihrer Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit der aktuellen Kampagne für ein Recht auf Legalisierung. Pagel zeigt anhand verschiedener Beispiele die Chancen des Konzepts des Diversity Management auf, aber auch die Beschränktheiten in der Umsetzung, z.B. hinsichtlich der Auswahl der förderungswürdigen Gruppen. Panagiotidis stellt zunächst die historischen Debatten innerhalb der internationalen Kampagne „Lohn für Hausarbeit“ dar und formuliert, dass es bei dieser Kampagne um die Herstellung von Gemeinsamkeiten zwischen Frauen ging, wohingegen die Kampagne für ein Recht auf Legalisierung eher darauf setzt, das politische Kampffeld zu erweitern. In der organisierenden Wirkung, wie sie die Lohnkampagne hatte, sieht Panagiotidis auch eine Chance für aktuelle Kampagnen.

Auf der Metaebene politischer Praxis bewegt sich der Beitrag von *María do Mar Castro Varela* und *Nikita Dhawan*, der sich mit den Problematiken einer Politik der Repräsentation beschäftigt. Castro Varela und Dhawan zeigen, dass Repräsentation auch immer Interpretation bedeutet, zudem verweisen sie auf die Dynamik des Schweigens, die die Praxis der Repräsentation mit

sich bringt. Sie plädieren schließlich für ein Konzept der Vulnerabilität, das nicht vereinheitlicht, sondern Verletzlichkeiten als dynamische Felder sichtbar macht, die verschiedene Subjektpositionen hervorbringen.

Der vorliegende Sammelband stellt ein gelungenes Beispiel für den Versuch einer Verknüpfung von theoretischer Analyse mit der Betrachtung gegenwärtiger gesellschaftlicher Realitäten und möglicher politischer Praxen dar. Die einzelnen Beiträge verweisen zum Teil aufeinander, stellen zum Teil aber auch sehr unterschiedliche gegenwärtige Realitäten dar, zwischen denen bisher kaum Verweisungszusammenhänge hergestellt wurden. Der Sammelband bietet somit die Möglichkeit, Migration, Sexismus, Rassismus, Klassismus und Staatsbürgerschaft als komplex miteinander verwobene gesellschaftliche Verhältnisse zu fassen, die multidimensional und kontextbezogen und somit auf verschiedenen Ebenen wirken. Er bietet vor allem aber den Ausblick auf Veränderung von Machtverhältnissen, was zum einen den durchweg engagiert geschriebenen Beiträgen zu verdanken ist und zum anderen durch explizite Schwerpunktsetzung auf feministische und antirassistische Politiken konzeptionell einbezogen wurde. Dass am Ende noch Kontaktadressen antirassistischer Gruppen und Projekte genannt werden, stellt noch einmal eine praktisch-politische Brücke dar, die über das Geschriebene auf konkrete Möglichkeiten der politischen Intervention hinausweist.

Kristin Schwierz

Frauenbüro der Ruhr-Universität Bochum.

Email: Kristin.Schwarz@rubr-uni-bochum.de

**Sigrid Schmitz und Britta Schinzel (Hgg.):
Grenzgänge. Genderforschung in Informatik
und Naturwissenschaften, Königstein/Taunus
2004, Ulrike Helmer Verlag, 173 Seiten, 22.00 €
ISBN 3897411555**

Dass sich die Geschlechterforschung in den letzten 30 Jahren in den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften entwickelt, ausdifferenziert und etabliert hat, ist hinreichend bekannt. Dass aber auch in den Technik- und Naturwissenschaften nahezu ebenso lange eine kritische Geschlechterforschung existiert, wird zumindest im deutschsprachigen Raum nur wenig wahrgenommen. Wenn überhaupt, so werden in erster Linie jene Arbeiten rezipiert und diskutiert, die sich mit der Situation von Frauen in diesen Fächern oder Berufsbereichen beschäftigen. Der Aspekt „Women in Science and Technology“ repräsentiert jedoch nur einen Ausschnitt der Geschlechterforschung in den Natur- und Technikwissenschaften. Die kritische Auseinandersetzung mit den Geschlechterkonstruktionen innerhalb dieser Disziplinen (Science and Technology of Gender) und die methodisch-epistemologischen Vorgehensweisen dieser Fächer (Gender in Science and Technology) hingegen führen im wissenschaftlichen Diskurs des Mainstreams der eigenen Disziplinen, aber auch in der deutschsprachigen Geschlechterforschung, ein wahres Schattendasein.

Ein möglicher Grund hierfür mag darin zu suchen sein, dass es im deutschsprachigen Raum lange Zeit nur sehr wenige Vertreterinnen der beiden letztgenannten Forschungsfelder gab. Ein weiterer Grund liegt sicherlich darin, dass sich die Technik- und Naturwissenschaften, über all die Jahre hinweg erstaunlich resistent gegenüber einem „Geschlechterdiskurs“ in ihren Disziplinen erwiesen haben. Gerade Arbeiten, die „mitten ins Herz“ dieser Fächer zielen, sich also mit der Aufdeckung oder gar der Transformation androzentrischer Grundlagen dieser Disziplinen, der Reformulierung ihrer wissenschaftlichen Begründungs- oder Entdeckungszusammenhänge befassen und mit ihren Verwertungsbeziehungen oder der Infragestellung und



Neuformulierung ihrer wissenschaftlichen Methoden beschäftigen, finden bis heute nahezu keinen Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs der scientific community dieser Disziplinen.

Dass diese Arbeiten auch in dem Diskurs der deutschsprachigen Geschlechterforschung nur eine untergeordnete Rolle spielen, liegt m.E. vor allem an folgenden Punkten: 1. an der Dominanz der Sozial- und Geisteswissenschaftlerinnen in der deutschsprachigen Geschlechterforschung und ihrer z.T. vorhandenen Berührungspunkte bzw. ihrer bewussten oder unbewussten Vorbehalte gegenüber den Natur- und Technikwissenschaften sowie deren Wissenschaftsverständnis und -praxis; 2. an einem nur wenig gepflegten interdisziplinären Dialog zwischen den Vertreterinnen einer Geschlechterforschung in den Natur- und Technikwissenschaften selbst, die damit die im Mainstream errichteten und bis heute auch recht erfolgreich verteidigten Grenzziehungen zwischen diesen Disziplinen kaum zu durchbrechen vermögen; 3. an einem fehlenden Austausch zwischen Vertreterinnen einer Geschlechterforschung in den Natur- und Technikwissenschaften mit jenen der Sozial- und Geisteswissenschaften – einem Austausch, der sowohl der Unterschiedlichkeit dieser Denktraditionen vorurteilslos Rechnung tragen kann, wie auch die gemeinsamen Erkenntnisinteressen hervorzuheben vermag.

Mit dem vorliegenden Sammelband wagen die beiden Herausgeberinnen Sigrid Schmitz und Britta Schinzel, die gemeinsam das Kompetenzforum „Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften (GIN)“ an der Universität Freiburg leiten, sowie die Einzelautorinnen der unterschiedlichen Beiträge in mehrfacher Hinsicht ebenso innovative wie provokative Grenzüberschreitungen: Sie wollen den Dialog zwischen den Disziplinen der Informatik und der Naturwissenschaften eröffnen, sie laden die Sozial- und Gesellschaftswissenschaften explizit zu diesem Dialog ein und sie stellen die Geschlechterkonstruktionen und die methodisch-epistemologischen Vorgehensweisen der Natur- und Technikwissenschaften in unterschiedlichen Facetten ihrer Verwobenheit ins Zentrum der wissenschaftlichen Analyse. Diese „Grenzgänge“ machen das Buch so spannend und lesenswert, auch wenn sich, wie bei Sammelbänden unvermeidlich, die einzelnen Beiträge durchaus in ihrer Qualität und in der Originalität ihrer Frage- bzw. Themenstellung unterscheiden.

Der Sammelband gliedert sich in drei thematische Schwerpunkte: Der erste Themenschwerpunkt widmet sich den theoretischen Grundlagen der Geschlechterforschung in den Natur- und Technikwissenschaften und

fokussiert dabei auf unterschiedliche Fragestellungen der „Anwendung und Einbringung der Arbeitsweisen und Diskurspraktiken der Gender Studies in die ‘Sprache’ und Epistemologie der Technik- und Naturwissenschaften“ (S. 8). Die drei Beiträge dieses Schwerpunktes nehmen eine eher grundlegende wissenschaftstheoretische oder wissenschaftsforschende Perspektive ein, die nicht nur von disziplinübergreifendem Interesse ist, sondern auch vielfältige Ansatzpunkte für den anvisierten „grenzüberschreitenden“ Dialog zwischen den Disziplinen aufzeigt. Aus diesem Grund soll ihnen in der Besprechung etwas mehr Raum zuteil werden.

Frances Grundy zeichnet in ihrem Beitrag „*Arbeiten an den Grenzlinien – Möglichkeiten und Probleme der Interdisziplinarität*“ zunächst noch einmal unterschiedliche Bedeutungen des Wortes „Disziplin“ nach und führt vor Augen, wie Grenzlinien zwischen Disziplinen gezogen, aber durchaus auch verschoben werden. Interdisziplinarität entwickelt sich nach ihren Beispielen keineswegs an den „großen“ Disziplinengrenzen, sondern an sich verändernden Grenzlinien von Spezialbereichen einzelner Disziplinen. Anschließend wirft die Autorin noch einmal grundsätzlich die Fragen auf, wann und wodurch Grenzlinien durchlässig oder veränderbar werden und welche Potentiale einer Grenzüberschreitung in der Geschlechterforschung bzw. Gender Studies liegen; einer Grenzüberschreitung nicht nur zwischen den Technik- und Naturwissenschaften, sondern auch zwischen diesen und den Sozialwissenschaften.

Britta Schinzel geht in ihrem Beitrag „*Epistemische Veränderungen an der Schnittstelle Informatik und Naturwissenschaften*“ der Problematik nach, Ansätze der Geschlechterforschung in die Informatik zu integrieren; eine Problematik, die sich ihrer Ansicht nach durch die beobachtbare zunehmende Verschränkung dieser Disziplinen noch verstärkt. Auf sehr eindrückliche Art und Weise beschreibt die Autorin, wie die Informatik nicht nur zunehmend gesellschaftliche oder kulturelle Artefakte schafft, sondern auch wissenschaftliches Wissen formt, indem sie die Denkmodelle anderer Wissenschaften durchdringt und damit deren epistemische Verfassung verschiebt. Neue Anwendungskontexte der Informatik in den Naturwissenschaften beeinflussen jedoch auch umgekehrt die Erkenntnisinteressen und Methoden der Informatik. Welche Auswirkungen diese wechselseitigen Veränderungen auf Geschlechterkonstruktionen haben und welche Aufgaben oder Ansätze sich dadurch für die Geschlechterforschung in der Informatik ergeben, skizziert die Autorin ausblickend am Ende ihres Beitrages.

Kerstin Palm beschreibt in ihrem Beitrag „*Was bringt*

die Genderforschung eigentlich den Naturwissenschaften?“ bisherige Ansätze der Genderforschung in den Naturwissenschaften, die grob in drei Diskussions- und Forschungsstränge einzuteilen sind: Women in Science, Science and Gender und Gender in Science. Anhand ausgewählter Beispiele dieser drei Perspektiven erläutert die Autorin deren „Reflektionsertrag für die naturwissenschaftliche Forschung und das naturwissenschaftliche Selbstverständnis“ (S. 51). Ihre einführende Darstellung ist auch deshalb interessant, weil sie an vielen Stellen sichtbar macht, dass die Genderforschung in den Naturwissenschaften durchaus in ihrer Entwicklung nicht nur personell, sondern auch hinsichtlich der Erkenntnisinteressen in einem für beide Seiten fruchtbaren Diskurs mit den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften stand; ein Diskurs, den es wieder aufzunehmen und zu vertiefen gilt.

Der zweite Themenschwerpunkt des Buches soll laut Herausgeberinnen in einzelne „Arbeitsfelder der Informatik und Naturwissenschaften“ (S. 9) einführen. Streng genommen tut er dies aber nur für den Bereich der Informatik oder allgemeiner den der Informationstechnologien. Die vier Beiträge zeigen auf, wie die im ersten Schwerpunkt des Buches vorgestellten Ansätze oder Fragestellungen der Geschlechterforschung beispielhaft in ausgewählte Anwendungsgebiete der Informatik/Informationstechnologien fruchtbar gemacht werden können und konnten. *Cecile Crutzen* wie *Ruth Meßmer* wenden sich – wenngleich von unterschiedlichen Blickwinkeln aus – in ihren Beiträgen „*Questioning Gender, Questioning E-Learning*“ und „*Gender und Diversität in E-Learning: theoretische und technische Konzepte*“ den Fragen zu, wie Gender in der Entwicklung, Gestaltung und Nutzungsmöglichkeiten elektronischer Lernmittel sowie in den daran geknüpften Lern- und Lehrprozessen oder Lern- und Lehrkulturen einfließt, ob und wie damit bestehende Geschlechterstereotypen oder Geschlechterkonstruktionen erneut bestätigt werden und wie einer Vergeschlechtlichung des E-Learnings entgegengewirkt werden kann. *Elisabeth Grunau* zeigt in ihrem Beitrag „*Navigationsstrategien beim Lernen im Netz – eine Frage des Geschlechts?*“ auf, wie das Navigieren im Netz von unterschiedlichen und sich dabei zum Teil wechselseitig beeinflussenden Parametern abhängt, und dass die Kategorie Geschlecht insofern einen Einfluss auf bevorzugte Navigationsstrategien hat, da Gender die Ausprägung anderer Parameter mitbestimmt und/oder von ihnen mitbestimmt wird. *Katharina Schmidt* untersucht in ihrem Beitrag „*Topic Maps – Vernetzte Strukturen*“ zunächst, wie Ansätze der Geschlechterforschung in die Analyse und in die konkrete informati-

onstechnische Konstruktion von Produkten eingehen können. Anschließend wirft sie die Frage auf, inwieweit XML Topic Maps als gendersensitive informationstechnische Mittel charakterisiert werden können, ob sich also die Prämissen der Geschlechterforschung, Kontextbezogenheit und Vernetztheit, mit Topic Maps realisieren lassen.

Der dritte Themenschwerpunkt widmet sich – real oder virtuell – dem Körper bzw. der Körperlichkeit, der/die offensichtlich einen neuen Siegeszug für Geschlechter determinierende Argumentationen bereitet. Die drei diesem Schwerpunkt zugeordneten Beiträge bestechen nicht nur durch ihre provokanten und spannenden Themen, sondern auch durch ihren jeweiligen (äußerst gelungenen) Brückenschlag zwischen den Natur- und Sozialwissenschaften. Auch sie sollen deshalb etwas detaillierter betrachtet werden. *Sigrid Schmitz* hinterfragt in ihrem Beitrag „*Körperlichkeit in Zeiten der Virtualität*“ am Beispiel digitaler Hirnbilder den Abbildungs- und Objektivitätsmythos technisierter naturwissenschaftlicher Bildlichkeit und die naturwissenschaftliche „Argumentationslogik zur Naturalisierung und Objektivierung via Körperlichkeit“ (S. 121). Die Autorin nutzt das methodische Instrumentarium der Geschlechterforschung, um die Konstruiertheit von Bildern und Körpern bzw. Bildlichkeit und Körperlichkeit aufzuzeigen und die Objekt-Subjekt-Trennung, die Natur-Kultur-Dichotomie wie auch die von Sex und Gender auf der Grundlage der Materie des Gehirns zu hinterfragen. *Katrin Nikoleyczik* analysiert in ihrem Beitrag „*Normkörper: ‘Geschlecht’ und ‘Rasse’ in biomedizinischen Bildern*“ nicht nur, wie sich Normierungen in digitalen biomedizinischen Bildern finden lassen und wie sowohl „Rasse“ als auch „Geschlecht“ in diesen Normierungsprozessen wieder als naturwissenschaftlich abgesicherte, gleichsam ontologische Wahrheiten sichtbar gemacht werden. Sie thematisiert auch das in ihren Augen keineswegs unproblematische Verhältnis von Geschlechterforschung und Naturwissenschaften und gibt für einen gemeinsamen interdisziplinären Zugang hinsichtlich ihres Themas und einer gegenseitigen Annäherung ausblickende Impulse. *Bärbel Mauss* diskutiert in ihrem Beitrag „*Genomic Imprinting im Kontext feministischer Kritik*“ zunächst ganz allgemein, wie Körperkonzepte der Biologie und der Biomedizin im molekulargenetischen Feld des Genomic Imprinting aussehen. Anschließend beschreibt sie, wie Geschlecht als epigenetischer Faktor in das Konzept des Genomic Imprinting eingeschrieben wird und welche Geschlechterkonzeptionen diesem Wissenschaftsfeld entweder inhärent sind oder neu durch dieses entworfen werden.

Interessant ist ihr Ausblick, in dem sie Genomic Imprinting und die damit einhergehende Loslösung von Geschlecht von der Zuordnung zu männlichen und weiblichen Körpern einerseits als Effekt einer kritischer Intervention der feministischen Biologie oder als Annäherung an diese beschreibt, andererseits aber auf die gleichzeitige Widersprüchlichkeit verweist, dass damit das Geschlechterverhältnis als Gegensatzpaar weiter festgeschrieben und in grundsätzlichere Prinzipien verlagert wird.

In ihrem abschließenden Ausblick des Buches skizziert *Britta Schinzel* jene Felder der Technik- und Naturwissenschaften, in denen sich theoretische Ansätze der Geschlechterforschung fruchtbar machen lassen und jene, in der sie besonders wichtig zu sein scheinen.

Der vorliegende Sammelband sei all jenen, denen neuere Diskurse und Entwicklungen der Geschlechterforschung in den Technik- und Naturwissenschaften am Herzen liegen, wärmstens empfohlen. Allerdings hat die Rezensentin beim Lesen einiger Beiträge den Eindruck gewinnen müssen, dass die Hauptzielgruppe der Leserinnen letztlich doch Vertreterinnen und Geschlechterforscherinnen der Technik- und Naturwissenschaften selbst sind oder sein werden. Manche Beiträge erschweren vor allem aufgrund ihrer Sprache disziplinfremden Leserinnen mit Sicherheit den Zugang. Der anvisierte Grenzgang zu oder der Dialog mit den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften ist daher nur einigen Autorinnen gelungen, dann aber zumeist in herausragender Weise.

Anina Mischau

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Universität Bielefeld,

Email: anina.mischau@uni-bielefeld.de

Karin Heinzmann und Angelika Schmidt (Hgg.): Wege aus der Frauenarmut, Band 14 der Reihe „Frauen, Forschung und Wirtschaft“, Frankfurt am Main 2004, Peter Lang Verlag, 261 Seiten, 45.50 € ISBN 3631525931

Dieser Sammelband dokumentiert die Beiträge einer multidisziplinären Fachtagung und damit vielfältige Ansätze auf der Suche nach „Wegen aus der Frauenarmut“. Er analysiert die Europäische Sozialpolitik, die Politik des Gender Mainstreaming, nationale Politiken sowie Maßnahmen und Möglichkeiten, die der Arbeitsmarkt bzw. Erwerbsorganisationen bieten. Darüber hinaus wird die Frage gestellt, wie eine neue Geschlechter- und Gesellschaftsordnung aussehen könnte, die Frauen (und Männern) ein „gutes Leben“ außerhalb der Armut ermöglichen würde.

Es gibt Grund genug, das Thema in dieser Breite aufzugreifen: Statistiken weisen nach, dass Frauen in überproportionalem Ausmaß von Armut betroffen sind. Die Ursachen hierfür sind vielfältig: Frauen sind weniger oft in bezahlter Beschäftigung anzutreffen als Männer. Sind Frauen am Arbeitsmarkt integriert, dann häufiger als Männer in atypischen Beschäftigungsformen (z.B. als Teilzeitbeschäftigte) sowie in Branchen, die zu einer deutlich geringeren Entlohnung führen. Frauen werden in der Privatwirtschaft auch bei gleicher Arbeit im Hinblick auf die Entlohnung schlicht diskriminiert. Frauen erhalten in einem erwerbsarbeitszentrierten Sozialversicherungssystem schließlich auch geringere Sozialversicherungsleistungen (etwa im Hinblick auf Rente oder Arbeitslosenleistungen). Mit ein Grund für diese Positionierung von Frauen am Arbeitsmarkt und in der sozialen Sicherung ist die Tatsache, dass sie immer noch den Großteil der privaten, unbezahlten Hausarbeit und Betreuungsarbeit übernehmen. Konsequenz dieses weiblichen Lebenszusammenhangs: Das Risiko von Frauen, Einkommensarmut zu erfahren, ist um fast 50 Prozent höher als jenes von Männern.

Auch wenn sich ein Teil der Beiträge auf Österreich bezieht, lassen sich die Tendenzen mühelos auf andere EU-Länder übertragen. Ein insgesamt sehr lesens-



wertes Buch, das in der Zusammenschau ein breites Analyse- und Maßnahmenrepertoire vor Augen führt und damit ein – wenn auch nicht vollständiges – Kompendium zur Verbesserung der sozioökonomischen Situation von Frauen darstellt. Die Beiträge behandeln verschiedenste Themenkreise, die im Folgenden vorgestellt werden sollen.

Silvia Angelo untersucht die Auswirkungen der geld- und budgetpolitischen Vorgaben der europäischen Wirtschafts- und Beschäftigungspolitik. Sie zeigt auf, dass die damit angestrebten Ziele einer Vollbeschäftigung sowie der Bekämpfung von Arbeitslosigkeit und Armut auch unter einer geschlechterpolitischen Perspektive durchaus positiv zu beurteilen sind. Aber erst dann, so die Autorin, wenn eine gleichberechtigte Stellung zwischen Sozial- und Wirtschaftspolitik erreicht ist, kann eine durchgreifende Veränderung der nach wie vor benachteiligten sozioökonomischen Situation von Frauen erreicht werden.

Andrea Leitner führt vor, dass die Strategie des Gender Mainstreaming in Österreich zwar erfolgreich bei der Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt ist, jedoch nicht beim Abbau der Einkommensunterschiede der Geschlechter. Denn Gender Mainstreaming zielt vor allem auf eine quantitative Ausweitung der Erwerbsbeteiligung von Frauen, während die Qualität der zusätzlichen Jobs sowohl im Hinblick auf Branchen, Qualifikationsniveau wie auf die Arbeitszeiten – also im Hinblick auf alle Faktoren für Einkommensunterschiede neben Diskriminierung – durch diese Strategie bislang vernachlässigt wird.

Karin Heinzmann zeichnet geschlechtsspezifische Ungleichheiten in der Armutsbetroffenheit in Österreich nach. Sie stellt u.a. fest, dass Frauen im Vergleich zu Männern eine höhere Armutsgefährdung haben, dass vor allem ältere Frauen eine große Armutsbetroffenheit aufweisen, dass Kinder generell das Risiko der Armutsgefährdung erhöhen und dass zu den Personen mit einem deutlich überproportionalen Risiko allein erziehende Mütter gehören, die keiner Erwerbsarbeit nachgehen (können). Die Autorin folgert daraus: Solange Männer und Frauen Berufs- und Familienaktivitäten mit unterschiedlicher Intensität übernehmen, solange müssen die weibliche und die männliche Lebensrealität gleichberechtigt (und zwar nicht nur ideell, sondern auch monetär) im Sozialsystem ihren Niederschlag finden. Dies erfordert eine stärkere vertikale Umverteilung – zwischen Beitragsleistenden und LeistungsempfängerInnen – sowie eine stärkere horizontale Umverteilung zwischen den Geschlechtern.

Nach *Ulrike Mühlberger* kann Frauenarmut langfris-

tig nur durch eine Erhöhung der Arbeitsmarktpartizipation von Frauen überwunden werden. Die Autorin entwirft einen theoretischen Analyserahmen, der das weibliche Erwerbsverhalten nicht nur als Ergebnis von rationalen Entscheidungen innerhalb eines Haushaltes sieht, sondern auch das Arbeitsangebot bestimmenden sozialen Institutionen (wie Kosten der Kinderbetreuung, Regelung von Erziehungszeiten) berücksichtigt. In der Summe bewirkt die Interaktion der privaten, der unternehmerischen sowie der staatlichen Sphäre eine spezifische Gender-Kultur, die Quantität und Qualität der Frauenbeschäftigung bestimmt. Entsprechend muss eine Politik zur Erhöhung von Frauenbeschäftigung (und der Verringerung des Risikos der Frauenarmut) auf unterschiedlichen Ebenen – Haushalten, Unternehmen, staatliche Anreizsystemen – ansetzen.

Monika Heinrich und *Angelika Schmidt* untersuchen, inwieweit neue Arbeitsformen wie Teilzeitarbeit, geringfügige Beschäftigung, „neue“ Selbstständigkeit oder Leiharbeit auch längerfristig einen Ausweg darstellen, dem Armutsrisiko zu entgehen und im Erwerbsleben zu bleiben. Diese Beschäftigungsformen werden häufig als Möglichkeit zu einem besseren Berufseinstieg, einer verbesserten Integration von Randgruppen in den Arbeitsmarkt, als Chance des Wiedereinstiegs in die Erwerbstätigkeit sowie als Möglichkeit einer besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf gesehen. Die Autorinnen vermuten, dass besonders Frauen der mit diesen Entwicklungen einhergehenden Entgrenzung von Arbeitszeit schlecht ohne Selbstausbeutung begegnen können, daher fällt ihr Resümee zwiespältig aus: Die Möglichkeit zur Teilnahme am Erwerbsleben, den erhöhten individuellen Spielräumen in zeitlicher Sicht, den Optionen auf interessante Jobs (vor allem für gut qualifizierte) stehen u.a. erhöhter Koordinationsaufwand, Verlust der organisationalen Heimat und eine unsichere Einkommenssituation gegenüber. Diese Nachteile können vor allem gering qualifizierte Frauen in eine armutsgefährdete Situation führen.

Edeltraud Hanappi-Egger wendet sich dem technischnaturwissenschaftlichen Bereich zu und erklärt die nach wie vor starke Segmentierung der IKT-Branche (Informations- und Kommunikationstechnologie) durch organisationale Mechanismen zur Ausschließung von Frauen, die sich auf unterschiedlichen Ebenen vollzieht: Das Wertesystem der jeweiligen Organisationen orientiert sich vorrangig an männlichen Vorstellungen – wie jung, dynamisch, ehrgeizig frei von sozialen Verpflichtungen mit genügend Zeit für permanente Weiterbildung; die mediale Vermittlung dieser Wertesysteme, die wenig Raum für „weibliche Vorstellungen“ von

Lebensqualität bieten, verhindern eine Annäherung von Frauen an diese Berufsfelder. Zudem empfinden die wenigen Frauen in diesen Bereichen wesentlich höhere Anforderungen als ihre Kollegen. Von daher funktionieren sie nicht als Multiplikatorinnen, weil sie ihre Tätigkeit nicht weiterempfehlen würden. Frauenförderprogramme im naturwissenschaftlich-technischen Bereich greifen bislang zu kurz, stärker in den Blick genommen werden müssten Work-Life-Balance Konzepte sowie „Gender-Muster“, die massiv als Ausschlussmechanismen wirken.

Mit Blick auf Frauen in Führungspositionen diskutieren *Regine Bendl* und *Angelika Schmidt* zunächst zwei unterschiedliche Sichtweisen von Karriere: zum einen das traditionelle Karriereverständnis, das als „moderne Karrierelogik“ benannt wird, zum anderen ein neues „grenzenloses“ Karriereverständnis, das als „postmoderne Karrierelogik“ verstanden wird. Anhand dieser unterschiedlichen Karriereparadigmen beleuchten die Autorinnen Aspekte der Diskriminierung gegenüber Frauen im Management und die den Karriereverständnissen inhärenten geschlechtsspezifischen Mechanismen. Sie plädieren für eine Ablösung der Metapher des „Glass Ceiling“ durch die der „Firewall“, da letztere die Diskriminierung auf einer stärker strukturell-organisatorischen Ebene verortet und damit jenseits von personalen qualifikatorischen Aspekten betrachtet, wie sie im Mittelpunkt der „gläsernen Decke“ stehen. Anschließend gehen die Autorinnen der Frage nach, inwieweit Gender Mainstreaming eine Möglichkeit bietet, diese „Firewalls“ zu dekodieren, um den Anteil von Frauen in Führungspositionen zu erhöhen und mehr Geschlechterdemokratie in Organisationen zu erreichen.

Ulrike Schneider untersucht mit Blick auf Unterschiede zwischen Frauen und Männern, ob und für wen mit Blick auf die zu erzielenden Einkommen Selbstständigkeit eine Option der ökonomischen Existenzsicherung ist. Dabei kommt die Autorin zu folgenden Schlüssen: Im Hinblick auf die monetären Erträge zeigt sich, dass der ökonomische Status selbstständiger Männer deutlich besser ist als der selbstständiger Frauen. Die Frage, ob die Option der Selbstständigkeit auch in längerfristiger Perspektive auf Individualebene ökonomisch vorteilhaft ist, ist nicht so eindeutig zu beantworten. Hier lassen sich einerseits negative Signaleffekte von Selbstständigkeit auf spätere Verdienste in abhängiger Beschäftigung nachweisen. Wie dieser Faktor durch Investitionen in unternehmerische Fähigkeiten beeinflusst wird, ist nicht endgültig zu beurteilen. Aber auch hier lassen sich unterschiedliche Effekte für Frauen und

Männer beobachten. Zusammenfassend muss festgehalten werden, dass Selbstständigkeit nicht für alle Gruppen vorteilhaft ist und eine verbesserte Existenzsicherung garantiert.

Margit Appel thematisiert „Politisierung von Frauen als Strategie gegen Frauenarmut“. Studien zum Zusammenhang von sozioökonomischer Ressourcenausstattung und politischer Beteiligung machen deutlich, dass Frauen als Geschlechtergruppe in ihren Möglichkeiten der politischen Partizipation benachteiligt sind. Durch die Darstellung zweier Orte (Haushalt und ehrenamtliches Engagement in sozialen Organisationen), wo Frauen in unterschiedlicher Ressourcenausstattung in sehr eindeutigen, von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bestimmten Rollen begegnen, arbeitet die Autorin die Schwierigkeiten und Herausforderungen der Politisierungsprozesse von Frauen heraus. Deutlich wird, dass Politisierung von Frauen eine von sozialromantischen Vorstellungen gespeiste Strategie gegen Frauenarmut ist, insbesondere dann, wenn die Bedeutung der sozialökonomischen Unterschiede und in der Folge die unterschiedlichen Möglichkeiten der Politisierung und des politischen Handelns übersehen oder unterschätzt werden.

Unter dem Titel „Eine zweite kopernikanische Wende“ plädiert *Michaela Moser* für die Care-Perspektive als einen Weg aus der Frauenarmut und aus der Krise der Sozialstaates. Nach einem kurzen Abriss von Konzepten der Care-Ökonomie und der Nennung einiger Beispiele ihrer zumindest ansatzweisen Umsetzung spricht sich die Autorin für einen Perspektivwechsel aus: Es gelte nicht mehr, die von Einkommensarmut und sozialer Ausgrenzung betroffenen Frauen(gruppen) in den Blick zu nehmen, sondern vielmehr Schritt für Schritt an einer Veränderung der sozio-symbolischen Ordnung und damit an der Transformation jener gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu arbeiten, die Frauen „arm machen“. Denn wenn der Blick auf die Ausgegrenzten und ihre besondere Situation geschärft wird, ohne die ausgrenzenden Verhältnisse als Ursache zu benennen, bestehe die Gefahr der Personalisierung und Individualisierung gesellschaftlicher Probleme und damit einer weiteren Verstärkung der Ausschließung.

Helene Schrolmberger und *Manuela Vollmann* führen Möglichkeiten arbeitsmarktpolitischer Prävention zur Verhinderung von Armut vor. Vor dem Hintergrund der Aktivitäten eines Praxisprojektes werden Aufgabenstellungen und Erfordernisse einer aktiven, innovativen Arbeitsmarktpolitik für Frauen anhand von drei Handlungsfeldern beschrieben, die dazu beitragen

könnten, Existenz nachhaltig zu sichern: Nachhaltige berufliche Qualifizierung, die Zukunftsbranche Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) als Basisinnovation für Arbeit in der Zukunft und die Überwindung der frauen- bzw. elternspezifischen Hürden am Arbeitsmarkt.

Abschließend systematisieren *Karin Heizmann* und *Angelika Schmidt* als Herausgeberinnen die in den einzelnen Beiträgen sichtbar gewordenen differenzierten Zugänge zum Thema im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede und fassen die aufgezeigten Wege aus der Frauenarmut wie folgt zusammen: Eine Erhöhung der Arbeitsmarktpartizipation von Frauen, sowohl absolut als auch auf einem höheren Qualifikationsniveau; die Umsetzung von Gender Mainstreaming; Networking, Qualifizierung und Selbstmanagement als Unterstützung für eine berufliche Integration und einen beruflichen Aufstieg; die Reformierung des Sozialsystems, eine stärkere Politisierung von Frauen und die Sichtbarmachung und Veränderung von geschlechtstypischen Verhaltensweisen. Es ist ein großer Verdienst dieses Artikels, dass er die Charakteristika dieser unterschiedlichen Wege noch einmal vor Augen führt, mögliche Stolpersteine bei ihrer Umsetzung beleuchtet und Voraussetzungen sowie mögliche Personengruppen benennt, die sie verfolgen können. Somit gibt das Schlusskapitel einen guten Überblick über die „To-Do Bereiche“, will die Gesellschaft Frauenarmut erfolgreich überwinden.

Aufgrund der umfassenden Darstellung der Thematik kann dieses Buch uneingeschränkt empfohlen werden.

Birgitta Wrede

*Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Universität Bielefeld,
Email: birgitta.wrede@uni-bielefeld.de*

Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methode, Empirie, Reihe Geschlecht und Gesellschaft Band 35, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, 736 S., Brosch. 34.90 €, Geb. 49.90 €, ISBN 3810039268



Das Handbuch bietet mit seinen Beiträgen zu 90 Stichworten einen fundierten Überblick über die Entwicklung und den aktuellen Stand der deutschsprachigen und internationalen Frauen- und Geschlechterforschung. Die Aufsätze behandeln zentrale Fragen der Frauen- und Geschlechterforschung aus unterschied-

lichen Disziplinen (Soziologie, Pädagogik, Politik-, Kultur-, Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften, Medizin, Psychologie, Theologie und Jura). Das Spektrum der Beiträge reicht von den theoretischen Konzepten zum Geschlecht über Methoden der Frauen- und Geschlechterforschung bis zu zentralen Forschungs- und Arbeitsfeldern.

Ruth Becker, Anja Riemann, Beate Kortendiek: „Kinderbetreuungsangebote an nordrhein-westfälischen Hochschulen“. Studien Netzwerk Frauenforschung NRW Nr. 6, Dortmund 2004

Der trotz vielfältiger Maßnahmen und Aktionen wie Frauenförderplänen, Gleichstellungsgesetzen und Habilitationsstipendien weiterhin sehr schleppende Prozess zu einer gleichberechtigten Beteiligung von Frauen am Hochschul- und Wissenschaftssystem wird inzwischen auch in Teilen der Politik und Wissenschaft problematisiert. Mehr als die vielfältigen (Aus-)Schließungsprozesse gegen Frauen, die die Frauenforschung in einer Vielzahl von Untersuchungen belegt und analysiert hat, werden dabei die Konsequenzen der insbesondere in der bundesrepublikanischen Gesellschaft weiterhin fest verankerten Vorstellung und Praxis einer (fast) ausschließlichen Verantwortlichkeit von Frauen für die Betreuung, Unterstützung und Erziehung von Kindern thematisiert, die mangels eines ausreichenden öffentlichen Betreuungsangebots und

angesichts der weitgehenden Trennung der gesellschaftlichen Sphären Familie und Arbeitswelt die Vereinbarung von Mutterschaft und wissenschaftlicher Karriere erheblich erschwert.

Vor diesem Hintergrund hat die Koordinationsstelle des Netzwerks Frauenforschung NRW im Herbst 2003 im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung eine empirische Erhebung des derzeit bestehenden Kinderbetreuungsangebots an nordrhein-westfälischen Hochschulen durchgeführt, die Hinweise auf Versorgungslücken, aber auch auf die vorhandenen Potenziale und ihre Leistungen geben und damit eine Grundlage für die Weiterentwicklung des Angebots liefern sollte.

In diesem Zusammenhang ist auch das neue Internetportal <http://www.kinderbetreuung-hochschulen.nrw.de> entstanden.

Die Kurzfassung der Studie ist dort als Download erhältlich.

Katharina Gröning, Anne-Christin Kunstmann, Rensing Elisabeth: In guten wie in schlechten Tagen, Konfliktfelder in der häuslichen Pflege, Mabuse-Verlag, Frankfurt a. M. 2004, 166 S. 19.80 €, ISBN 3935964544

Wenn von familiärer oder häuslicher Pflege die Rede ist, ist fast immer davon auszugehen, dass diese Pflege von Frauen – Ehefrauen, Töchtern und Schwiegertöchtern – allein geleistet wird. Ist die häusliche Pflege also gar keine Angelegenheit der solidarischen Familie, sondern einzelner Frauen? Empfinden diese die

Situation innerhalb der Familie als gerecht? Welche Motive liegen der Übernahme von Pflegeverantwortung zugrunde? Wie wird diese Struktur durch die bestehenden Regelungen in der Pflegeversicherung gestärkt? Das Buch richtet den Blick auf die Familie als Ganzes. Denn die Übernahme der (Pflege-)Verantwortung kann nur gelingen und tragfähig sein, wenn sie eine Angelegenheit der gesamten Familie ist oder wird.



Romy Fröhlich, Johanna Schwenk: Traumberuf Medien? Daten und Fakten zu einem vermeintlich frauendominierten Beruf, Eine Lehr- und Informations-CD-ROM, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, 86 S, 27.90 € ISBN 3531142763



Diese Lehr- und Informations-CD-ROM beschäftigt sich mit der Frage, welche Merkmale die Berufstätigkeit von Frauen in den Berufsfeldern Journalismus, Public Relations, Werbung sowie Film- und Fernsehproduktion aufweist. Dabei geht es insbesondere um die Anteile medienschaffender Frauen auf unter-

schiedlichen Hierarchiestufen in Medienberufen, ihre Repräsentation in der Ausbildung, um soziodemographische Merkmale oder um die Frage, welche Arbeitsbedingungen Medienfrauen im Berufsalltag vorfinden, welche Tätigkeiten sie ausüben, welche Motive und Einstellungen ihre Berufsentscheidung oder ihre konkrete Tätigkeit bestimmen, welche Möglichkeiten des beruflichen Aufstiegs bestehen und genutzt werden usw. Alle bisher vorliegenden Befunde hierzu werden synoptisch zusammengestellt und multimedial und hypertextuell präsentationsfertig zum downloaden präsentiert. Zur CD-ROM erscheint ein einführendes Booklet.

Monika Klinkhammer: Supervision und Coaching für Wissenschaftlerinnen, Theoretische, empirische und handlungspraktische Aspekte, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 553 S., 42.90 € ISBN: 3531142674

Professionelle Beratungsformen wie Supervision oder Coaching haben bisher kaum Eingang in das Berufsfeld „Wissenschaft“ gefunden. Mit dem vorliegenden Buch wird der Frage nach dem Bedarf an professionell begleiteter berufsbezogener Selbstreflexion von Wissenschaftlerinnen nachgegangen. Es wird systematisch untersucht, in welcher Weise Supervision und Coaching geeignet sein können, die beruflichen Fragen von Wissenschaftlerinnen in Deutschland einer fundierten beraterischen Reflexion zuzufüh-

ren. Das Buch bietet eine Verbindung verschiedener Theorietraditionen, Konzepte und Disziplinen mit der Beratungspraxis unter Berücksichtigung von Geschlecht bzw. den Geschlechterverhältnissen.

Aus dem Inhalt: Supervision und Coaching als professionelle Beratungsformen - Wissenschaft als Profession - Geschlecht und Profession - Zum Stand der empirischen Forschung - Forschungstheoretischer Ansatz und forschungsmethodische Konzeption - Forschungsergebnisse aus Interviews mit Wissenschaftlerinnen - Beratungs- und Handlungskonzept zu Supervision und Coaching von Wissenschaftlerinnen



Barbara Drinck: Vatertheorien, Geschichte und Perspektive, Verlag Barbara Budrich, Opladen 2005, 254 S, 19.90 € ISBN 3938094222

Das Buch analysiert die wichtigsten Vatertheorien und Vaterbilder auf der Grundlage von pädagogischen, psychologischen und soziologischen Beiträgen der letzten 250 Jahre.

In den meisten Diskussionen zum Thema „Vater“ wird zwar immerzu vom klassischen bzw. traditionellen Vater gesprochen, jedoch nicht hinreichend geklärt, was sich hinter diesen Vorstellungen verbirgt. In diesem Buch wird der gesamte Diskussionsstand in einem genealogischen Gesamtzusammenhang untersucht und vorgestellt. Eine kritische Geschlechterforschung, wie sie hier durchgeführt wird, analysiert die von uns täglich verwendeten Konstruktionen, Vorstellungen und Äußerungen – so auch die der Mutter-, Vater- und Elternrollen. Dabei werden die Herstellungsprozesse bestimmter Rollenklischees rekonstruiert und deren Entstehungsbedingungen dekonstruiert.



Ströter, Bettina: Frau ohne Gewicht. Magersucht im Wirkungsfeld von Nahrung, Kultur und Geschlecht. 433 S., ca. 39.95 € Ulrike Helmer Verlag, Königstein 2005, ISBN 3897411725

Magersucht, eine akute gesellschaftliche Erscheinung, wird in einer neuen Studie als psychosomatischer Ausdruck von Geschlechterdifferenzen verstanden. Individualisierte Formen abweichenden Verhaltens bei Mädchen und Frauen stehen im Spannungsfeld von Geschlecht, interpersoneller Bindung und den in hochindustrialisierten Gesellschaftssystemen noch immer patriarchal geprägten Strukturen. Bettina Ströter entlarvt die „Magersuchtsfamilie“ als Relikt der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts. Die Symptome der Anorexie erweisen sich so als kollektive Störungen, die die Suche nach einem „anderen“ Geschlecht zum Ausdruck bringen und damit implizit auf Wandel und Evolution in Familie und Gesellschaft und damit auf die Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse abzielen. Die Magersucht ist also nicht nur Spiegel für das Korsett geschlechtlicher Normen, sondern gleichzeitig der Versuch, sich durch die Selbstkonzeptualisierung als „Hungerkünstlerin“ daraus zu befreien. Behandlungsmethoden können in interdisziplinären Teams erfolgreich sein, nicht zuletzt mittels bewegungstherapeutischer Ansätze, die es ermöglichen, die „Sprache des Leibes“ einzubeziehen.

Diese innovative Studie leistet im öffentlichen Diskurs um die verstärkt auftretenden Formen von Essstörungen einen grundlegenden Beitrag.

Simone de Beauvoir: Le Deuxième sexe, le livre fondateur du féminisme moderne en situation, Ouvrage dirigé par Ingrid Galster, aux Éditions Honoré Champion, Collection «Colloques, Congrès et Conférences, époque moderne et contemporaine», N° 13, 1 vol., 520 p., 20 € ISBN 274531209X

Cinquante ans après la parution du Deuxième Sexe de Simone de Beauvoir, Une équipe internationale de spécialistes s'est réunie pour analyser chapitre par chapitre ce livre fondateur du féminisme moderne. Comment cette œuvre s'inscrit-elle dans son époque ? Dans quelle mesure s'en écarte-t-elle ? Quelles sources Beauvoir a-t-elle utilisées ? Est-elle toujours à la

Hauteur de l'état des lieux contemporain dans les différentes disciplines qu'elle met à contribution ?

Quelles hésitations le manuscrit nous révèle-t-il ? Au-delà de l'importance des thèses de Beauvoir pour l'histoire des femmes, ces actes invitent à considérer Le Deuxième Sexe aussi en tant que texte et appellent à une édition critique.

Ingrid Galster est professeur de littératures romanes à l'Université de Paderborn.

Avec les contributions de Élisabeth Badinter, Hazel E. Barnes, Marie-Andrée Charbonneau, Cécile Coderre, Françoise Collin, Elizabeth Fallaize, Geneviève Fraisse, Eva Gothlin, Marie-Christine Hamon, Karin Hausen, Françoise Héritier, Annik Houel, Annette Lavers, Michèle Le Duff, Nicole-Claude Mathieu, Kate Millet, Margarete Mitscherlich, Claudia Opitz, Josette Pacaly, Colette Parent, Hélène Rouch, Doris Ruhe, Pauline Schmitt Pantel, Naomi Schor, Margaret Simons, Anne-Marie Sohn, Susan Rubin Suleiman, Katja Suren, Marie-Blanche Tahon, Catherine Viollet, Beate Wagner-Hasel, Christof Weiland, Margarete Zimmermann.

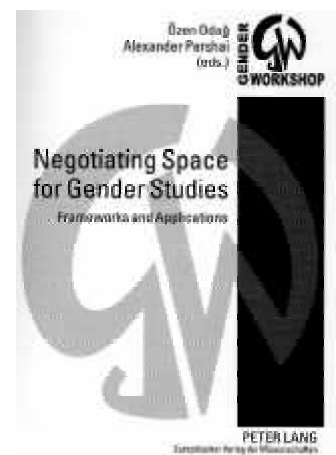
Erhältlich bei Librairie Honoré Champion
www.honorechampion.com,
librairie@honorechampion.com

Özen Odag, Alexander Pershai (eds.): Negotiating Space for Gender Studies, Frameworks and Applications, Peter Lang GmbH, Frankfurt a. M. 2005, 154 S., 34.00 € ISBN 363153244X

Gender appears to be a prominent academic phenomenon of the second part of the twentieth century: The category of gender has been included, discussed, and analysed by and within most mainstream disciplines of the humanities and the social sciences ever since the early sixties.

Incorporating the category of gender in the many fields of the academy, however, concomitant with societal changes in this era, renders it a complex category that can adopt divergent meanings, both in the many academic fields and across time. It therefore requires constant philosophical and academic re-thinking and re-formulation.

The attempt of such a re-thinking and re-formulation



of gender was taken at the Gender Workshop at International University Bremen (IUB) in February 2004. This workshop served as a forum for introducing and discussing the many ways of seeing and negotiating gender in various academic disciplines. This book brings together selected papers from the workshop.

The first three chapters offer a comprehensive discussion of the problems of institutionalisation and implementation of women's and gender studies in various countries. Chapters 1 (by Anina Mischau), 2 (by Alexander Pershai), and 3 (by Nicola Spakowski) discuss the problems of recognising women's and gender studies in Germany, the post-Soviet countries, and China. Institutionalisation(s) and internationalisation(s) of women's and gender studies in these non-English-speaking environments are problematic in that the concept of gender is imported, adopted, and transformed there to match the regional conditions that are culturally, economically and academically shaped. These chapters also underscore the difficulties of a translation of the concept of gender into local languages and epistemologies.

The following chapters (Chapters 4-8) continue to present particular applications of gender research in distinct disciplinary fields. Chapters 4 through 8 are case studies of gender research in various academic disciplines. Chapter 4 (by Beril Saydun) problematises the construction of national identity in migrant communities focusing on the recruitment of women and their styles of dress for the purpose of preserving religious and national traditions. In this context the female body becomes a discursive entity that serves as a means of transporting national identity. Chapter 5 (by Laura Petican) provides a critical overview of Manet's painting Olympia, offering yet another discourse on the female body. By using one painting as a case example it questions both the tradition of portraying a female body in the fine arts and the art historical discussion surrounding these various artistic representations. Chapter 6 (by Eveline Kilian) moves the discussion of the (female) body into a transgendered space where the human body no longer corresponds to the recognised and accepted anatomical forms of female and male. The category transgender questions the "gender difference" as a given entity, and explores how transgender as an identity can potentially be elaborated in and through biographical narratives and literary studies. In its turn, Chapter 7 (by Sonja Kinzler) examines the sleeping human body, analysing the category of gender in the history of sleep. This essay gives an insight into the 19th century discourse of medical and hygiene advisory literature, addressing the ways in which women are por-

trayed, and highlighting the male bourgeoisie as the main audience of this literature. The incorporation of gender in psychology is discussed in Chapter 8 (by Ulrich Kühnen). This chapter is about gender stereotypes and leadership perception, and comprises a series of studies about how the physical appearance of job applicants can trigger stereotypical evaluations and judgements about the individual's competence in a leadership position. It introduces the female as well as the male body as a symbolic screen onto which traditional gender stereotypes are projected.

Finally Chapter 9 (by Özen Odağ), constituting Part III of this book, goes back to questioning the space for gender and women's studies and concludes with a discussion of the cross-, inter-, or transdisciplinary status of gender and women's studies in general and the Gender Workshop in particular.

Gleichstellungsbeauftragte der Universität Bielefeld (Hg): Promovieren – Ein Schritt in die Zukunft. Text und Redaktion: Susann Fegter, Bielefeld 2005

Haben Sie schon mal darüber nachgedacht zu promovieren? Sind Sie unsicher bei der Entscheidung? Fehlen Ihnen noch Informationen über mögliche Rahmenbedingungen und berufliche Aussichten? Wollen Sie einfach genauer wissen, was eine Promotion bedeutet und wie sie ablaufen kann? Oder was es mit den Juniorprofessuren auf sich hat?

Diese Broschüre will genau solche Fragen beantworten. Sie richtet sich an Studentinnen der Abschlusssemester ebenso wie an Frauen, die bereits im Beruf stehen oder eine Familienphase planen. Sie soll alle wesentlichen Aspekte beim Promovieren beleuchten und Entscheidungshilfen bereitstellen.

Die Broschüre ist als Download erhältlich unter:
<http://www.uni-bielefeld.de/gleichstellungsbeauftragte/veroeffentlicht.htm>



Infos

I. Veranstaltungen

Fachtagung: Jenseits des Tabus – Neue Wege gegen sexualisierte Diskriminierung und Gewalt an Hochschulen
14./15. April 2005, Universität Bielefeld

Die Tagung hat das Ziel, das noch immer weitgehend tabuisierte Thema sichtbar zu machen, für die Umsetzung der neuen EU- Richtlinien zu sensibilisieren und Ansatzpunkte ihrer Umsetzung auf der Ebene der Hochschulen, der Länder und des Bundes auszuloten. Es ist dabei gelungen, bundesweit bekannte einschlägige Expertinnen als Referentinnen zu gewinnen.

Veranstalterin: die Kommission Sexualisierte Diskriminierung und Gewalt der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der Hochschulen (BuKoF)

Tagungsprogramm, Informationen und Anmeldung unter: <http://www.uni-bielefeld.de/gleichstellungsbeauftragte/Tagung>

Tagung: Selbstkonstituierung im Wohlfahrtsstaat: Zwischen feministischen Utopien und neoliberaler Individualisierung
28./29. April 2005,
ZIF, Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung Hildesheim

Ökonomische und sozialrechtliche Rahmenbedingungen tragen wesentlich zur persönlichen Lebensplanung bei. In der gegenwärtigen Diskussion um den Abbau des Wohlfahrtsstaates bzw. die Neuordnung des Sozialstaats wird die Selbstverantwortung für die sozio-ökonomische Lebensgestaltung in den Mittelpunkt gerückt. Sie wird mit einer Rhetorik des Gender-Mainstreaming geführt, die suggeriert, dass Frauen die gleichen Chancen eingeräumt werden wie Männern. Schon durch die unterschiedliche volkswirtschaftliche Bewertung von Arbeit werden Frauen jedoch benachteiligt.

Vor diesem Hintergrund werden auf der Tagung die normativen Grundvoraussetzungen volkswirtschaftlicher und sozialpolitischer Selbstverständlichkeiten analysiert. Geschlechterpolitische Konsequenzen der Bewertung von Arbeit im Gesundheitswesen und

im Sozialversicherungsrecht werden überprüft. Es werden Fragen danach gestellt, was Arbeit überhaupt ist und was im volkswirtschaftlichen Kalkül als Arbeit zählt. Neudefinitionen von Arbeit, die auf feministischen Forderungen und Utopien aufbauen, werden zur Diskussion gestellt.

Das Inkrafttreten der mit Hartz IV betitelten Neuregelung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe in Deutschland soll auf die Folgen für die Bewertung von Arbeit, die Bedeutung von sozialer Verantwortung und Möglichkeiten der eigenen, unabhängigen Lebensgestaltung von Frauen in unterschiedlichen Lebenssituationen und Lebensverhältnissen untersucht werden. Chancen einer kollektiven AkteurInnenschaft angesichts neoliberaler Individualisierungsdiskurse sollen erörtert werden. Was bedeuten die neuen ökonomischen und sozialrechtlichen Rahmenbedingungen für das Subjekt Frau bzw. für verschiedene Gruppen von geschlechtlich und sexuell konstruierten Personen? Wie konstituieren sich individuelle Bedürfnisse innerhalb des staatlich gesetzten Rahmens?

Es werden keine Tagungsgebühren erhoben. Um Anmeldung bis 25.4.05 wird gebeten! Das ZIF stellt eine kostenlose Kinderbetreuung zur Verfügung. Bitte Anzahl und Alter der Kinder bei der Anmeldung angeben.

Tagungsort: HAWK, Goschentor 1, 31134 Hildesheim, Großer Hörsaal. Weitere Informationen unter: <http://zif.fh-hildesheim.de> und <http://zif.uni-hildesheim.de>

Anmeldung: Sylke Bosse-Vahsen, Verwaltung (Raum 311), Tel.: 05121-881-564, bosse-vahsen@hawk-hhg.de

Workshop: Ageing, Health & Gender
29./30 of April 2005,
Kassel

The worldwide increase of life expectancy, coupled with a decreasing birth rate, has led to populations with increased numbers of more-than-60 year-olds. This demographical change represents an enormous challenge to the European social welfare and health care systems. Thereby the health in old-age is largely determined by resources and strains experienced in previous life stages. Gender-specific disparities during the life span cumulate during old age and characterize the inequalities of living arrangements, socio-economical status, condition of

health, conduct of health maintenance and well-being in old age. Gender-related norms and roles determine strains and resources existing in an individual's life, and giving rise to strategies for coping with everyday requirements, such as the balancing of work and family.

Even though different European countries may be characterized by widely varying health, pension and social systems, and family traditions, the challenges arising from the demographic changes present similar problems. Political and structural changes and upheavals, such as changes in family structures, the developments on the employment market, political reforms, migration movements in connection with globalisation and the growing together of Europe, increasing the dependence of single states on each other. The cooperation within the European Economic Community, necessitate transnational definitions of problems and of developing strategies for solving them. For this upcoming challenges, research should focus on the questions as to which knowledge will be necessary, and which possibly successful strategies for coping already exist in individual countries, or within a cross-border project.

The Workshop: "Ageing, Health and Gender" will be concentrating on gender-specific conditions and possible lifelong strategies for managing resources and strains, and their effects on health and life-situations in old age. The emphasis will be on strategies promoting "successful" coping with the changes brought on by ageing, but also the roles of gender, gender-relations and social environments in old age.

The objective of the workshop will be the cross-border exchange of information on models of best practice and conducive conditions, and the question of how to possibly implement such models and strategies. The aim of the workshop is to develop and to initiate research projects and co-operations by and between scientists and practitioners from the various European states. We are particularly interested in strengthening the East-West dialogue. The workshop will offer opportunities to clarify topics and forms of cooperation.

Contact and Registration:

Katja Reimann, Department of Social Services,
University of Kassel
Tel: ++49-(0)561/804-2759,
Email: k.reimann@uni-kassel.de

Gender Workshop 2005: Theories and Methods for Gender Studies

29./30 April 2005

International University Bremen (IUB)

The Gender Workshop is a multidisciplinary conference that aims to introduce and align ways of seeing and negotiating gender as an analytical category in various academic fields and paradigms. The term workshop is chosen to stress our wish to offer a forum for lively discussions and active exchange. The workshop brings together scholars from a broad range of interests, from within IUB and outside, and offers talks and discussions on theoretical and methodological issues of gender studies and gender theory from both the perspective of traditional academic disciplines and interdisciplinary angles. Contributions span the humanities, social sciences and natural sciences, including, film and literary studies, cultural studies, philosophy, nationalism and social studies, history, psychology, mathematics and computer science.

The Gender Workshop 2005 is dedicated to theories and methods in Gender Studies in different disciplines. In order to connect the many different fields and create a basis for comparison and understanding at the Gender Workshop 2005, special attention will be given to: a) theories of gender that are important for research in Gender Studies at present, and coherence of these theories with (traditional) disciplines and fields of study; b) aspects of the category of gender that are considered to be central and crucial for one's own research, as well as parts that are more marginal and/or less important; c) methods that are used for contemporary gender research.

Contact: Alex Pershai: a.pershai@iu-bremen.de and
Özen Odag: o.odag@iu-bremen.de

Kongress Frauen in Naturwissenschaft und Technik

5. - 8. Mai 2005, Hochschule Bremen

Motto: Gezeitenwechsel; Schwerpunkte: Frauenräume und Internationalisierung

Der Kongress „Frauen in Naturwissenschaft und Technik“ (FiNuT) bietet Frauen seit 25 Jahren die Möglichkeit, sich mit ihrer Studien-, Arbeits- und Karrieresituation auseinander zu setzen und Strategien zur Verbesserung der eigenen Situation zu erarbeiten. Hier

analysieren und diskutieren sie ihre Arbeits- und Studienfelder und entwickeln aus einer kritischen Perspektive wissenschaftliche und technische Inhalte, Theorien und Methoden.

Programm, weitere Informationen und Anmeldung:
<http://www.finut05.finut.net>
Email: finut2005@finut.net

**Workshop: working gender – gendering work
zum Wandel der Organisation von Arbeit und
der sozialen Konstruktion von Geschlecht
18./19. Mai 2005 in Marburg**

Der Workshop will einen Beitrag leisten zur Rekonstruktion des Zusammenhangs zwischen der Organisation von Arbeit im umfassenden Sinn und der sozialen Konstruktion von Geschlecht insbesondere im Hinblick auf die sich dabei überschneidenden sozioökonomischen, politischen und kulturellen Aspekte. Gerade die aktuellen Transformationsprozesse von Arbeit und Geschlecht bedürfen neuer Perspektiven, Konzeptionen und Forschungsansätze, die sich zum einen aus einer genderkompetenten Forschungsperspektive und zum anderen aus der Verschränkung unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen in einem gemeinsamen Diskussionszusammenhang entwickeln können. Aus dieser Motivation heraus möchte das Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“ (www.uni-marburg.de/genderkolleg) in Zusammenarbeit mit dem Projekt „GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung“ (www.gendanetz.de) und der Studiengruppe „Feministische Politikwissenschaft“ in diesem interdisziplinären Workshop den „state of the arts“ befragen und NachwuchswissenschaftlerInnen mit ihren Forschungsfragen und -ergebnissen in einen Austausch bringen, die sich eine Weiterentwicklung der Denkhorizonte im Bereich Arbeit und Geschlecht vorgenommen haben.

Mit der Kombination unterschiedlicher sozial- und kulturwissenschaftlicher Ansätze sowie von Arbeitsforschung und Geschlechterforschung möchten wir im Marburger Workshop der Frage nachgehen, welche vielfältigen Auswirkungen die Transformation von Arbeit hat und wie diese durch geschlechtersensible und interdisziplinäre Analysen beleuchtet werden können. Dabei geht es sowohl um die analytische Beschreibung des Wandels als auch um die Reflexion der Forschungsprozesse selbst: Wie werden die Wandlungspro-

zesse gedeutet, welche Fragestellungen ergeben sich daraus und wie werden diese in Forschungsprozesse übersetzt? Welche Forschungslücken sind erkennbar? Welche Chancen und Grenzen zeigen die Erfahrungen mit Interdisziplinarität?

Ausführliches Programm, Kontakt und Anmeldung (bis 3. Mai) unter:
<http://www.uni-marburg.de/genderkolleg>

**31. Feministischer Juristinnentag
20.-22. Mai 2005, Greifswald**

Das Programm des 31. Feministischen Juristinnentages ist bunt gemischt, ein Schwerpunkt wird diesmal im Antidiskriminierungsrecht liegen. Juristinnen wie Nichtjuristinnen sind gleichermaßen eingeladen, ihre feministischen Standpunkte zu erproben, zu streiten, zu lernen und zu feiern!

Weitere Informationen unter:
<http://www.feministischer-juristinnentag.de>

**CONFERENCE: WERE WOMEN PRESENT AT
THE DEMOGRAPHIC TRANSITION ?
20./21. May 2005
Radboud University Nijmegen,
The Netherlands**

This two-day international conference focuses on the role gender played in shifting demographic structures from high levels of celibacy, high rates of births and deaths and late ages at marriage towards more modern demographic structures characterised by low levels of births and deaths, as well as early and universal marriage. Mainstream historical demography has either relied on macro statistical approaches hiding individual agency or on individual-level analyses focusing exclusively on attributes pertaining to men in explaining changing demographic patterns, whether it be religion, or socio-economic characteristics such as occupation, or family of origin.

Despite the fact that the role of men as men is almost never focused upon explicitly, it nevertheless contributes to a construction of the male as an agent of modernisation. Women are entirely left out of this picture, belonging as they do to the private sphere of the family, where they are undergoing rather than (co-)constructing

social change. Women are thus not envisaged as decision-makers where it concerns marriage, fertility and family formation.

The conference offers a wide range of interesting and innovative papers by authors from a variety of disciplinary backgrounds. Papers are based on both quantitative and qualitative material, employing different approaches and offering a wide geographical scope from Sweden to Spain and Turkey, in order to shed more light on the decision-making process between husbands and wives on the issue of family formation and child-bearing.

For programme and registration visit the website of the Institute for Gender Studies: www.ru.nl/gender-studies; registration of participants is open until the 6th of May. Information may be obtained from: Dr. Angélique Janssens, University of Nijmegen, Department of History/Institute for Gender Studies, P.O. Box 9103, 6500 HD Nijmegen, The Netherlands; email: a.janssens@let.ru.nl

**12. Nationaler Kongress Frauen im Ingenieurberuf: Frauen – Technik – Netzwerk
3. bis 5. Juni 2005
Fachhochschule München**

Veranstalterinnen: VDI – Verein Deutscher Ingenieure, Bezirksverein München, Ober- und Niederbayern e.V., Arbeitskreis Frauen im Ingenieurberuf fib in Kooperation mit deutscher ingenieurinnenbund e.V. dib, Regionalgruppe München

Ansprechpartnerin: Daniela Mundenbruch,
Telefon: 089 12 19 09 02,
E-Mail: info@fib-kongress2005.de
Anmeldung und Infos:
<http://www.fib-kongress2005.de>

**Summer Session 2005: Sustain Women Engineers Internationally
01. - 22. 7. 2005
EPF Ecole d'Ingenieurs, Paris**

The International Institute of Women in Engineering cordially invites to attend its three week 2005 summer session on "Sustaining Women Engineers Internationally". The IIWE, open to women and men, acts as a

forum exploring the diversity of international engineering practices and traditions, showing how culture can make a difference and indicating how to overcome these differences in order to communicate effectively in a multi-cultural setting.

The IIWE 2005 "Sustaining Women Engineers Internationally" seminar's goal is to present the challenges women face as international engineers and prepare them for the future. The program includes examples of engineering approaches found in a variety of countries and geographic areas. IIWE 2005 also presents the vast opportunities offered in the engineering field, focuses on helping participants discover their real values, and shows how engineers can balance their professional and family lives.

Further Information: <http://www.iiwe.epf.fr>
Contact : Gay.Tischbirek@epf.fr

**4th European Conference on Gender Equality in Higher Education
31. August bis 3. September 2005
Oxford Brookes University, United Kingdom**

The Conference is being organised by a partnership involving Oxford Brookes University, The Equality Challenge Unit, the European Network of Gender Equality in Higher Education, the University of Oxford and the University of Cambridge. This Conference is aimed at academics, practitioners and research students. We are particularly interested in encouraging researchers who are just starting out in their research careers to participate in the Conference. We want to create a supportive environment where everyone learns from each other.

There will be three main themes running through the Conference, these are:

Theme 1: Understanding gender and 'performance': Exploring ways in which men and women behave or perform differently, or similarly, and the ways in which women are judged differently than men. This could include any aspect of the student experience (for example, access, learning and teaching, curriculum development, the PhD process) or any aspect of employment (for example recruitment and promotion, different academic tasks and the way they are valued, leadership, peer review).

Theme 2: Achieving gender equality in higher education: evaluating methods: Methods that have been tried to give greater value to women's work (or draw

attention to the advantages that men enjoy) and to achieve gender equality in terms of academic and employment outcomes. Evaluation of the success (or not) of these methods would be interesting.

Theme 3: Academics and practitioners working together: We would like to make a particular effort to bring together the work of academics and practitioners. This could be achieved through the submission of evidence based practitioner work, or academic papers that reflect on the practical implications of their findings. We especially encourage papers written jointly by academics and practitioners.

Further information: <http://business.brookes.ac.uk/events/genderinhe2005/>

NOISE Summerschool 2005: Intersecting Identities and Technological Imaginaries of Contemporary Cultures: Gender and Power From 4 – 18 September, Linköping, Sweden Tema Institute, Linköping University

The notion of the politics of locations is one of the epistemological foundations of feminist theory and gender knowledge. It has developed over the last twenty years from a political slogan into a fully-fledged methodological framework, which encompasses several theoretical variations. One of the most relevant aspects of this notion is that it explores the parameters for the kinds of subject positions that have become available as a result of changing gender roles in society. The politics of location, however, also works at the macro-level as a tool by which global power relations can be assessed in the light of feminist politics and gender concerns. This has led, among others, to discussions about the transnational nature of feminist subjectivity and to intersectional methods of analysis, which account simultaneously for a variety of axes of marginalization: gender, class, race, ethnicity, age, and sexuality.

Very inter-disciplinary in orientation, this two-week course presents approaches from the humanities (history, literature, the arts), from the social studies of science, and from the social sciences of anthropology and philosophy. Great emphasis will be placed on the both the semiotic and the material constructions of technologically mediated gendered cultures. Throughout this debate, cross-references will be made to the new technologies, and their overwhelming impact upon issues related to gender identity, power relations

and to the status of women and other minorities in contemporary societies.

This advanced training course offers a diversified, but coherent programme of study from an inter-disciplinary perspective. It is meant for advanced M.A students and all-level Ph.D students and it will provide special and separate tuition seminars to these two groups. The school consists of two clusters, which focus on the following themes: Cluster One: Intersectional Identities: Gender and Power; Cluster Two: Technological Imaginaries of Contemporary Cultures: Gender and Power

Further information: http://www.let.uu.nl/womens_studies/summer-school2005/index.php

NOISE central coordination: Prof. Dr Rosi Braidotti, International Office Women's Studies, Utrecht University, The Netherlands, E-mail: noise@let.uu.nl

II. Call for Papers

Welche Beiträge leisten aktuelle Ansätze feministischer Wissenschafts- und Technikforschung im deutschsprachigen Raum zum Körper-Technik-Diskurs? Workshop I am 20. Mai 2005 in Darmstadt

1. Zum Rahmen des ersten Workshops

Der Workshop ist ein erster Arbeitsschritt im Rahmen des Projektes „work in progress: Technik – Körper – Wissen im interdisziplinären Diskurs“, das in Anknüpfung an die Tagungen des Frauenforschungszentrums Darmstadt (ffz) „Gender & Science“ 2002 und „Technik – Körper – Wissen“ 2003 initiiert und vom Zentrum für interdisziplinäre Technikforschung der Technischen Universität Darmstadt (ZIT) gefördert wird.

Ausgehend von der Überlegung, dass gegenwärtige Frage- und Problemstellungen zu Technik – Körper – Wissen im Überschneidungsbereich von Natur-, Gesellschafts-, Geistes- und Technikwissenschaften zu verorten sind, wollen wir diesen interdisziplinären Diskurs anregen. Die Wechselwirkung zwischen sozialen und kulturellen Normen mit technischen Entwicklungen und Produkten geht nicht nur Gegenstand neuerer

feministische Technikforschung ein, sondern selbst Theorie bildend. Schlagwörter wie Kontextualisierung, Historisierung und Situierung von Technikforschung stehen für diese doppelte Dimension feministischer Technikforschung. Diese feministische Wissenschafts- und Technikforschung ist von ihrem Charakter her interdisziplinär angelegt und bildet eine Erkenntnis erweiternde Perspektive innerhalb des interdisziplinären Diskurses, wie er an der Technischen Universität Darmstadt und an anderen Hochschulen im deutschsprachigen Raum etabliert ist.

Der Workshop will zentrale Fragestellungen der Tagung zum Thema „Technik – Körper – Wissen“ vertiefen und zur Reflexion der interdisziplinären Arbeit mit ihren Schwierigkeiten und Herausforderungen anregen. Wir verstehen ihn als einen feministischen Beitrag zu einer selbstkritischen und reflektierenden Analyse der fachübergreifenden Auseinandersetzung mit dem Ziel, offene Fragen an Forschung und Lehre zu formulieren und in die verschiedenen Fächer und Forschungsfelder einzubringen.

Ziel des zweiten Workshops ist es, die gegenseitigen Anschlussfähigkeiten der feministischen Theorieansätze sowohl in den Sozial- und Geisteswissenschaften als auch in den Natur- und Technikwissenschaften zu Körper und Technik zu beleuchten und Strategien zur Förderung einer interdisziplinären Diskussions- und Forschungskultur zu entwickeln. Ebenso wird hier ein Schwerpunkt auf die Vermittlung der Ergebnisse des „work in progress“ in Forschung und Lehre gelegt werden.

Beide Workshops richten sich an Expertinnen und Experten in der Frauen- und Geschlechterforschung mit Bezug zur Wissenschafts- und Technikforschung und in den Natur- und Technikwissenschaften, die an einem interdisziplinären Diskurs zu diesen Fragestellungen interessiert sind und nach Anschlussmöglichkeiten in ihrer Forschung suchen. Die Ergebnisse der Workshops werden in einer Veröffentlichung dokumentiert.

2. Fragestellungen im ersten Workshop

Die gesellschaftliche Relevanz und Wirksamkeit von Geschlecht macht auch bezüglich der Natur- und Technikwissenschaften eine Re-Vision der Forschung unter feministischen Fragen nach Markierungen und Wirkungen der Kategorie Geschlecht notwendig. Innerhalb dieser Auseinandersetzung sind verschiedene Positionen auszumachen. Diskurse um feministische Standpunkte waren und sind Ausgangspunkt unserer Untersuchungen, von denen wir einige während unserer Tagungen 2002 und 2003 diskutieren konnten und die

wir weiterführend nutzen wollen. Der Workshop soll sowohl die „inner“ feministische Diskussion anregen als auch neue Entgrenzungen/Grenzziehungen zwischen Biologie und Gesellschaft, Natur und Kultur analysieren. Widersprüche und Paradoxien in der Darstellung und Produktion von Wissen und Technik/ Technologien und ihrer Entwicklungen sowie Wechselwirkungen zwischen Theorie und Empirie, Gesellschaft und Wissenschaft, Subjekten und Artefakten sind aus einer geschlechtssensiblen Perspektive zu reflektieren.

Es hat sich gezeigt, dass es nicht nur um ein Vermittlungs- oder Übersetzungsproblem zwischen den Wissenschaften geht, sondern eine historische Kontextualisierung von Wissenschaft macht sichtbar, wie sehr wissenschaftliche Paradigmen von ökonomischen und gesellschaftlichen Machtverhältnissen abhängen. Forschung und ihre normativ imaginären Implikationen werden unter dem historisierenden Blick erkennbar und zeigen als gegenwärtige Folge Verwissenschaftlichung und Medialisierung von Alltagserfahrungen.

Aktuelle feministische Perspektiven auf Technik/ Körper/ Wissen – Biomacht – sollen Gegenstand unserer gemeinsamen Reflexion sein mit folgenden Fragestellungen:

Was können einzelne feministische Theorieansätze bezüglich der Analyse naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in Bezug auf Technik und Körper leisten? Wie sind die Ansätze epistemologisch und methodologisch einzuordnen? Wo liegen einerseits Grenzen ihrer Aussagefähigkeit und wo sind gegenseitige Anschlussmöglichkeiten zwischen Technik- und Naturwissenschaften und Geistes- und Sozialwissenschaften zu sehen? Wenn Sie Interesse an diesem interdisziplinären Diskurs haben und Ihre Forschungsfragen und/oder -ergebnisse einbringen wollen, bitten wir Sie um die Zusendung eines Abstracts (nicht länger als eine Seite) und einer Kurzvita.

Wir freuen uns auf Teilnehmende aus allen Fachdisziplinen, die in diesem Bereich arbeiten, insbesondere auch auf Nachwuchswissenschaftlerinnen und –wissenschaftler.

Bitte senden Sie Ihr Abstract bis zum 15. April 2005 an:

Frauenforschungszentrum Darmstadt,
Alexanderstraße 6, 64283 Darmstadt;
Fax: (0 61 51) 16 5150;

Email: info@ffz-darmstadt.de;

für telefonische Rückfragen: (0 61 51) 16 48 38.

Workshop: „Achsen der Differenz“ – Soziale Ungleichheiten und Medien
7./8. Oktober 2005, Frankfurt a, Main

veranstaltet von der Fachgruppe Medien, Öffentlichkeit und Geschlecht in der DG PuK und der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS in Kooperation mit dem Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien der JWGoethe-Universität Frankfurt/M

Der geplante Workshop konzentriert sich auf soziale, kulturelle und ethnische Diversität und Pluralität. Den Ausgangspunkt bilden ungleiche soziale Verhältnisse und Probleme sozialer Integration, also Phänomene, die einem kontinuierlichen sozialen Wandel unterliegen und oft genug in Widerspruch zu geltenden Gleichheitsansprüchen moderner, demokratischer Gesellschaften geraten. In feministischen Diskussionen, besonders in postkolonialen Theorien und der Migrationsforschung, gibt es vielfältige Überlegungen zur systematischen Bedeutung und ungleichheitsrelevanten Wirkung von Grenzziehungen, beispielsweise entlang von Hautfarbe, Ethnizität, Klasse und Sexualität.

Seit dem 'constructivistic turn' wird in der Soziologie verstärkt diskutiert, wie das Verhältnis von (sozial) strukturellen, 'harten', Ungleichheit konstituierenden Faktoren und ihrer symbolisch-kulturellen Vermittlung empirisch und theoretisch gefasst werden kann. Hier kommt den Medien eine wichtige Rolle zu. Sie liefern Wirklichkeitskonstruktionen und Bedeutungszuweisungen, die je nach gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen sowohl Wandel als auch Kontinuität befördern können. So kommt den Massenmedien in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen eine nicht zu unterschätzende Funktion zu. Wie werden - so ist zu fragen - gegenwärtig gesellschaftliche Diversität, Pluralität und sozialstrukturelle Veränderungen in medialen (Macht-) Diskursen aufgegriffen, interpretiert, legitimiert, bzw. kritisiert? Wie wird ethnische und geschlechtliche Vielfalt in den Medien reflektiert und welche Konzepte von Inklusion und Exklusion, Integration und Desintegration werden dabei sichtbar? Gibt es Annahmen darüber, wie diese Konzepte in alltagsweltliche Wissensrepertoires übernommen werden und welche handlungsleitende Kraft sie entfalten? Antworten auf diese wissenschaftlich noch unterbelichteten Fragen zu finden, wird im Mittelpunkt der Veranstaltung stehen. Dabei ist die Einbeziehung non-fiktionaler und fiktionaler Medienprodukte beabsichtigt.

Mit dem Workshop soll ein Zusammengehen von theoretischen Diskussionen und empirischer Forschung profiliert und der interdisziplinäre Austausch zwischen

der Medien- und Kommunikationswissenschaft und der Soziologie gefördert werden. Das Aufeinandertreffen von und der Austausch zwischen unterschiedlichen (Fach-)Perspektiven können dabei sicherlich fruchtbare Anstöße geben.

Die Strukturierung des Themas „Soziale Ungleichheiten und Medien“ erfolgt entlang folgender Arbeitsschwerpunkte: 1. Ungleichheit / Diversität und ihre symbolisch-kulturelle Vermittlung in der geschlechtersoziologischen Debatte; 2. Das Verhältnis von Massenmedien und sozialem Wandel (Prozesse der Anerkennung von Vielfalt oder hierarchisierender Differenzkonstruktionen); 3. Diversität in massenmedialen Präsentationen, journalistischem Handeln und Aneignungsprozessen

Der Workshop findet an der Universität Frankfurt statt. Er will Wissenschaftler/innen zusammenführen, die aus unterschiedlichen Blickrichtungen zum Thema beitragen. Neben einer Bestandsaufnahme und kritischer Diskussion sollen wissenschaftliche Perspektiven und weiterführende Forschungsideen entwickelt werden.

Die Koordinatorinnen bitten um Einsendung von 1-2seitigen Abstracts bis zum 13. Mai 2005 an: gabriele.mordt@soziologie.uni-halle.de oder Wischermann@soz.uni-frankfurt.de

III. Sonstige Informationen

VINGS – Qualifizierungsangebot Gleichstellung
Weiterbildungsstudium für Gleichstellungsarbeit und Führungskräfte – www.vings.de

Die FernUniversität in Hagen bietet ein Qualifizierungsprogramm zur Gleichstellung für Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte sowie für Führungskräfte - VINGS Qualifizieren- an. Es vermittelt sowohl wissenschaftliche wie praktische Grundlagen als auch aktuelles Wissen der Gleichstellungsarbeit. Es besteht die Möglichkeit, ein Gesamtzertifikat zu erhalten oder auch einzelne Kurse gezielt zu belegen.

Zielgruppe

Angesprochen sind Frauen und Männer, die in allen Bereichen öffentlicher wie privater Institutionen und

Organisationen mit Gleichstellungsarbeit befasst sind oder sich auf eine solche Aufgabe vorbereiten wollen. Darüber hinaus richtet sich das Programm an Beschäftigte im Personalwesen und an Menschen in politischen Ämtern und in Führungspositionen. Somit deckt VINGS-Qualifizieren ein breites Bedarfsspektrum in sämtlichen gleichstellungsrelevanten Arbeitsfeldern von Hochschulen, Kommunen, Ministerien, nachgeordneten Behörden, in der privaten Wirtschaft, in Verbänden, Vereinen, Parteien und bei kirchlichen Einrichtungen ab.

Ziele

Ziel des Angebots ist, die für die Frauen- und Gleichstellungsarbeit notwendigen Grundlagen bereit zu stellen, die für Gender Mainstreaming in allen Bereichen erforderlichen Kenntnisse zu vermitteln und gleichzeitig für Führungsaufgaben zu qualifizieren. Mit dieser besonderen Ausrichtung wird aktiv der Gefahr entgegen getreten, dass Gleichstellungsarbeit für die in diesem Bereich Tätigen zu einer Karriere-Sackgasse wird. VINGS will damit außerdem einen Beitrag zur Professionalisierung der Gleichstellungsarbeit liefern.

Inhalte

Inhaltlich sind die Seminare und Kurse des Qualifizierungsangebots auf die Aufgaben und Ziele der Gleichstellungsarbeit, auf Umsetzungsstrategien, typische Problemfelder, Gleichstellungsarbeitsmanagement u.a. ausgerichtet. Neben dem Angebot an übergreifend relevanten Modulen werden gesonderte Kursmaterialien für die kommunale und die hochschulbezogene Gleichstellungsarbeit angeboten sowie ein Modul zur Gleichstellung in der Wirtschaft.

Das Curriculum von VINGS-Qualifizieren umfasst folgende Kurse:

Grundlagen der Gleichstellungsarbeit

- 1 Einführungskurs: Grundlagen der Gleichstellungsarbeit
- 2 Praxis der Gleichstellungsarbeit

Felder der Geschlechterpolitik

- 3 Rechtsfragen des Zusammenlebens
- 4 Arbeitsrecht und Personalpolitik
- 5 Körper und Geschlecht

Handlungsfelder der Gleichstellungsarbeit

- 6 Grundlagenkurs: Praxisfelder
 - Praxisfeld Verwaltung
 - Praxisfeld Hochschule
 - Praxisfeld Betrieb

Ergänzungskurse

- Equal Opportunities and Non-Discrimination in European Law
- Equal Opportunities in Comparative Perspective (mit Videokonferenzen)

in Vorbereitung

- Kompaktkurs Gender Mainstreaming

Beschreibungen der Kursinhalte finden sich im Internet auf der Homepage www.vings.de.

Die Kurse bieten für die Gleichstellungsarbeit notwendiges soziologisches, psychologisches und rechtliches Wissen an. Einbezogen ist dabei immer die historische und politische Perspektive. Hinzu kommt die Vermittlung von Qualifikationen für Managementaufgaben. Die englischsprachigen Kurse sollen zusätzlich Sprachkompetenz in der für Gleichstellungsarbeit wichtigen englischen Terminologie vermitteln.

Zusätzlich zum Grundlagenprogramm werden ergänzende Kurse in Kooperation mit anderen Bereichen der FernUniversität angeboten, wie z.B. die Schreibwerkstatt „Gender und Schreiben“ und der englischsprachige Kurs „Equal Opportunities in Comparative Perspective“. Als Autorinnen wirken Frauen aus Wissenschaft und Praxis mit.

Methode

Die Kursinhalte sind dem Medium entsprechend multimedial aufbereitet, d.h. ein schriftlicher, für die Lesbarkeit am Bildschirm besonders gestalteter Lehrtext ist angereichert mit Ton- und Videosequenzen, Bildmaterial, Mindmaps, Statistiken, die zum Teil auch animiert sind, Links zu thematisch passenden Internetangeboten, weitere ergänzende Texte u.a. Eingefügt sind auch bildgeleitete Sequenzen, die von einem gesprochenen Text begleitet werden. Für die gemeinsame Arbeit zum Austausch von Materialien untereinander wird in ausgewählten Kursen der virtuelle Arbeitsraum CURE genutzt. Die virtuelle Kommunikation findet bei VINGS durch regelmäßige Rundschreiben per Email, individuelle Mail-Korrespondenz, Newsgroups und Chats statt. Natürlich wird zusätzlich auf hergebrachte und bewährte Weise telefoniert. Präsenzphasen sind optional. Angeboten werden Seminare und Trainings zur Vertiefung von Kursinhalten sowie Einführungsveranstaltungen zur Vorbereitung auf das Studieren mit VINGS.

Zeitlicher Aufwand

Das Angebot kann in einem Jahr absolviert werden. Das Arbeitsvolumen erstreckt sich dann auf 32-36 Studienwochen mit jeweils ca. 10 Stunden. Je nach Arbeitsbelastung der Teilnehmenden kann die Bearbeitung aber auch zeitlich gestreckt werden.

Abschluss

Den erfolgreichen Abschluss des Weiterbildungsstudiums „Qualifizierungsangebot Gleichstellung“ bescheinigt ein Zertifikat der FernUniversität in Hagen. Für den Abschluss müssen insgesamt vier Kurse erfolgreich bearbeitet und eine Abschlussarbeit verfasst werden. Es besteht auch die Möglichkeit, sich einzelne Kurse zertifizieren zu lassen.

Teilnahmebedingungen

Die Teilnahmebedingungen richten sich nach dem Hochschulgesetz des Landes Nordrhein-Westfalen. Danach ist die erforderliche Eignung im Beruf, insbesondere durch Berufsausbildung und Studium oder auf andere Weise nachzuweisen.

Kosten

Die Grundgebühr beträgt pro Semester € 25. In dieser Grundgebühr sind die allgemeinen Leistungen der FernUniversität in Hagen für eingeschriebene Studierende enthalten, wie z.B. die kostenlose Benutzung der Hochschulbibliothek, die Einrichtung eines E-Mail-Accounts etc.

Für die einzelnen belegten Kurse fallen Kursgebühren an. Diese beträgt € 150 pro Kurs.

Anmeldung

Die allgemeinen Anmeldefristen laufen jeweils bis zum 15.04. für das Sommersemester und bis zum 15.10. für das Wintersemester. Nachmeldungen sind möglich. Das Anmeldeformular findet sich auf der Website <http://www.vings.de/qualifizieren>.

VINGS Team

Leitung: AOR' Ulrike Schultz
FernUniversität in Hagen
Zentrum für Fernstudienentwicklung (ZFE)
In der Krone 17
58099 Hagen
Telefon: 02331 987 4219 oder 4206
Fax: 02331 688896
E-Mail: qualifizieren@vings.de